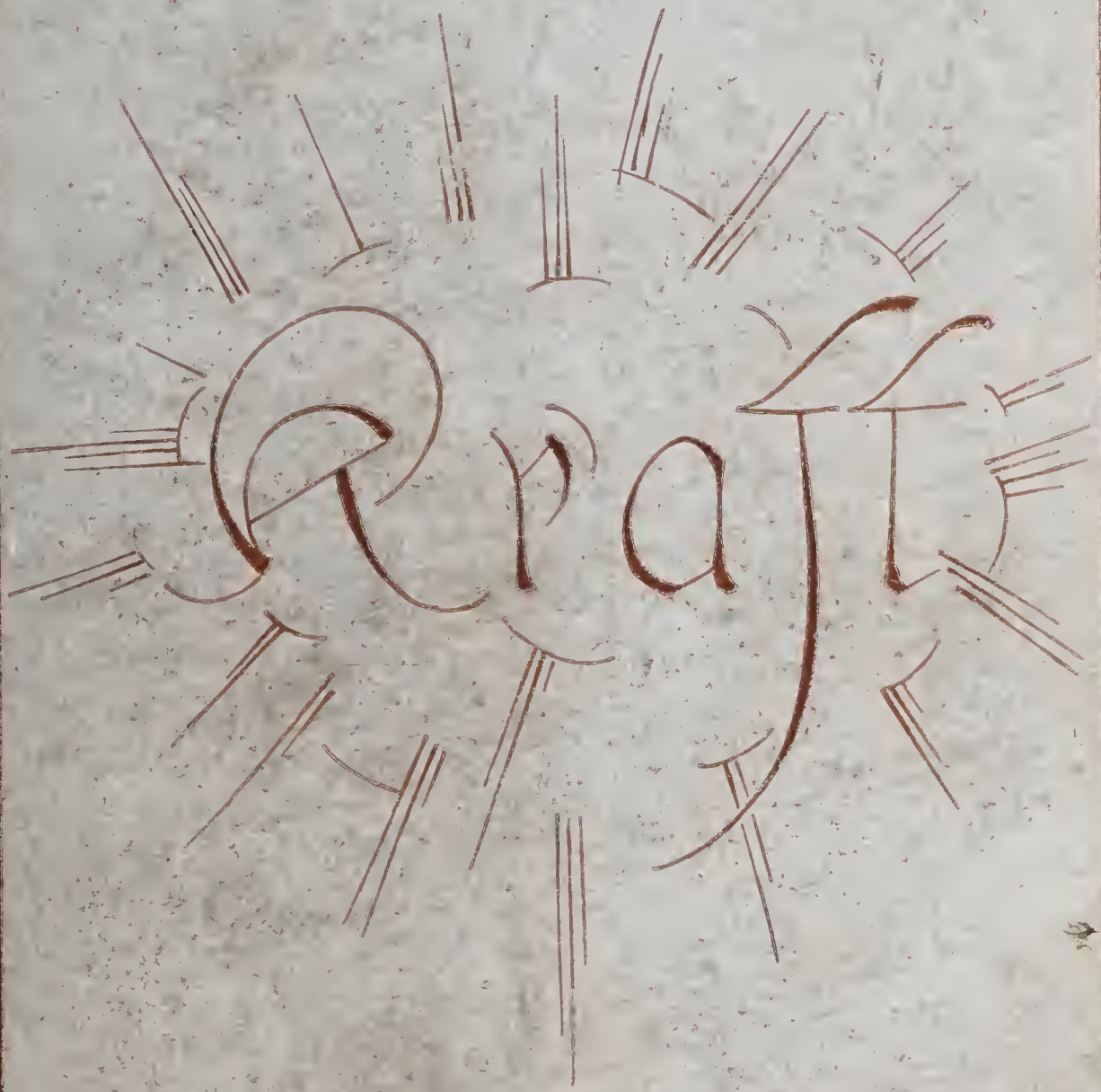
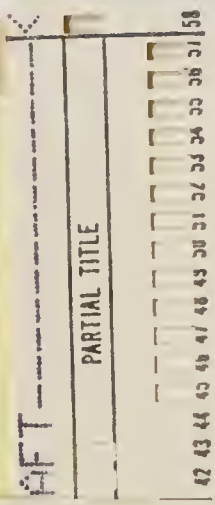
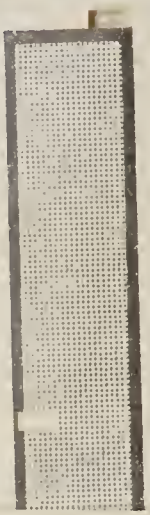
FRITZ MAUTHNER



a 00000 38030 4





THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2625
.A843
K72
1920

Ullstein-Bücher

Eine Sammlung
zeitgenössischer Romane

Kraft

Roman von

Fritz Mauthner

PT 2625
.A843
K72
1920

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Alle Rechte, einschließlich des Rechts der Uebersetzung, vorbehalten
Amerikanisches Copyright 1929 by Ullstein & Co, Berlin

Erstes Kapitel

Es war im März, ein sommerheißer Tag. Noch kein Blatt und keine Knospe an den Bäumen der Straßenallee und an den Sträuchern der Vorgärten; die Spatzen zwischen den Gleisen der Pferdebahn spektakelten, und die Menschen ergingen sich in ihren neuen, hellen Kleidern.

Es war in der Hauptstraße von Charlottenburg, nur wenige Minuten vom Schloß entfernt. Die kleine Villa mit dem schmalen, tiefen Garten gehörte dem Major von Offendorff, der vor fünf Jahren das schreckliche Unglück gehabt hatte. Bei Versuchen mit einer neuen Pulvermischung war eine Granate krepiert, drüben, hinter Tegel. Ein Unteroffizier und zwei gemeine Artilleristen waren getötet worden. Von ihnen sprach der Major heute noch mit Neid. Und am Jahrestag der Explosion beschenkte er regelmäßig die Hinterbliebenen, damit die doch auch einen lustigen Tag hätten.

Der Major war als Krüppel leben geblieben; nach seiner oberflächlichen Schätzung hatte er noch drei Viertel seines Körpers behalten. Es fehlte fast nichts als das linke Bein, ein Stück aus dem rechten, der ganze linke Arm und einige Kleinigkeiten am Kopf. Ob von seiner Seele auch noch drei Viertel übrig waren? Kaum die Hälfte.

Major von Offendorff war heute ergrimmt über die verfrühte schöne Jahreszeit. Sonst, im Sommer, war es ihm ein Genuß, in seinem Vorgarten zu sitzen, vielmehr wie ein hilfloses Kind in seinem Rollwagen zu liegen, bis zum Hals hinauf mit der schwarzen Samtdecke zugedeckt, in der kleinen

Laube, in die von der Straße her kein Blick eindringen konnte. Durch das Fliedergebüsch am Gitter und durch das dichte Geranke des wilden Weins an der Laube war er vor den Blicken der Leute geschützt, sie vor seinem Anblick. Jetzt freilich nicht, im März. Aber sonst konnte er hier versteckt lesen oder schreiben. Ein besonderes Tischchen hatte er dafür erfunden.

Heute schämte er sich vor den sonntäglich geputzten Menschen, die alle lachen und gehen konnten. Gehen! Gehen und laufen wie Kinder, wie Menschen! Aber die warme Sonne hatte ihn doch herausgelockt, sich die Kirchenbesucher anzusehen und die Spaziergänger, den vollen Pferdebahnwagen nachzublicken, den Droschken und den Equipagen. Nicht einmal kutschieren konnte er mehr mit der verdammten einen Hand.

Das große, lateinisch gedruckte Buch war mit der rechten Hand auf die Decke gesunken. Wolfgang von Ossendorff hatte den Kopf zurückgelehnt und die Augen halb geschlossen. Wer ihn so durch das dürre Geäst bemerkte, sah vielleicht einen hübschen Mann von höchstens vierzig Jahren. Dichtes, braunes Haar, nur an den Schläfen ergraut und sorgfältig gescheitelt und geordnet. Kluge, gute Augen, unter dem dichten Schnurrbart ein feiner, nicht zu kleiner Mund, aus dem bei jedem nervösen Zucken des schmalen Gesichts weiße Zähne hervorschimmerten. Die tadellos rasierte rechte Wange braun und bleich. Um seinen Kopf spielte ein leiser Duft von Veilchenextrakt, dem Lieblingsparfüm seiner Frau. Von rechts, vom Hauseingang her, sah man übrigens die Narbe nicht, die hart von seinem linken Auge über die Schläfe zum Halse hinunterging, eine entsetzliche, braunrote Narbe mit dunklen Rändern.

Wenige Minuten vor zehn Uhr öffnete sich die Haustür, und Frau von Ossendorff trat heraus. Eine schöne, schlanke Blondine, die verlegen aussah wie ein sechzehnjähriges

Mädchen, das auf seinem ersten Ball um den ersten Tanz gebeten wird. Sie mochte noch nicht dreißig Jahre alt sein. Sie trug ein einfaches, braunes Seidenkleid, darüber einen leichten, schwarzen Spitzenmantel. Auf den weichen, blonden Haaren ein schwarzes Spitzenhütchen.

Sie nestelte ein widerspenstiges Knöpfchen ihrer Handschuhe zu und rief dabei in den Hausflur zurück:

„Sagen Sie meinem Mann, daß ich zum Frühstück zurück bin."

Dann wurde hinter ihr die Tür geschlossen.

„Du gehst wohl in die Kirche?" fragte Ossendorff laut, mit einer so tiefen, gütigen Stimme, daß der spöttische Ausdruck der Frage darin verloren ging.

Frau von Ossendorff schrak zusammen. Das verlegene Lächeln auf ihrem Munde verschwand nicht, es trat aber ein frauenhafter Zug ernsten Zwanges hinzu. Nur für einen Augenblick. Ruhig und freundlich ging sie in die Laube und sagte:

„Du bist draußen, Wolfgang? Ich wußte das nicht. Ich glaubte, du wärest in deinem Laboratorium."

Ossendorff schloß die Augen. Und so fragte er noch einmal spöttisch und gütig:

„Du gehst wohl in die Kirche?"

„Du weißt, ich mache meinen Spaziergang."

Ossendorff öffnete die Augen wieder, blickte seine Frau lange an und sagte:

„Ja, ja, gehe nur. Weit. Weit von hier. Wenn du irgendwo schon etwas Harzgeruch finden solltest, so bringe mir etwas davon in deiner lieben Hand mit. Sonst nichts, Anna Maria. Nicht wahr, sonst nichts?"

Frau von Ossendorff, die ihr Mann gern mit ihrem vollen Namen rief, die aber sonst Marianne genannt wurde, senkte den Kopf, als ob sie ihren Mann auf die Stirn küssen wollte.

Aber sie brachte es nur dazu, ihm mit dem Handschuh einmal flüchtig über die Haare zu fahren und dann über die schwarze Samtdecke.

„Auf Wiedersehen, Wolfgang."

„Und ich habe mich so darauf gefreut. Du solltest heute an meiner rechten Seite sitzen. Glaubst du nicht, daß wir das den Leuten schuldig sind, die vorüberkommen? Die Polizei sollte anordnen, daß du neben mir bleibst, wenn ich mich öffentlich zeige. Aber befehlen will ich nicht."

Frau von Ossendorff atmete einmal tiefer als sonst, dann sagte sie: „So bin ich in einer halben Stunde wieder da."

Und während Ossendorffs Augen unmerklich aufleuchteten, ging sie gemessen davon, rechts die Hauptstraße hinauf, dem Schlosse zu. Ihr Mann folgte ihr mit den Blicken und fand ihren Kopf noch lange heraus aus der Menge, trotzdem immer dichter und dichter sich Gitter und dürres Strauchwerk und Menschen dazwischen schoben.

Anna Maria von Ossendorff verfolgte ruhig ihren Weg, ging dann quer über den Grasplatz vor dem Schlosse und trat durch den Seiteneingang in den öffentlichen Garten ein. Wenige Schritte weiter kam ihr mit höflichem Gruß, aber mit dem Ausdruck eines vertrauten Menschen, ein hochgewachsener Mann entgegen. Auch er war wenig über dreißig Jahre alt. Haar und Bart, ein kurzer, weicher Vollbart, von dunklem Rotbraun. Man hätte ihn nach seinem anständigen und doch nicht durchaus modischen Anzug, vielleicht sogar nach seinem großen, schwarzen Filzhut und gewiß nach seinen freien, wie triumphierenden Augen für einen Künstler oder so etwas gehalten. Er hielt sich eigentlich militärisch gerade; nur sein Kopf war ein wenig auf dem allzu starken Nacken vorgeschoben.

Es war der Rechtsanwalt Doktor Robert van Tenius, der hier mit Marianne von Ossendorff eine Verabredung hatte.

Sie reichten einander die Hand und hielten sie ein wenig länger fest, als vor Zeugen schicklich gewesen wäre. Dann sagten beide zu gleicher Zeit: „Ich danke dir.“ Und dann lachten beide wieder zu gleicher Zeit. Er reichte ihr den Arm, und sie gingen einige Minuten lang stumm die nächste Allee entlang. Der Garten war fast leer, und sie hatten schon die Erfahrung gemacht, daß sie hier keine Bekannten trafen. Sie fühlten sich ganz sicher. Zudem war der Rechtsanwalt, der nicht weit vom Zentralbahnhof wohnte, kaum einem Charlottenburger bekannt, und auch Frau von Ossendorff hatte so gut wie gar keinen Verkehr.

Sie gingen in stillem Glück nebeneinander her. Plötzlich summte van Tenius leise vor sich hin: „Nun muß sich alles, alles wenden.“ Marianne schüttelte kaum merklich den Kopf, und ihre Augen wurden feucht.

„Nicht! Nicht so! Mach' keine Pläne! Nicht an die Zukunft denken! Nicht! Die könnte uns nur traurig machen. Und ich möchte die guten Stunden, die ich dich habe, nicht traurig sein. Die seltenen Stunden!“

„Herz!“

„Und heute, Robert, kann ich nur wenige Minuten bleiben. Frage nicht. Ich muß, ich bin es ihm schuldig.“

Van Tenius blieb mit verdüsterten Augen stehen.

„Wie du willst, mein Herz, und wie du mußt. Nichts Neues?“

Mit wehmütiger Ergebenheit antwortete Marianne: „Nichts Neues.“ Van Tenius blickte ihr mißtrauisch in die Augen: „Gewiß nicht?“

„Sei ruhig, Robert, es könnte nicht anders werden zwischen uns, auch wenn er nicht der gütigste, beste Mann wäre, der rücksichtsvollste.“

Wieder wurden ihre Augen feucht, und van Tenius drückte ihren Arm fester an sich.

„Weißt du, mein liebes Herz," sagte er mit trübem Lächeln, „wir sind eigentlich ein drolliges Liebespaar. Wir kommen heimlich zusammen, um deinen Mann zu loben und uns gegenseitig zur Resignation aufzumuntern. Und doch haben wir einander so lieb. Nicht wahr? Wer mir das wohl zugetraut hätte! Auch nicht einer von meinen Korpsbrüdern in Bonn, wo ich Robert der Teufel hieß."

„Ich weiß. Es gibt aber auch gute Teufel."

„Du, reize den Teufel nicht!"

Marianne lachte kindlich.

„Ich weiß ja. Man erzählte mir die schrecklichsten Geschichten über dich, damals ... in Koblenz. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß du noch immer so jähzornig bist."

„Du hast mich zahm gemacht, Marianne. Es ist wirklich nicht zu glauben. Seit zwei Jahren habe ich dich nicht wieder ... vor zwei Jahren habe ich dich geküßt, da. Du ... du ... auf diese Lippen ..."

„Sei artig, Robert!"

„Und seitdem nicht wieder!"

„Robert, ich habe ein dankbares Gedächtnis. Ich fühle deinen Kuß immer noch."

„Und ich wahrhaftig auch den deinen, mein Herz. Aber es ist sinnlos. Den ersten und den letzten Kuß. Mir so etwas! Dem Kerl mit dem Stiernacken, dem Menschen ohne Sentimentalität und ohne Gespensterfurcht. Ich muß dich wohl liebhaben."

Sie blieben stehen, Arm in Arm, und wandten sich ein wenig zueinander. Marianne blickte den geliebten Mann freudig an und sagte endlich:

„Es ist uns nicht anders möglich, uns nicht."

Fest und stolz stand sie da, und das verlegene Lächeln um ihren Mund erschien jetzt deutlich als ein äußerliches Spiel ihrer Gesichtslinien.

Wieder ging sie ein Stück weiter. Marianne erzählte wörtlich das kurze Gespräch mit ihrem Gatten.

„Du verstehst," sagte sie dann, „wir müssen jeden Wunsch erfüllen. Der arme Mann! Wie er sich quält! Sich ganz allein. Wenn er wüßte, wie hart die fremden Menschen sind, er würde nicht glauben, daß sein Anblick sie so verletzt."

„So kannst du nicht bei mir bleiben?"

„Komm zu Tisch. Es ändert ja nichts zwischen uns, ob er dabei ist oder nicht."

„Für mich doch, mein Herz. Ich bin nicht eifersüchtig, nein, aber es ändert doch viel. Und heute könnte ich gar nicht kommen. Ich habe eine Berufspflicht."

„Am Sonntag?"

„Ein merkwürdiger Fall. Ich will es dir erzählen, wenn wir einmal mehr Zeit haben. Fühlst du denn nicht auch, Herz, daß wir so einen Frühlingstag nicht versäumen dürfen? Marianne, kannst du mir nicht heute eine ruhige, glückliche Stunde schenken?"

Sie bewegte die Hand, die in seinem Arm lag, und berührte so seine Finger. Sie schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen, dann sagte sie entschlossen:

„Du hast recht. Nach Tisch kann er mich am besten entbehren. Sei um fünf Uhr — hast du dann Zeit?"

Van Tenius schaute sie statt aller Antwort freudig an.

„So sei um fünf Uhr wieder hier, nein draußen am Eingang. Wir machen dann einen weiten Spaziergang."

„Im Wagen? Ist es dir recht?"

„Alles, wie du es anordnest. Und nun sei gut und erzähl', was dir begegnet ist. Wir haben uns seit Donnerstag nicht gesehen."

Sie plauderten freundlich von gleichgültigen Dingen. Van Tenius erzählte einiges aus dem Berufsleben und geriet mit seinen Mitteilungen schließlich so sehr ins kleine,

daß er sogar erzählen mußte, wo und wie er gestern mittag und abend gegessen hatte.

Sie hatten die Gewohnheit angenommen, zur gleichen Zeit zu speisen, die gleichen Bücher zu lesen, dieselbe Zeitung zu halten und nur am selben Abend ins Theater zu gehen. Und wenn sie einen bescheidenen Spaß haben wollten, so aßen sie dasselbe zu Mittag, sie in Charlottenburg und er in der Dorotheenstraße. Dann trank er ihr im Geiste die Blume zu von jedem Glas.

„Wie oft gestern?" fragte sie lachend.

„Dreimal nur," sagte er; „ich bin brav gewesen."

„Ich muß jetzt gehen. Also: auf Wiedersehen, Robert, um fünf Uhr. Du Aermster. Wie oft du den weiten Weg machst."

Wieder preßte er ihren Arm, und sie schritten dem Ausgang zu. Dreimal wollte sie ihm Adieu sagen, und dreimal begleitete er sie noch weiter. Ueber die Pforte hinaus bis über den Grasplatz. Mitten unter den Spaziergängern erst trennten sie sich, mit einem langen Händedruck, ohne ein Wort zu sprechen. Marianne wandte sich dann nicht mehr nach ihm um und ging leichten Schritts nach Hause zurück. Van Tenius sprang in den Pferdebahnwagen und verbarg sich dort in einer Ecke vor den scharfen Augen Ossendorffs.

Zu Hause reichte Marianne ihrem Manne die Hand und wollte dann ins Haus, um abzulegen. Ossendorff aber bat, gleich so, wie sie war, neben ihm Platz zu nehmen.

„Ich bilde mir dann ein, du wärest nicht meine Frau, die ihre Pflicht und Schuldigkeit erfüllt, sondern eine Freundin, eine wunderschöne, liebe Freundin, die freiwillig zu mir kommt, die freiwillig neben mir aushält, freiwillig und ohne Reue. Nicht wahr, teuerste, gnädige Frau, nicht wahr, teuerste Freundin, so ist es auch? Sie besuchen freiwillig Ihren armen Freund und sind nicht böse auf ihn?"

„Nein, Herr von Ossendorff."

Marianne ging auf den Scherz ein, und ihr Gatte machte ihr ganz allerliebst den Hof; er lobte ihre Kleidung, lehrte sie wieder einmal einige Grundsätze eines vornehmen und persönlichen Geschmacks und zeichnete schließlich auf sein Notizblatt einen neuen Mantel auf, wie er sich ihn für die Gestalt Anna Marias zusammengeträumt hatte. Sie war Weib genug, um von seiner Galanterie gefesselt zu werden, und versprach ihm gern, sich so einen Mantel anfertigen zu lassen.

„Wenn die Schneiderin deine Zeichnung versteht."

„Das wäre nicht übel," rief Ossendorff lebhaft. „Ich habe Pläne gezeichnet, um Paris und Kronstadt einzunehmen, ich habe Feldzüge zwischen Rußland und England berechnet, ich habe sogar Bombentabellen entworfen. Da werde ich doch in meinem pensionierten Stande noch fähig sein ... Anna Maria, ich betrachte es als eine künstlerische Aufgabe, für dich den richtigen Rahmen zu komponieren, und ich wäre ein zufriedener Mensch, wenn es mir damit einigermaßen gelänge."

Und er streckte verlangend die Hand nach ihr aus. Wieder beugte sich Anna Maria über ihn hinab; sie berührte mit ihren Lippen zuckend sein Haar und strich mit der Hand über seine schwarze Samtdecke, die jetzt flach wie ein Sargtuch über ihm lag. Ein leises Stöhnen drang aus seinem Munde, sein Schnurrbart zitterte. Und er legte seine Hand voll auf ihre. Dann zog er sie wieder zurück, nickte seiner Frau freundlich zu und sagte:

„Verzeih. Es ist nur, weil der Frühling wie ein Tolpatsch gekommen ist. Draußen auch."

Sie frühstückten in der Laube, und dann vertiefte sich Ossendorff in sein Buch. Es war eine streng wissenschaftliche Untersuchung über das Verhalten von Luftarten bei

starkem Druck. Anna Maria blieb die längste Zeit neben ihm sitzen und schrieb unter seinem Diktat allerlei Notizen auf. Er dankte ihr jedesmal ganz fröhlich, wenn sie eine lange mathematische Formel richtig zu Papier gebracht hatte.

Sie verstand diese Dinge nicht recht, aber sie hatte es gelernt, ihren Mann dennoch bei der Arbeit zu unterstützen. Von Zeit zu Zeit erklärte ihr Ossendorff die Bedeutung und die Wichtigkeit der Formel und freute sich, wenn sie nur zuhörte. So oft sie ins Haus ging, legte er das Buch hin. Er hatte es verlernt, zu arbeiten, wenn seine Frau nicht an seiner Seite war.

Um vier Uhr aßen Ossendorffs zu Mittag, heute allein. Kurz vorher erschien der Diener, des Majors ehemaliger Bursche Franz, im Garten und rollte den kleinen Wagen ins Haus. Anna Maria blieb, bis Franz wiederkam und meldete, der Herr Major seien „installiert".

Nach seinem Unglück, auch lange noch nach seiner Heilung hatte Ossendorff es nicht geduldet, daß Anna Maria mit so einem Krüppel zu Tische saß. Sie hatte sich dieses Recht wie eine Gunst erkämpfen müssen. Aber von den Bedingungen, die der Major vor vier Jahren endlich dafür gestellt hatte, ließ er auch jetzt noch keine nach. Das Speisezimmer war ein halbdunkler Raum, und dem dunkelsten Winkel wandte der Hausherr seine linke Körperseite zu. Die schwarze Samtdecke bedeckte ihn auch hier links bis zur Schulter. Anna Maria mußte an dem ovalen Tische zu seiner Rechten sitzen, so daß sie niemals seine Narben erblicken konnte. Erst wenn alles in Ordnung, wenn er „installiert" war, wie Franz zu sagen gelernt hatte, durfte Anna Maria durch die Tür eintreten, die nicht weit vom einzigen Fenster nach dem Nebenraum durchgebrochen war. Wenn sie dann Platz genommen hatte, so war Ossendorff der liebenswürdigste Wirt. Mit sicherer Ungezwungenheit plauderte er mit ihr über

Natur und Kunst, erzählte aus dem Vorrat seines Wissens und seiner kleinen Erinnerungen, und seine Augen leuchteten nur boshaft auf, wenn Anna Marias Interesse ernsthaft erregt war und sie durch eine unschuldige Bemerkung verriet, daß sie den elenden Zustand des Gatten vergessen hatte. Anna Maria durfte ihm die Speisen auflegen und das Fleisch vorschneiden. Aber so häufig wie möglich waren die Gerichte derart gewählt, daß Ossendorff mit seiner einen Hand gleich zulangen konnte. Das Brot brach er geschickt allein, und ein Fremder hätte kaum wahrnehmen können, daß ein verstümmelter Mensch seine Mahlzeit einnahm.

Auch heute war Ossendorff beim Mittagessen recht liebenswürdig. Er unterdrückte sogar die kleinen Selbstironien, mit denen er sich tagsüber sonst bei seiner Umgebung gewissermaßen dafür zu entschuldigen pflegte, daß er da war. Er sprach von dem letzten Stück des Königlichen Schauspielhauses. Da er es nicht für sein Recht hielt, ein Theater zu besuchen, seiner Frau aber das Vergnügen nicht stören wollte, so pflegte er das Drama, das sie sah, zu Hause zu lesen, sich dann aber von ihr den Eindruck aufs Publikum berichten zu lassen und schließlich mit ihr und mit der Kritik seiner Zeitung behaglich zu streiten. Heute hatte er seinen guten Tag. Wenn sonst vom Naturalismus die Rede war, liebte er es, sich selbst als den leider lebenden Beweis dafür hinzustellen, daß die Wirklichkeit getreu zu schildern nicht Aufgabe eines Dichters sein könne.

„Den Kerl möchte ich sehen," hatte er oft ausgerufen, „der mich in einer Dichtung unterbringen könnte. Ein Höllenbreughel vielleicht, und dann würden noch die Teufel Reißaus nehmen. Und ich bliebe allein im Schmorofen."

Heute war er milde auch gegen die neueste Schule, er nickte gelassen, als seine Frau erzählte, ein ganz Moderner hätte seinen Einzug ins königliche Theater gehalten. Ossendorff

wandte seiner Frau niemals bei Tisch das Gesicht zu. Er konnte ihr seine Zustimmung nicht mit den Augen ausdrücken und lobte sie deshalb um so häufiger mit Worten. Er hatte eine besonders feine Art, sie zu belehren. Zuvorkommend wie ein wohlerzogener Leutnant, seines Wortes sicher wie ein Gelehrter und aufmerksam wie ein Bräutigam legte er ihr seine Meinung wie zur Auswahl vor. Und Anna Maria konnte gerade bei den gemeinsamen Mahlzeiten völlig vergessen, daß das Unglück ihres Mannes auch ihr Leben zerstört hatte.

Nur ein Gespräch fürchtete sie, und auch heute, während sie für ihren Mann einen Apfel schälte, kam es dazu. Er nannte den gemeinsamen Freund van Tenius.

Ossendorff sprach vom Rechtsanwalt oft und immer in Ausdrücken der Achtung und des Wohlwollens. Er ließ sonst nur technische Offiziere und geistige Arbeiter, wie Künstler und Gelehrte, gelten. Alle anderen Menschen waren ihm Geschäftsleute oder Faulenzer; und unter den Geschäftsleuten, die er gerade kannte, war selten einer, der ihm gefiel. Aber van Tenius war so einer. Trotz ihrer verschiedenen politischen Ansichten fanden sie in jedem Streit einen gemeinsamen Punkt, und der schien dann beiden Herren gewöhnlich das Wichtigste zu sein.

Heute erinnerte er seine Frau daran, in wie wunderlicher Lage er den Rechtsanwalt kennen gelernt hätte. Ossendorff lag nach der Explosion — wofür er im Gespräch immer nur die Bezeichnung „damals" hatte — noch zwischen Tod und Leben, als er erfuhr, daß ein junger Anwalt die Hinterbliebenen der anderen Opfer gegen die Härte des Fiskus verteidigte. Die Aussage des Hauptmanns war für das Recht der armen Teufel von entscheidender Bedeutung. Und van Tenius war der erste Mensch gewesen, der sich den Zutritt an das Krankenbett erzwang.

„Siehst du," sagte Ossendorff, während er das Glastellerchen mit den Apfelschnitten dankend herübernahm, „siehst du, der Mann hat mir damals die erste Wohltat erwiesen. Ich lag da, nicht in der besten Verfassung ... na, wir wollen ein andermal davon reden. Und da tritt ein Mensch zu mir, der sich ohne Lohn für fremde Menschen aufopfert, der schon vorher, wie ich erfahre, seine kurze Karriere im Staatsdienst aufgegeben hat, weil er arme Leute zu kennen glaubt, deren Interessen denen des Staats entgegengesetzt sind. Er sagte mir, auf mich käme es nicht an, wenn es sich um zehn hungernde Menschen handelte. Das hat mir damals gefallen, und es hat mir wohlgetan. Ich habe mich von der ersten Stunde an ganz auf seine Seite gestellt. Und wie ich nachher erfuhr, daß ihr alte Freunde von Koblenz her seid ... So ein Freund sah dir ähnlich."

Ossendorff blickte geradeaus auf den Teller, und nicht der leiseste Schatten von Spott flog über seine Mundwinkel. Und dennoch ... Anna Maria ertrug das Lob aus diesem Munde nicht, und sie flüchtete zu dem schmerzlich lieben Gespräch, das sie und ihren Mann immer vereinigte und das sicher jedes andere Denken und jede andere Unterhaltung abschnitt. Sie erinnerte an ihren Sohn.

„Morgen früh haben wir wieder einen Brief von Wölfi."

Noch nicht zehn Jahre waren sie verheiratet. Wölfi war vor kurzem acht Jahre alt geworden. Ein später geborenes Töchterchen — „damals" geboren, kurz nach dem Unglück — war nicht leben geblieben. So war Wölfi das einzige Kind.

Als Ossendorff sich entschloß, zu leben, mit Frau und Kind weiterzuleben, da hatte er ein einziges Mal geweint. Beim Wiedersehen mit dem kleinen Wölfi, dem dreijährigen süßen Bengel, der ihn nicht wiedererkannte und der im Tiergarten Papa rief, wenn ein armer Mann im Krankenwagen

vorübergerollt wurde. Jahrelang hatte Marianne das Kind zwischen ihren Mann und seine Todesgedanken gestellt. Unermüdlich. Und doch, vor etwa zwei Jahren, da hätte Wölfi den Vater beinahe doch fortgejagt, aus der Welt hinaus. Beim Mittagessen war es geschehen. Wölfi war satt und sollte aufstehen und Gesegnete Mahlzeit wünschen. Zwei Gäste waren zugegen, die Stiftstante und van Tenius. Da hatte das Kind seinen blonden Ruschelkopf zur Seite geneigt und mit seinem erdbeerroten Mündchen zwei Fragen gestellt:

„Papa, warum stehst du nicht auf? Papa, gibt es denn gar keine Papas, die gehen können?"

Ossendorff hatte die Augen geschlossen. Marianne hatte dem Kinde rasch noch einige Rosinen zugeschoben, die Stiftstante hatte sich bekreuzigt, van Tenius gesagt:

„Du bist ein dummer Junge, Wölfi. Andere Papas gehen manchmal von ihren Kindern fort. Dein Papa ist der beste, der bleibt da."

Zwei Tage blieb Ossendorff, ohne zu essen, in seinem Zimmer, dann hatte er eine kurze Aussprache mit seiner Frau. Wölfi wäre nun in dem Alter, wo Kinder Augen bekommen. Von Anna Maria habe er ruchlos genug das Opfer angenommen, ihn täglich zu sehen. Von Wölfi dürfe er das nicht fordern. Entweder er, Ossendorff, müsse fort, in ein Invalidenhaus oder in ein noch größeres, stilleres Asyl, oder Wölfi müsse fern von den unglückseligen Eltern erzogen werden. Zwei Monate lang rang Marianne mit ihrem Mann um den Besitz des Kindes und um sein eigenes Leben. Zwei Monate lang führte sie freundlich und ruhig diesen Kampf und fieberte alle Nächte in ihrem Schlafzimmer jammernd und trostlos um ihr Kind; dann fügte sie sich dem unabänderlichen Entschluß Ossendorffs.

Zu derselben Zeit, als sie, einmal und nie wieder, den Freund geküßt hatte, ließ sie es geschehen, daß für Wölfi

ein Platz bei fremden Leuten gesucht wurde. Nicht bei völlig Fremden. Ihre Lieblingslehrerin leitete jetzt eine Pension in der Nähe von Dresden; dorthin brachte sie selbst das fröhliche Kind.

„Mama, Mama!" hatte ihr Wölfi noch nachgerufen. „Hier ist es wunderschön. Einen Pfau gibt es auch. Wart' nur so lange, bis er noch einmal Rad schlägt. Ich will ihn reizen."

Alle vier Wochen besuchte Marianne ihren Knaben, damit er sie doch nicht vergesse. Jeden Sonntag berichtete die Vorsteherin ausführlich über Wölfis Treiben und Lernen. Jedem Brief lag etwas von dem Gekritzel des Kindes bei. Seit einiger Zeit schrieb er schon so etwas wie Briefe ...

„Morgen früh haben wir wieder einen Brief von Wölfi," hatte Marianne gesagt.

Ossendorffs Augen leuchteten mißtrauisch auf; aber froh begann er dennoch von Wölfi zu sprechen. Marianne mußte wieder und wieder und mit immer neuen Einzelheiten berichten, wie sie ihn vor vierzehn Tagen gefunden hätte, wie er in dem hellen russischen Anzug aussah, welche neuen Redensarten er sich angewöhnt hatte, wie er sprach, wie er blickte. Und bald brachte Ossendorff seinen alten Plan vor, den Knaben zu besuchen, unerkannt, abenteuerlich, später einmal, wenn der Knabe ihn gewiß nicht mehr kannte. Und dann nach vielen Jahren, wenn der Leutnant Wölfi die erste Schlacht mitgemacht hätte und Tausende ... wenn er das Entsetzen verlernt hätte, dann sollte er wiederkommen, und Anna Maria sollte zu dem Leutnant sagen: „Da, du hast ein eisernes Kreuz dafür bekommen. Aber die Tausende, die du liegen gesehen hast, die nicht. Sie können nichts dafür. Dein Vater ist auch so einer, vom Schlachtfeld aufgelesen; und er hat kein eisernes Kreuz, trotzdem er lebt, aber er kann nichts dafür."

Marianne wußte, daß sie niemals weich werden durfte, nicht wenn Ossendorff zynisch gegen Gott und die Welt wetterte, wie er es Fremden gegenüber tat, nicht wenn er mit ihr allein seine Sehnsucht zu Worte kommen ließ.

„Ach was, liebster Wolfgang," sagte sie, „du weißt, Wölfi wird so lange nicht warten. An dem Tage, an dem er zu Verstand kommen und begreifen wird, wird er Frau Krieger davonlaufen und herfahren und hereinspringen und dich auslachen. Du bist ja der einzige, der sich nicht daran gewöhnen kann. Wahrhaftig der einzige."

Und sie erhob sich vom Tisch, reichte ihm die Hand, beugte sich herab und küßte ihn auf die rechte Schläfe.

„Mein guter Engel!"

„Nicht wahr, du brauchst mich jetzt nicht?"

Nach Tische pflegte Ossendorff ein halbes Stündchen zu schlafen und dann seine Korrespondenz zu erledigen. Er ließ sich dabei immer nur von Franz helfen, der ihm das Papier am Tischchen befestigen mußte. Die Briefe schrieb Ossendorff stets selbst.

„Du weißt ja, Franz ist sehr geschickt. Du gehst fort?"

„Jawohl, Wolfgang."

„Komm gut wieder."

Langsam verließ Marianne das Speisezimmer. Sie brauchte niemals zu lügen. Niemals fragte sie ihr Mann ernsthaft nach dem Weg, nicht, wenn sie ging, und nicht, wenn sie kam. Und dennoch, jedesmal, so oft sie zu ihrem Geliebten eilte, klang es ihr wie eine Lüge, wenn sie auch nur Adieu sagte oder: Auf Wiedersehen.

Zweites Kapitel

Es war gegen fünf Uhr nachmittags, und der Menschenstrom füllte die breiten Steige hinauf und hinab. Jedes Plätzchen der Pferdebahnen war besetzt, und elegante Kutschen fuhren dicht gereiht hinaus und auch schon nach der Stadt zurück. Gemessen überließ sich Marianne dem Strom und kam bald an den Schloßgarten, wo ein geschlossener Landauer hielt. Van Tenius hatte sie erkannt und öffnete den Schlag nach der Gartenpforte. Ohne sich umzusehen, aber auch ohne ihn zu begrüßen, stieg die Frau ein und ließ sich in das Kissen zurückfallen. Ihr Herz klopfte, aber kaum daß der Wagen sich vorwärts zu bewegen anfing, lächelte sie den Freund schon an.

„Wie lange hast du Zeit?" fragte er.

„Um sieben Uhr möchte ich zurück sein."

Van Tenius beugte sich hinaus und rief dem Kutscher einen Befehl zu. Dann setzte er sich neben Marianne, nahm ihre beiden Hände zwischen die seinen und sagte:

„So, nun weiß er Bescheid. Wir sind allein."

Marianne ließ ihren Kopf auf Roberts Schulter sinken, nahm jetzt eine seiner Hände zwischen die ihren, und so, stumm und beglückt, fuhren sie langsam die Steigung nach Westend hinauf und oben zwischen den stillen Landhäusern in den Grunewald hinein.

Endlich gerieten sie doch in ein Gespräch. Sie hätten nicht zu sagen gewußt, wer zuerst geweckt hatte, geweckt aus einem Zustand zwischen frohem Traum und traurigem

Glück. Immer dasselbe hatten sie einander zu sagen. Und wieder flüsterte Marianne:

„Ich könnte nicht weiterleben ohne dich. Es ist ja nicht anders möglich. Es kann doch der Mensch nicht weiterleben ohne einen Genossen. Ich habe doch auch das Recht auf einen Menschen, dem ich froh Guten Tag sagen kann, dem ich froh ins Auge blicken kann und der den Blick froh erwidert. So! Nun ist es wieder gut, und ich habe wieder Kraft bis zum nächsten Mal."

Wieder schloß sie die Augen und lehnte still da und schüttelte nur leise den Kopf, wenn er ihre Hände fester drückte.

Auf der Waldstraße begegneten sie noch einigen Wagen und Gruppen von Spaziergängern. Es waren Ausflügler, die sich beeilten, vor der Dunkelheit nach Berlin zurück zu kommen. Ihr Landauer aber fuhr weiter, und in behaglichem Geplauder erreichten sie das Havelufer; dort, wo sie schon einmal auf Schildhorn einen reinen Sommermorgen verbracht hatten. Im Wirtshaus rüsteten sich die letzten Stadtgäste zur Heimkehr, und als sie längs des Ufers weiter fuhren, waren sie endlich ganz allein. Träumerisch blickte Marianne in die stille, melancholische Landschaft, und zu gleicher Zeit fiel ihr und ihrem Begleiter der Gegensatz ein zu ihrer gemeinsamen Heimat.

„Ganz wie bei Koblenz," sagte van Tenius mit gutmütigem Spott. „Hier der Zusammenfluß von Spree und Havel, dort zwischen Mosel und Rhein. Es fehlt nur der Ehrenbreitstein."

„Und die Weinberge," erwiderte Marianne fröhlich. „Weißt du noch?"

Van Tenius küßte ihr die Hand. Ob er noch wußte! Sie hatte ihn an das kleine Sängerfest jenseits der Moselbrücke erinnern wollen. Damals hatten sie ihre fast schon

vergessene Kinderfreundschaft wieder erneuert, der Student und das achtzehnjährige Freifräulein.

„Du hast mir eigentlich damals gar nicht den Hof gemacht."

„Und habe dich doch eigentlich liebgehabt. Siehst du, Marianne, das ist doch gut, daß wir damals nichts verschwendeten von unseren Gefühlen. Ich kann heute nicht mehr recht wissen, wie es war. Aber ich glaube immer, ich nahm die Sache sehr ernst. Weißt du noch? Ich sollte dem Freifräulein Unterricht erteilen, deutsche Literatur und Geschichte. Und ich war damals Sozialist oder Revolutionär oder so etwas, und da bildete ich mir ein, ich müßte das Freifräulein hassen und erziehen und auf die Seite des Volkes herüberbringen."

„Sag' einmal, Robert, aber so etwas wie ein Sozialist bist du ja jetzt noch. Er wenigstens neckt dich ja damit."

„Leider ist es nur Neckerei, mein Herz. Ich bin nur kein Streber; und wie die Welt jetzt aussieht, macht sich verdächtig, wer kein Streber ist. Ich glaube jetzt so wenig, damals war ich gläubig."

„Aber im Gegenteil, Robert."

„Nein, mein Herz. Gottgläubig war ich nicht; aber gläubig überhaupt."

„Ich versteh', Robert; einen Rest von Glauben mußt du aber behalten. Eins nur! Du mußt an dich selbst glauben! An deine Arbeit und an dein Wirken. Sieh, Robert, ich möchte so gern glücklich sein."

Marianne lehnte den Kopf hintenüber. Sie nahm das Hütchen ab, hielt es auf ihrem Schoß fest und sagte plötzlich:

„Du hast es mich vor zehn Jahren gelehrt. Ich möchte so ganz persönlich glücklich sein, glücklich so wie jetzt, lustig, jung, ausgelassen, dann aber auch ernsthaft, du weißt, helfen — tätig sein."

„Laß das uns Männern."

„Du Narr, du meinst doch nicht ... Nicht die Spur! D i r helfen, dem Manne, ihm was sein, ihm nützlich, unersetzlich, dir."

„Du Weib!"

Nachdenklich sagte Marianne:

„Hätte er mich nicht von meinem Kind getrennt! Aber nein, das ist ja wieder ganz anders."

Van Tenius machte mit seinem Kopf eine nervöse Bewegung nach vorn, wie ihm das Gewohnheit war. Dann sagte er:

„Und so hast du als Mädchen gehofft, Ossendorff unersetzlich zu werden?"

„Ja, Robert, als Braut. Aber es dauerte nicht lange. Laß uns nie wieder davon sprechen. Heute will ich's dir sagen. Er war das Muster eines Kavaliers — vor seinem Unglück. Aber eins fehlte ihm schon damals."

„Was denn, mein Herz?"

„Ich weiß es nicht. Es ist bei ihm alles so fein und abgeschliffen gewesen. Ich weiß es nicht. Ich hatte nie die Furcht, er könnte etwas Unmögliches tun, etwas Rohes. Aber gerade ..."

„Du Aristokratin!"

„Sag' das nicht. Du weißt, Robert, wie sehr ich für eure Bestrebungen schwärme."

„Na ..."

Der schwerfällige alte Kutscher hatte sich schon zweimal umgedreht und klopfte jetzt bescheiden mit dem Peitschenstiel an die Scheibe.

Ob es wohl Zeit wäre, umzukehren?

„Sie wissen ja!" rief van Tenius. „Sie sollen um sieben Uhr wieder am Schloßgarten sein."

„Na, denn will ich langsam kehrtmachen."

„Was denkt denn der Mann?" rief Marianne plötzlich. „Ich bitte dich, Robert, laß ihn den Wagen aufmachen; es ist eine so himmlische Luft, und es sieht uns niemand. Und weißt du was? Wir gehen ein Stückchen zu Fuß! Arm in Arm! Bis nach Schildhorn. Bitte, bitte!"

Ohne zu zögern, wenn auch mit einem bedenklichen Gesicht, ließ van Tenius halten und gab die nötige Anordnung. Während der Kutscher die rückwärtige Hälfte des Wagendaches zurückschlug, stiegen beide aus und schritten langsam dem Havelufer zu.

Im Wirtsgarten, der nun gänzlich leer war, ließ van Tenius rasch zwei Gläser Bowle von Moselwein bringen, und sie tranken einander zu. Auf gut rheinisch. Aug' in Auge über den Glasrand.

„Sauer macht lustig," sagte van Tenius. „Es ist eben nichts, wie man sich's vorgestellt hat."

„Und doch," meinte Marianne. „Ich werde mir wieder etwas Liebes zu merken haben."

Nun stiegen sie wieder ein und trabten im halbgeöffneten Wagen in die Dämmerung hinein. Die Sonne sank bereits hinter der niederen Wolkenbank hinab, und zwischen den Kiefern, die sich beinahe schwarz vom schimmernden Himmel abhoben, begannen lustige Farben aufzuleuchten.

Sie saßen wieder Hand in Hand.

„Und jetzt beichte. Warum konntest du heute nicht bei uns essen?"

„Ich hatte ein Rendezvous."

„Du!"

„Und mit einer Dame."

Marianne schwieg ein Weilchen, dann sagte sie:

„Wenn ich nicht so sicher wäre in deiner Liebe, wenn sie mich nicht umgäbe wie ein Mantel, der mich einhüllt und warm hält, ich müßte jetzt wohl fragen."

„Das sollst du auch, mein Herz. Ich habe heute wirklich allein mit einer Dame zu Mittag gegessen. Und mit einer koketten Frau, die man für schön hält. Nicht wahr, ich brauche dir nicht zu sagen, daß mir das nichts macht."

„Kenn' ich sie?"

„Nein, mein Herz, wenn sie auch nicht weit von euch wohnt, drüben in einer der Villen von Westend. Eine reiche, junge Witwe namens Frau Berta Schade. Sie liebt die Einsamkeit, weil sie nicht gern allein ist."

„Du!"

„Nein, mich hat sie wirklich nur in meiner Eigenschaft als Rechtsanwalt zu sich gebeten, und ich konnte ihr nicht einmal helfen, der armen Närrin."

„Kannst du es mir erzählen?"

„Dir gewiß, und ich nenne ja keine Namen. Die arme Frau hat sich da mit einem Halunken eingelassen. Weißt du, mit einem von den Halunken, die in allen Salons geduldet werden, denen du vielleicht auch schon deine Hand gereicht hast, und die eines schönen Tages verschollen sind oder im Zuchthaus absteigen oder als reiche Leute eine Zierde der Residenz werden. Je nachdem. Ein ganz begabter Halunke übrigens; er besitzt von der schönen und reichen Witwe sehr häßliche Liebesbriefe, sie sind an ihn selbst gerichtet, und da droht der Herr einfach, die Briefe zu mißbrauchen, wenn sie ihn nicht heiratet."

„Und was will sie von dir?"

„In ihrer Torheit hat sie sich eingebildet, man könnte so einen Erpresser auf gesetzlichem Wege unschädlich machen. Und da ihr meine letzte Verteidigungsrede gefiel, die für die kleine Telegraphistin mit dem Revolver . . . da wandte sie sich eben an mich."

„Und du konntest nicht helfen? Du?"

„Da kann niemand helfen. Wenigstens das Recht kann

nicht helfen. Wer sich mit einer Handlung außerhalb der Gesetze stellt, den führen die Folgen immer weiter vom Gesetz fort. Ich habe ihr den verzweifelten Rat gegeben, den Kerl ebenfalls niederzuschießen, wenn er wiederkommt. Nicht ganz im Ernst. Ich würde sie aber danach herzlich gern verteidigen."

Marianne war nachdenklich geworden.

„Tun wir nicht auch etwas, was außerhalb der Gesetze ist?"

Van Tenius drückte ihre beiden Hände zärtlich fest und antwortete:

„Außerhalb der Gesetze, außerhalb der Natur geschah sein Unglück. Und was wir tun, ist eben davon auch eine Folge."

Er führte ihre Hände langsam zu seinem Munde und bedeckte den kleinen Raum zwischen Handschuh und Aermel mit Küssen. Sie ließ es eine Weile geschehen, als er aber ungestümer wurde und mit seiner rechten Hand ihre Schulter umfing und sie dichter an sich preßte, entzog sie sich ihm leise und sagte:

„Sei wieder gut. Du weißt ja. Das ist unmöglich zwischen uns. Ich könnte nicht mehr zu ihm zurückkehren. Und er braucht mich doch."

Dann schluchzte sie auf, umklammerte mit beiden Händen seine linke Schulter und lehnte die Stirn auf.

So fuhren sie weiter und flüsterten Liebesworte, bis sie sich beruhigte und aufatmend wieder behaglich neben ihm saß. Van Tenius mußte nun genau erzählen, wie die unvorsichtige Witwe aussah, wie sie wohnte und wie sie gekleidet gewesen und womit sie den Rechtsanwalt bewirtet hatte. Van Tenius berichtete ausführlich, und sein offener Blick ließ nicht einen eifersüchtigen Gedanken bei Marianne aufkommen.

Die Sonne war untergegangen, es fing zu dunkeln an, Marianne hatte ihr Hütchen wieder aufgesetzt. Eben überlegte van Tenius, ob er den Wagen nicht wieder schließen lassen sollte, als sie den Wald verließen und nicht weit hinter dem Wasserturm von Westend in das bewohnte Gebiet einbogen. Am Gartentor des Grunewalds warf Marianne einem alten Drehorgelspieler einen Taler zu. Sie machte zu ihrem Begleiter eben eine Bemerkung darüber, daß der Mann gewiß blind sei und so ein Almosen brauchen könne, als van Tenius einen Herrn bemerkte, der dem Wagen entgegenkam. Er hielt sich auf der Seite, wo Marianne saß. Sie beachtete ihn nicht; van Tenius erkannte ihn schon von weitem und bemerkte, bevor er noch einen Gedanken fassen konnte, daß der Herr auch ihn erkannt hatte und jetzt die Dame fixierte. Van Tenius konnte nichts mehr tun, als Marianne rasch in ein lebhaftes Gespräch zu ziehen, so daß sie ihm den Kopf zuwenden mußte. Aber das mochte nicht viel geholfen haben; denn in dem Augenblick, als der Wagen an ihm vorüberfuhr, blieb der Herr stehen, nahm seinen Zylinderhut tief vom blanken Kahlkopf und lächelte dabei so ironisch und siegesbewußt, daß van Tenius sicher war, auch die Dame wäre erkannt worden.

Er erwiderte den Gruß nicht, um Marianne nicht zu erschrecken.

„Was hast du auf einmal?" fragte sie aber doch.

„Höre, mein Herz," sagte van Tenius rasch entschieden, „du fügst dich ja immer meinen Anordnungen, ich meine, wenn ich für uns beide vorsichtig sein will. Wir kommen jetzt an Häusern vorüber, in denen Menschen wohnen. Ganz gleichgültige Menschen, die uns beide aber vielleicht kennen. Und ließe ich jetzt den Wagen schließen, so würde es dem Kutscher auffallen."

„Du weißt, Robert, wenn ich bei dir bin, kann ich an all diese Dinge nicht denken. Da muß ich schon blindlings gehorchen. Was willst du, daß geschieht?"

Van Tenius hatte den Kutscher schon halten lassen.

„Du fährst einfach allein bis an den Schloßgarten. Ich gehe von hier ab zu Fuß."

„Wie du willst, Robert," sagte Marianne traurig.

Plötzlich schien ihr ein arger Gedanke durch den Kopf zu gehen.

Van Tenius sagte lächelnd:

„Fürchtest du meine Witwe? Mein Herz, ich liebe dich ja."

„Gewiß?"

„Gewiß."

„Und wann sehen wir uns wieder?"

„Ich komme am Donnerstag zu euch, wie gewöhnlich. Lebe wohl bis dahin."

„Lebe wohl!"

Van Tenius sprang aus dem Wagen, rief dem Kutscher zu, er solle nur weiterfahren, holte noch seinen Stock aus dem heruntergeschlagenen Verdeck und wandte sich dann ruhig zurück.

Drittes Kapitel

Der Herr war da stehengeblieben, wo er die Vorüberfahrenden gegrüßt hatte.

Van Tenius ging langsam den Weg zurück, setzte dabei, wie es seine Gewohnheit war, seinen Rohrstock mit dem elfenbeinernen Griff bei jedem Schritt fest auf: er suchte zu einem Entschluß zu kommen. Aber es fiel ihm nichts ein. Nur so viel wußte er, daß er der stummen Drohung nicht ausweichen durfte, daß er ihr entgegengehen mußte. Das Uebrige wird sich finden. Der Mann, der dort, wenige hundert Schritte vor ihm, auf ihn wartete und sich dabei nervös die Hosen mit einem dünnen Stöckchen klopfte, war Herr von Zerpen. Herr von Zerpen, den man überall in der Gesellschaft Berlins finden konnte, bis hoch hinauf bei den bekanntesten Millionären und bei den reichen Männern vom Sport. Man wußte allerorten, wo man diesen Zerpen empfing, daß sein Vorleben nicht unbedenklich war; aber niemand wollte sich zuerst gegen die öffentliche Meinung erklären, die den hübschen, liebenswürdigen, begabten und gutmütigen Herrn von Zerpen trotz alledem duldete. Auch wußte niemand etwas Gewisses. Daß der Herr in Berlin journalistisch tätig war, gab ihm wenn auch keinen Titel, so doch eine gewisse Stellung. Man las freilich auch keine Aufsätze von ihm; man wußte nur, er sei Mitarbeiter bei den angesehensten Blättern, und die Redakteure widersprachen dem nicht. Er war noch nicht vierzig Jahre alt, sollte irgendwo aus den russischen Ostseeprovinzen stammen,

hatte aber in Sprache und Manieren altberliner Wesen angenommen. In Petersburg und in Paris war er gewesen; es war ihm dort nicht gut gegangen. In irgendwelchen halbdiplomatischen Stellungen hatte er sich so oder so unmöglich gemacht. Ein Unglück, das man ihm doch nicht vorwerfen konnte. Er hatte viel gesehen und gut beobachtet. Bei großen Gesellschaften war er mit Recht überall beliebt. Er spielte hübsch auf dem Klavier, zum Tanz, wenn die jungen Mädchen ihn darum baten, immer die neuesten Wiener Walzer, vorher auch wohl Wagner mit wenig Technik und leidenschaftlicher Empfindung. Bei Tisch war er immer der Mittelpunkt der Gruppe, die seine Erzählungen hören konnte. Victor Hugo? Herr von Zerpen war bei ihm gewesen in Jersey, in Paris und in der Schweiz. Die Anekdoten schüttelte er nur so aus dem Frackärmel. Bismarck? Die stärksten und witzigsten Worte, die nur im engsten Zirkel gefallen sein durften, konnte Zerpen berichten.

Uebrigens nahmen eigentlich nur die Herren den bezaubernden Menschen ernst. Er hatte fast mit jedem ein wohldurchdachtes und interessantes Projekt durchgesprochen. Merkwürdig, daß diese Projekte alle irgendeinen Haken hatten. Aus irgendeinem Grund waren sie nicht gleich ausführbar. Herr von Zerpen war kein Abenteurer. Hatte er sich für eine Sache bemüht, und ein Geschäftsmann bot ihm dafür ein schickliches Honorar, so nahm er es an. Cavalièrement, wie eine Zigarre, das heißt, wenn sie teuer war, die Zigarre.

Die Herren und die lasterhaften jungen Frauen erzählten einander übrigens von der exotischen Pracht seiner Junggesellenwohnung, von dem persischen Schlafzimmer, der türkischen Badeeinrichtung und von den kostbaren Bücherschränken seines Speisezimmers.

Seit heute mittag erst wußte van Tenius, daß Herr von Zerpen ein rücksichtsloser Halunke war; gegen Zerpen

hatte die schöne Witwe, Frau Berta Schade, den Rechtsanwalt zu Hilfe gerufen. Und dieser Zerpen hatte ihn nun mit der Geliebten im Wagen gesehen und bedrohte ihn und sie.

Lächelnd griff Herr von Zerpen an seinen Hut, als der Rechtsanwalt in seine Nähe kam. Er wäre zum mindesten interessant und vielleicht wirklich hübsch zu nennen gewesen, wenn nicht eine ganz unnatürliche Leichenfarbe seine Wangen bedeckt, und wenn nicht in seinen dunklen Augen ein Zug von scheuer Frechheit abgeschreckt hätte. Er trug sich übertrieben elegant, wie im Salon: kleine spitze Lackstiefel, helle Beinkleider, schwarzen Rock und einen glänzenden Zylinder. Ein blondes Schnurrbärtchen, von dem die eine der aufgedrehten Spitzen graue Haare zeigte, gab ihm ein verwogenes Aussehn.

Van Tenius berührte unschlüssig seinen Filz. Da rief ihm Herr von Zerpen zu:

„Guten Abend, lieber Rechtsanwalt. Schönes Wetter zum Spazierenfahren. Ich wußte gar nicht, daß Sie mit Ossendorffs so intim sind Den Major haben Sie wohl ganz und gar zugedeckt mit seiner ewigen schwarzen Decke? Ich habe ihn nicht gesehen."

So harmlos kamen die Worte herausgeplaudert, daß van Tenius erst recht nicht wußte, was darauf antworten. Und er hätte in diesem Augenblick auch nicht antworten können. Das Bewußtsein drohte ihn zu verlassen, vor blutigem Zorn, als dieser Lump den Namen Ossendorff nannte. Totschlagen den Hund! Das ging ihm durch den Kopf, nicht als ein Wunsch oder ein Entschluß, noch weniger als ein Gedanke. Nur daß er seine Selbstbeherrschung brauchte, um die Tat nicht zu begehen. Den Arm aufheben und mit dem Stock oder mit der Faust diese wurmstichige Hirnschale einschlagen, der Leiche einen Fußtritt geben und zum Arzt laufen, jede Schramme an seiner Hand ausbrennen lassen. Der Hund könnte vielleicht toll sein.

Van Tenius machte einen tiefen Atemzug und merkte daran, daß er wieder bei Bewußtsein war, und daß er den Schlag nicht geführt hatte. Gott sei Dank, man lebte doch im Herzen der Zivilisation, man schaffte doch unbequeme Menschen nicht einfach durch einen Totschlag bei Seite.

Herr von Zerpen blickte ihn frech an und wartete noch immer auf eine Antwort.

„Es ist merkwürdig warm heute," sagte van Tenius.

„Das finde ich auch," sagte der andere, und die graue Spitze seines Schnurrbartes zitterte vor Spottlust.

„Sie . . . kennen also meine Freunde?"

„Aber ich bitte Sie, liebster Rechtsanwalt. Ich kenne jeden, der ein bißchen was ist, und der Major, der hätte ein großes Tier werden können. Ich bin seinerzeit an ihn empfohlen worden, direkt vom Kriegsminister. Wissen Sie, wir haben ein großes Reallexikon aller Kriegswissenschaften unternehmen wollen. Acht Bände zu zehn Mark. Der Major, weil er doch seinen Beruf mal verfehlt hat, hätte die wissenschaftliche Leitung gehabt, ich die Chefredaktion. Jeder Leutnant hätte abonnieren müssen. Die Sache hat sich zerschlagen. Der Minister glaubte, ich hätte das Geld dazu. Und ich habe geglaubt, er wird's hergeben. Na und da sind wir nicht zusammengekommen. Aber ich sage immer, jeder Weg macht sich bezahlt. So hab' ich damals den Major kennen gelernt und sogar die außerordentliche Ehre gehabt, der hübschen Ossendorff mich zu Füßen legen zu dürfen."

Noch stärker als vorhin überfiel den Rechtsanwalt jetzt die unbändige Lust, seinen Begleiter niederzuschlagen. Sie gingen schlendernd nebeneinander weiter. Herr von Zerpen erzählte von seinen vielfachen Beziehungen zu hohen Militärs. Es sei ein dummes Geschwätz, daß Moltke wenig spreche. In Kreisau müsse man sein Gast sein. Da sei es gemütlich. Da

habe ihm der liebe, alte Herr vor zwei Jahren erst gesagt: „Hören Sie, mein werter Herr von Zerpen ..."

Van Tenius achtete nicht auf diese Reden. Was tun? Dem Halunken einfach durch einen eisernen Faustschlag den Mund stopfen! Aber das war ja Unsinn, das war doch nicht Gebrauch im Weichbild von Berlin. Ja, anderswo, wenn dieses Insekt ihm in die Quere gekommen wäre, im Innern von Afrika zum Beispiel, wohin van Tenius zu laufen Lust gehabt hatte, damals nach seinem Assessorexamen, als er den Berg von eingetrichtertem Wissen um sich her sich häufen sah wie einen Wall, der ihn von der Menschheit trennte. Dort, dort an die Spitze von Schwarzen, zu Fuß, und neben ihm Marianne in der Sänfte, getragen von vier Sudanesen. Die Sonne Afrikas spielte in ihrem goldenen Haar und blitzte auf ein Insekt, das über den Weg kroch. Das zertrat man mit dem Fuß, spuckte höchstens vor Ekel aus und dachte nicht weiter daran.

Aber hier. Die Wälle waren zu hoch, die die Persönlichkeit umgaben, und trennten von der persönlichen Tat. Sitte und Bildung und Gesetz und vielleicht auch gar noch Mitleid. Mitleid mit dem giftigen Insekt!

Und dann. Man beging einen Mord doch vorsichtig, nicht vor Zeugen. Und hier stand der Drehorgelspieler auf der Lauer, als ob ihn Herr von Zerpen hingestellt hätte. Fünf Minuten gingen sie langsam bis zu dem blinden Musikanten, fünf Minuten gingen sie weiter bis zu der Biegung des Weges, wo einige Klafter Brennholz und ein Haufen Knüppel beieinander lagen. Dann kehrte Herr von Zerpen regelmäßig um, als ob er immer die Nähe des Leiermanns gesucht hätte. Und der meldete sich jedesmal, wenn die beiden Herren kehrtmachten und sich seinem Standort näherten. Er drehte die Kurbel, und einige Takte greulicher Musik, die ungefähr an Schuberts „Am Meer"

erinnerte, ließ sich hören. Als sie zum drittenmal an ihm vorüberkamen, warf ihm Herr von Zerpen ein Markstück zu und befahl ihm, mit dem grausamen Gedudel aufzuhören.

Wieder waren die beiden bei dem Brennholz und den Knüppeln angelangt, und van Tenius begann sich seiner Unmännlichkeit zu schämen.

„Herr von Zerpen," sagte er plötzlich, „entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche. Aber ich hatte nicht die Absicht mit Ihnen zu plaudern. Ich habe mit Ihnen zu reden."

„Ich weiß. Zweierlei. Deshalb haben wir uns ja dieses allerliebste Rendezvous gegeben. Nein, nein, Rechtsanwalt, ich habe es zu Moltke gesagt und wiederhole es Ihnen: der Angriff ist und bleibt die beste Deckung. Also ich gehe hier, wie Sie ja wissen, nicht zufällig auf und ab. Ich habe der guten Frau Schade eine Stunde Bedenkzeit gegeben. Ich kann die Stunde nicht angenehmer verbringen als in Ihrer Gesellschaft. Bei Ihrem bekannten Vorrat an Grütze, liebster Rechtsanwalt, werden Sie schon herausgebracht haben, daß mir Frau Schade Ihr heutiges Gespräch ausführlich erzählt hat. Sie haben sich nicht sehr freundlich über mich ausgesprochen, aber vollkommen korrekt. Das muß ich anerkennen."

„Ich bin nicht beauftragt, mit Ihnen über diese Sache zu sprechen."

„Aber, lieber Freund, das weiß ich ja. Mir liegt nur daran, mich Ihnen gegenüber auszuquatschen. Sehen Sie, lieber Freund, zum erstenmal, seit ich in Berlin lebe, hat jemand etwas Ungünstiges über mich gesagt, meines Wissens. Das können Sie doch nicht leugnen? Ich will Frau Schade heiraten, und meine Zukünftige ruft einen Rechtsanwalt. Das war nämlich sehr töricht von ihr. Denn heiraten wird sie mich und muß sie mich, und da war's doch Blech, vorher einem Menschen zu erzählen, daß sie nicht will.

Rechtsanwalt, offen gesagt, ich war wütend. Aber junge Leute müssen Glück haben. Da geschieht mir zuliebe ein Extrawunder: meiner Braut Vertrauensmann sind ausgerechnet gerade Sie. Sie werden natürlich schweigen, und so sind Sie auch m e i n Vertrauter geworden. Das freut mich. Ich habe das Bedürfnis, mich eine Spur reinzuwaschen vor Ihnen. Auf Ehre, ich hab' Sie gern, Rechtsanwalt."

Wenn ich nun diesen Knüppel in die Hand nehme, so kann ich diesen Kerl mit einem Streich niederschlagen. Dann ist alles vorbei, und ich brauche ihn nicht mehr anzuhören.

Van Tenius fühlte, wie ihm die Augen heiß wurden. Er blieb stehen, nahm einen der dicksten Knüppel vom Boden auf, prüfte seine Schwere, warf ihn wieder hin und sagte:

„Wirklich, Herr von Zerpen, ich bin nicht beauftragt."

„Schon gut. Wissen Sie, Sie halten mich jetzt am Ende gar für einen eigennützigen Menschen. Wahrhaftig, das bin ich nicht. Ich bin ein guter Kerl, nur Hunger kann ich nicht vertragen und grobe Wäsche und ein schlechtes Bett. Ich bin eben ein Aristokrat. Ernsthaft. Wer verwöhnt ist, ist von Adel. Alles andre ist Mumpitz. Und sehen Sie, liebster Rechtsanwalt, Sie haben studiert und leben davon, und werden vielleicht einmal eine reiche Frau bekommen, bloß weil Sie etwas gelernt haben. Sehen Sie sich doch nur um in Berlin. Die Doktoren, alle diese Plebejer, die sich für ihr bißchen Ochsen Doktoren nennen dürfen, sie wissen alle, daß sie mit ihrem Doktortitel den Anspruch auf eine Mitgift erworben haben. Sie kriegen Geld, weil sie was wissen. Und die Herren von der Börse? Wenn einer mehr weiß als der andere, so verdient er mehr Geld und kauft sich dann die Frau, die ihm gefällt, und die anderen Weiber, die ihm gefallen. Und nun blicken Sie mich an! Ich weiß eben auch mehr als andere wissen und verwerte mein Wissen. Das ist alles. Sie werden mir

zugestehen müssen, daß mein Geschäft zu den gelehrten Berufsarten gehört."

„Das ist eine sehr interessante Auffassung."

„Nicht wahr, liebster Freund?"

Sie gingen eben wieder bei dem Leiermann vorüber, der sich's nun in seinem alten Feldstuhl bequem gemacht hatte. Van Tenius vergaß in seiner Entrüstung Frau von Ossendorff und dachte nur noch an sein Gespräch mit Frau Schade. Etwas lebhafter suchte er seinem Begleiter das Verbrecherische und zugleich Unkluge seiner Handlungsweise begreiflich zu machen.

„Und wenn Sie über alle Moral erhaben sind, wenn Sie sich die Ethik, nach der Sie leben wollen, selber schreiben, so sollten Sie doch wenigstens durch Ihre Klugheit von einem Weg geführt werden, der Sie nie zum Ziele führen kann. Geben Sie doch der armen Frau die Briefe zurück! Denn sehen Sie, bevor Frau Schade, die jetzt Ihren Charakter kennt, Sie zum Manne nimmt, da läßt sie es lieber auf einen Skandal ankommen. Und das habe ich der Frau auch geraten. Sie können ja gar nichts gegen sie unternehmen. Sie können ihr drohen, aber die Drohung nicht ausführen. Wenn Sie die Briefe herumzeigen, so ruinieren Sie sich selbst. Und so viel ist Ihnen die Sache nicht wert."

„Nein, lieber Freund, ich sehe, Sie verstehen die gelehrten Berufe schlecht. Erstens habe ich die Briefe schon pränumerando herumgezeigt, und das hat mich nicht im geringsten ruiniert. Im Gegenteil, alle Welt erwartet nun, daß sie mich heiraten wird, und ich habe daraufhin schon einen kolossalen Kredit. Und dann, liebster Freund, kennen Sie die Frauen nicht. Gebe ich ihr die Briefe zurück, so sagt sie sich: So ein schlapper Kerl! Ganz nett war das von ihm, aber ein Schwachmatikus ist er doch. Gebe ich

ihr die Briefe nicht und zeige ihr den Herrn, so schimpft sie und schreit und hält mich für einen Mann und heiratet mich. So sind die Weiber, liebster Freund. Und das müssen Sie doch selber sagen, es war blödsinnig, sich an Sie zu wenden. Unsereinem mit den dummen Gesetzen zu kommen, mit den Blauen! Zu dumm!"

Sie waren wieder auf dem Terrain von Westend angekommen und machten kehrt. Van Tenius fühlte das Bedürfnis, dem Erpresser wenigstens seinen Haß zu zeigen, wenn er auch jetzt ganz bestimmt wußte, daß er zu gut erzogen war, um seinem Haß die Tat zu gestatten.

„Das ist richtig, Herr von Zerpen. Das habe ich Frau Schade auch gleich gesagt, daß eine Klage gegen Sie verkehrt wäre. Ich habe ihr weiter gesagt, daß man einen Gegner von Ihrer Kampfesweise mit erlaubten Mitteln überhaupt nicht besiegen könne. Ich habe ihr gesagt, daß . . ."

„Wenn Sie ihr gesagt haben, liebster Freund, daß man einen Feind wie mich nur durch Mord und Totschlag aus der Welt schaffen könne, so haben Sie ganz recht gehabt. Obwohl ich nicht glaube, daß Sie als Rechtsanwalt gerade zu einem solchen Rat berufen waren. Aber Sie sind doch nur ein Idealist. Das gibt's ja nicht. Das gibt's nicht mehr. Wenn Frau Schade wirklich so einen ritterlichen Freund besäße, ich glaube . . . ein Duell würde ich ihm nicht raten. Es zielt sich schlecht auf mich. Ich weiß, mein Blick . . . und dann im Notfall brauche ich mich gar nicht zu duellieren. Und totschlagen? Sehen Sie, liebster Freund, angenommen, Sie hätten Lust dazu, oder Sie hätten gar einen Grund dazu . . . aber das gibt's nicht. Ich kann mir schon was leisten, blöde bin ich nicht . . . so was tut man eben nicht."

Sie waren wieder an der Biegung des Weges angelangt und blieben dicht neben den Holzhaufen stehen. Wieder nahm van Tenius einen Knüppel auf, genau denselben,

den er vorher fortgeworfen. Wieder prüfte er seine Schwere in der Hand und sagte dann lächelnd:

„Da haben Sie wieder recht. Das tut man nicht."

Es war allmählich dunkel geworden und vollkommene Stille herrschte ringsumher. Nur wie aus dem Boden heraus dröhnte es bald nah, bald fern wie von leisem Donner. Es mochten Eisenbahnzüge sein. Eine Krähe flog vom nächsten Föhrengipfel auf und krächzte. Herr von Zerpen nahm den Hut ab und wischte mit einem seidenen Tuch den kahlen, gelblichen Schädel. Er sah plötzlich zehn Jahre älter aus.

Gewiß wie aus Papier, dieser Schädel, dachte van Tenius. Da hörten sie ein Geräusch. Der Leiermann war aufgestanden und hob die Drehorgel auf seinen Rücken.

Herr von Zerpen schien plötzlich unruhig zu werden. Die scheue Frechheit seines Blickes steigerte sich. Den Hut hielt er nervös in der Linken und tappte mit der Rechten nach der Brieftasche, als ob er da einen Revolver hätte fassen können.

„Einerlei, lieber Herr Rechtsanwalt, es war jedenfalls ein Glück für uns beide, daß Frau Schade gerade Sie ins Vertrauen gezogen hat. Ich werde Frau Schade heiraten, und Sie werden schweigen."

„Und ich werde schweigen."

„Sehen Sie, der Leiermann geht schon in die Klappe; es ist sieben Uhr, die Stunde Bedenkzeit ist um. Na, liebster Freund, und was uns beide anbelangt, so liebe ich die Deutlichkeit. Ich glaube nicht, daß der Major mit im Wagen war. Also jeder von uns weiß was vom andern. Also topp? Wir schweigen beide?"

Van Tenius hielt immer noch den Knüppel fest, in seiner linken Hand. Langsam hob er die Rechte und dachte: Ist es möglich? Werde ich ihm wirklich die Hand reichen? Bin ich wirklich so ein Feigling?

Dann dachte er nichts mehr. Es zuckte nur noch in seinem Gehirn. Niederschlagen! Blut! Vorsicht! Mord! Marianne! Schützen! Niederschlagen! Unsinn!

Herr von Zerpen hielt immer noch die rechte Hand hin, lächelte ironisch und sagte: „Gute Freundschaft! Ich bin kein Duckmäuser und habe einige Erfahrung im Poussieren. Wenn Sie für eine Schäferstunde mit der hübschen Ossendorff . . ."

Eben hatte erst van Tenius seinen Entschluß gefaßt. Nicht die Hand reichen, sich zu nichts verpflichten, aber das Schweigen des Halunken durch Drohungen erzwingen. Drohen kann am Ende auch ein zivilisierter Mensch. Morden natürlich nicht. Hunde springen dem Gegner an die Gurgel. Nicht Rechtsanwälte. Diese wilden Phantasien waren einfach lächerlich.

Da trafen die letzten Worte sein Ohr.

Auf und nieder mit der Faust, und von einem Hieb getroffen stürzte Herr von Zerpen in die Knie. Entsetzt riß er die Augen auf. Noch einmal auf und nieder, und der schwere Knüppel traf mit furchtbarer Wucht von oben herunter den gelblichen Schädel. Blut strömte über das Gesicht.

Van Tenius warf den Knüppel wieder auf den Haufen und dachte: Richtig, wie Papier. Dabei lächelte er.

Plötzlich schüttelte es ihn von Kopf zu Fuß. Schwerfällig kniete er nieder, um zu sehen, was er angerichtet hatte.

Herr von Zerpen war zusammengebrochen, tot ohne Zweifel. In der linken Hand hielt er krampfhaft den glänzenden Zylinderhut, als ob er seinen Mörder grüßen wollte.

Viertes Kapitel

In der Nacht zum Montag brach ein Sturm los, ohne Donner und Blitz, aber sonst wie ein frühes Gewitter. Bald nach Mitternacht begann der Regen niederzuströmen, und den ganzen Tag wollte der Guß nicht aufhören. Es war wieder bitterkalt geworden.

Am Dienstag brachten die Abendblätter die kurze Notiz, daß man im Grunewald nicht weit von Westend die Leiche eines Strolchs aufgefunden habe.

Am Mittwoch wußte ein Morgenblatt, das in seinen Lokalnachrichten vorzüglich bedient war, seinen Lesern zu melden, es sei im Grunewald bei Westend ein rätselhafter Mord geschehen. Dienstag früh habe ein Eisenbahnarbeiter, als er auf seine Werkstatt ging, wenige hundert Schritt vom Gatter, dicht an der Straße die Leiche eines alten Mannes erblickt und die Anzeige erstattet, es liege da ein toter Strolch, ohne Rock und ohne Stiefel, neben ihm ein alter Zylinderhut. Die Behörde habe alle diese Angaben zuerst bestätigt gefunden. Später aber habe eine genauere Untersuchung gelehrt, daß der Verunglückte oder Ermordete den besseren Ständen angehören müsse.

„Der Mann kann nicht alt gewesen sein, und nur das verfallene Aussehen des Gesichts hat beim ersten Augenschein irregeführt. Die Hände sind weiß und wohlgepflegt, am Ringfinger beweist ein rötlicher Einschnitt, daß viele Jahre da ein Reif getragen worden ist In der Westentasche fanden sich kupierte Billets zu unsern ersten

Theatern, und zwar zu den teuersten Plätzen. Dabei zwei Einlieferungsscheine für Postanweisungen. Die eine über einen größeren Betrag an die allbekannte Wäschefirma B. M. Gubner. Die andere, eine kleinere Summe, an eine Weinhandlung. Besonders fiel den untersuchenden Beamten die Feinheit der Unterkleider auf. Strümpfe und Hemd sind von der Art, wie sie nur die verwöhntesten Mitglieder unserer jeunesse dorée zu tragen pflegen. Der Untersuchungsrichter nimmt an, daß der Verunglückte oder Ermordete des Rocks und der Stiefel beraubt worden ist. Auch Uhr und Geldtasche fanden sich bei der Leiche nicht. Die Polizei ist den Tätern bereits auf der Spur. Unsere Mitbürger können versichert sein, daß namentlich in einem so sensationellen Falle, wo hart vor den Toren unserer Stadt ein junger Mann aus den besten Ständen ermordet und beraubt worden ist, die betreffenden Organe unermüdlich tätig sein werden, Licht in die dunkle Angelegenheit zu bringen. Der Schädel des armen Opfers ist gespalten. Einige Kriminalbeamte, die an einer nachträglichen Beraubung der Leiche festhalten, nehmen an, daß der Unglückliche von einem Wagen überfahren worden ist. Die Schädelwunde deutet zwingend auf eine solche Erklärung hin. Wir können unsern Lesern für heute abend nähere Angaben über die Persönlichkeit des Ermordeten versprechen."

Nicht nur dieses Blatt, sondern die meisten andern konnten wirklich in der Abendnummer Näheres berichten. Ein Artikel, der gleichlautend in allen Zeitungen zu lesen war, lautete:

„Am letzten Montag ist in der Nähe von Westend ein furchtbares Verbrechen von bestialischer Hand ruchlos ausgeführt worden. Die weitesten Kreise der Reichshauptstadt sind darüber in fieberhafter Aufregung, denn das Opfer ist eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten

Berlins, einer unserer eigenen Kollegen, der durch Geist, Weltkenntnis und eine seltene Beherrschung des feinsten Umgangstones ausgezeichnete Schriftsteller Egon von Zerpen. Wir selbst haben aus seiner Feder mustergültige kleine Aufsätze mit der Chiffre H. v. Z. zu bringen öfter die Freude gehabt. Egon von Zerpen war uns allen das Vorbild eines eleganten Lebemanns und schriftstellernden Kavaliers. Sein Blut schreit um Rache, und wir können nicht ohne Genugtuung mitteilen, daß der mutmaßliche Mörder bereits dingfest gemacht worden ist. Die betreffenden Kriminalbeamten haben sich wieder einmal durch Schneidigkeit und Findigkeit ausgezeichnet. Es war in den ersten Stunden schwer, den Namen unseres unglücklichen Kollegen festzustellen. Ein Posteinlieferungsschein, der auf die bis ins Ausland berühmte Wäschefirma B. M. Gubner lautete, führte auf die richtige Spur. Aus den Büchern des renommierten Wäschegeschäfts wurde mit großer Wahrscheinlichkeit der Name des Ermordeten eruiert, und herbeigerufene Freunde des armen von Zerpen — und wer war nicht sein Freund? — erhoben die furchtbare Vermutung zur Gewißheit. Ein persönlicher Racheakt ist nach Lage der Dinge ausgeschlossen. Egon von Zerpen ist, das ergeben mit mathematischer Gewißheit die bisherigen Recherchen der Beamten, durch einen entsetzlichen Schlag mit einer schweren Eisenstange auf einen Hieb getötet und dann seiner Kleider, seiner Uhr und seiner Barschaft beraubt worden. Die Polizei ist den Tätern auf der Spur.

Nachschrift. Wir sind in der Lage, einige Notizen über das Vorleben des Unglücklichen zu bringen, den der Mörder von Westend sich zum Opfer auserkoren hat. Unser unglücklicher Kollege hieß mit seinem bürgerlichen Namen Egon Herr. Es ist schwer begreiflich, warum ihm dieser bedeutungsvolle Name in seiner schriftstellerischen

Tätigkeit nicht angenehm war; er nannte sich, wahrscheinlich nach seinem Geburtsorte oder vielleicht nach seiner adeligen Mutter, Herr von Zerpen. Seine Visitenkarten, von denen eine uns vorliegt, trug die Worte: Herr-von-Zerpen. Es ist eine verzeihliche und menschliche kleine Eitelkeit, wenn Zerpen gewöhnlich die Verbindungsstriche fallen ließ und die Anrede Herr von Zerpen duldete, als ob er schlechtweg von Zerpen hieße. Auf seiner Visitenkarte, die uns, wie gesagt, vorliegt, steht nur noch die Adresse Berlin W, Viktoriastraße 7b. Sein luxuriös ausgestattetes Junggesellenheim ist bereits versiegelt. Man erwartet im Schreibtisch des unermüdlich tätigen Mannes literarische Schätze zu finden. Er stand mit den bedeutendsten Männern in lebhaftem Briefwechsel. Die Beerdigung wird am Donnerstag um zwölf Uhr stattfinden. Die Korporationen, denen der Ermordete angehörte, schätzen es sich zur Ehre, die Aufwendung für ein ehrenvolles Begräbnis zu tragen. Man weiß noch nicht, ob Egon Herr von Zerpen katholisch oder evangelisch gewesen ist, wie er überhaupt die Wunderlichkeit besaß, keinen seiner zahlreichen Freunde einen Blick in sein Seelenleben tun zu lassen. Friede seiner Asche und Strafe seinen Mördern!"

Von jetzt ab brachten die Zeitungen täglich neue Nachrichten und Extrablätter unter der Spitzmarke „Der Mord von Westend". Am Donnerstag freilich mußten sich die eifrigsten Morgenblätter damit begnügen, unwesentliche Einzelheiten zusammenzustellen. Der eine war bei dem naßkalten Wetter an den Tatort hinausgepilgert und gab eine stimmungsvolle Beschreibung des Grunewalds mit seinen graugrünen Kiefern, den tiefen Pfützen des Sandwegs, und schilderte lyrisch, wie nur dreihundertfünfzig Schritt von der Mordstelle ein würdiger Invalide ruhig und unentwegt auf seiner Drehorgel gerade Schuberts „Am Meer" gespielt habe,

als der Berichterstatter sich in der Erinnerung an den hochmusikalischen Kollegen die Augen trocknete. Auch von einer Drossel im Wipfel der hohen Kiefer war die Rede. Dieser Bericht glänzte vorzüglich durch Angabe der Entfernungen. Soundso viel Schritte und Minuten brauchte das Opfer bis zum Gatter, soundso viel bis zum nächsten Restaurant, soundso viel quer durch den Grunewald bis zum Bahnhof Halensee.

Ein andrer Bericht war mit pikanten Anspielungen auf das gesellige Leben des Unglücklichen gewürzt. Mit willkürlichen Anfangsbuchstaben waren Damen der Tiergartenkreise erwähnt, die um den schönen und eleganten Zerpen trauerten, und am Ende dieses gepfefferten Aufsatzes war ohne Anfangsbuchstaben erzählt, daß Zerpen nicht weit von der Stelle, wo er seinen Tod gefunden, seine wahre Herzenskönigin besaß.

„Hier, wir sind nicht genau informiert, ob in Charlottenburg oder in Westend selbst, ob von einem jungen Mädchen oder von einer schönen, reichen Witwe, wird um den zu früh Entrissenen am tiefsten und in heiliger Stille getrauert werden. Im Dienste der öffentlichen Meinung wird freilich die jüngste Großmacht, die Presse, nicht umhin können, manchen Mantel von den Herzensverirrungen des armen Zerpen aufzudecken. Freund Zerpen war, ohne sich jemals zum Frauenjäger zu erniedrigen, ein geistiger Don Juan im edelsten Sinne des Worts. Journalist war er auch in der Liebe. Und wenn wir erfahren, daß er auf dem Wege zu einem Rendezvous überfallen worden ist, so können wir wohl sagen, er sei in seinem Berufe gestorben, wenn die furchtbare Tragik des Falles eine solche Ausdrucksweise nicht verböte."

Am Donnerstag abend erschien van Tenius wie gewöhnlich bei Ossendorffs, um mit dem Major zwei Stunden „Sozialwissenschaft" zu treiben. Ossendorff, der nicht aufgehört hatte, sich an den Arbeiten des Generalstabes zu beteiligen, bald als Hilfskraft im Auftrage seiner ehemaligen

Vorgesetzten, bald auf eigene Faust als theoretischer Schlachtenbummler, und der für den künftigen Weltkrieg phantastische Pläne entwarf wie nur ein Zivilist, Ossendorff interessierte sich daneben lebhaft für alle Bestrebungen, welche die Unfälle und hygienischen Gefahren in der Industrie vermindern oder die verunglückten Arbeiter entschädigen sollten. Van Tenius hatte sich den Rechtsbeistand in solchen Fällen zu einer Hauptaufgabe gemacht. Und so hatte er dem Major an jedem Donnerstag über neue Vorkommnisse und über die Tätigkeit der bezüglichen Vereine und Enqueten Wissenswertes zu erzählen. Marianne saß auch heute mit einer Handarbeit schweigsam daneben, wenn die klugen Herren sprachen, und nickte nur freundlich, wenn ihr Mann ihr einen juristischen Ausdruck oder einen gefährlichen Maschinenbetrieb in seiner klaren Weise verständlich machte. Beim Eintreten war ihr van Tenius ernster erschienen als sonst. Dieser Eindruck verlor sich aber allgemach, und beim Abendbrot plauderten sie wie sonst. Nicht mehr von traurigen Dingen, sondern von Musik und von einem Kupferstich, den Ossendorff neu angeschafft hatte.

Als die Herren ihre Zigarren in Brand gesteckt hatten, kam auch hier das Gespräch auf den Mord von Westend. Ossendorff nahm die Sache nicht tragisch. Für den Toten wäre es doch gleich, ob ihn ein Blitz getroffen hätte oder die schwere Eisenstonge. Der Schlaf sei schön, wenn er nur tief sei. Einerlei, ob ein natürlicher Schlaf oder durch Sulfonal herbeigeführt. So ein Mörder spiele im Menschenleben häufig die Rolle des Sulfonals. Das Arzneimittel preise man, die Mörder verfluche man.

„Uebrigens war dieser Herr ein Lump. Ich weiß das zufällig. Er führte sich einmal bei mir ein und bestach mich mit seiner wirklich ungewöhnlichen Suada. Er ging einige Zeit zwischen mir und dem Minister hin und her. Er belog

uns beide auf das unverschämteste. Ich habe ihm nachher mein Haus verboten, und er nahm das so ruhig lächelnd hin wie ein ‚Auf Wiedersehen'. Ein ausgemachter Lump. Anna Maria, hoffentlich erinnerst du dich seiner nicht. Er hat dir einmal lang und breit, na, eigentlich ganz interessant, seine Erlebnisse mit Makart erzählt und dir dabei den Hof gemacht. Ich glaube, er hat dir gar die Hand geküßt. Ich wollte ihn schon damals hinauswerfen. Erinnerst du dich nicht?"

Marianne hatte unbefangen hingehört und nur plötzlich bemerkt, daß van Tenius sie aufmerksam beobachtete. Der liebe Narr war doch nicht eifersüchtig?

Um so rascher erwiderte sie:

„Ich erinnere mich ganz gut. Es machte anfangs Eindruck auf mich, daß dieser Herr, mit dem du geschäftlich verkehrtest, mit den großen Meistern so intim war, aber er mißfiel mir doch sehr. Ich war froh, daß er nicht wiederkam. Ich habe ihn nie wiedergesehen."

Ossendorff machte sich wieder einmal über den Stil der Zeitungen lustig.

„Es ist ein Jammer! Man sollte solche Berichte auch lieber von Wachtmeistern verfassen lassen. Die können nicht schreiben, aber sie sehen wenigstens richtig. Da habe ich über den Mord bei Westend schon viele Zeitungsspalten gelesen und kann mir von der Geschichte immer noch kein Bild machen. Ich möchte darauf schwören, daß man bisher auf der falschen Fährte ist. Dieser Herr sah auf hundert Schritt so aus, als ob er kein Geld bei sich hätte. Und unsere geehrten Mörder schlagen um Rock und Stiefel keinen tot. Das muß ganz anders liegen."

Van Tenius sprach seine Uebereinstimmung aus. Auch er habe allen Grund, den sogenannten Zerpen für einen ausgemachten Lumpen zu halten, und interessiere sich natürlich als Jurist lebhaft für den rätselhaften Fall.

Dann sprach man wieder von anderen Dingen, bis der Rechtsanwalt gegen elf Uhr aufbrach. Ossendorff rief ihm noch nach, er solle Sonntag zum Essen ja nicht zu spät kommen. Die Stiftstante wäre da und Vetter Richard. Marianne begleitete ihn wie gewöhnlich anstatt des Hausherrn hinaus. Im Vorzimmer schaute sie ihn sorgend an.

„Sie sehen heute ernster aus als sonst," fragte sie, nicht anders, als sie in Gegenwart ihres Mannes hätte fragen können.

„Sie mögen recht haben, gnädige Frau, ich bin mit Ernstem beschäftigt."

„Betrifft es mich?" fragte Marianne leise. Sie führten innerhalb der Wände ihres Hauses sonst niemals ein persönliches Gespräch.

Van Tenius blickte sie ruhig an und erwiderte: „Nein."

„Ich dachte schon, weil mein Mann von dem dummen Hofmachen sprach. Da!" Sie reichte ihm lächelnd die rechte Hand entgegen. „Wie heißt es doch in dem französischen Stück? Efface! Lösch aus!"

Lächelnd ergriff van Tenius die Hand seiner Freundin und drückte einen innigen Kuß auf die Stelle, die Egon Herr von Zerpen einmal mit seinen Leichenlippen berührt hatte.

„Gute Nacht, gnädige Frau."

„Gute Nacht. Gut?"

„Gut. Gute Nacht."

Marianne hatte eine besondere Innigkeit in das Wörtchen „gut" gelegt. Es war die verabredete Silbe, wenn sie einander in Gesellschaft etwas Liebes sagen wollten. Sie hatte das erfunden.

Am Freitag brachten die Morgenblätter eine überraschende Neuigkeit über den Mord von Westend. Den fieberhaften Bemühungen der Polizei sei es gelungen, den Mörder Zerpens zu entdecken, und der Unhold sitze schon hinter Schloß und Riegel. Kein anderer als der blinde Dreh-

orgelspieler sei der gefährliche Verbrecher. Natürlich nicht er allein: aber auch seinem Genossen sei man bereits hart auf der Spur. Der siebenundfünfzigjährige Friedrich Wilhelm Jhrcke habe sich am Tage des Mordes, am Montag, durch ungewöhnliche Ausgaben verdächtig gemacht. Er habe den ganzen Montag gefeiert und am Dienstag geäußert, daß er nur ungern auf seinen Standort, wenige Schritte von der Mordstelle, zurückkehre. Die alte Erfahrung, daß der Mörder sich selbst verrate, habe sich wieder glänzend bestätigt. Vor dem Kriminalkommissar habe Jhrcke seine Aeußerungen zugestanden und sie durch eine Scheu vor dem Blutort zu erklären gesucht, die bei einem Mörder zum mindesten unwahrscheinlich sei.

„Geradezu lächerlich ist sein Bemühen, die Herkunft des Geldes zu erklären, das man am Montag in seinem Besitz gesehen hat. Er habe an dem schönen Sonntag über zwanzig Mark an Nickelstücken eingenommen, und dann habe man ihm kurz vor Feierabend noch, rasch nacheinander, zuerst aus einem vorüberfahrenden Wagen einen Taler in seinen Hut geworfen und bald darauf wieder ein Markstück. Eine Haussuchung bei dem Elenden hat ergeben, daß Jhrcke ein liederliches Wohlleben führte. Man hat in der Küche für einen Taler Lagerbier und sogar eine leere Sardinenbüchse vorgefunden. Endlich ist es dem recherchierenden Beamten gelungen, in einem Versteck ein altes, offenbar aus einem Diebstahl herrührendes Portemonnaie mit drei goldenen Zehnmarkstücken ausfindig zu machen. Man erwartet stündlich das Geständnis des Schuldigen."

Den ganzen Tag sei die Kellerwohnung Jhrckes nicht leer geworden von Besuchern, wußte ein anderer Zeitungsreporter. Der hatte sich von der Zuhälterin des blinden Leiermanns charakteristische Züge aus dem Vorleben des Mörders erzählen lassen. Das dicke Weib wäre nicht müde geworden, bei endlosen Töpfen Kaffee zu berichten und ihren

Abscheu vor dem Kerl auszusprechen, der immer geizig gewesen sei und dem sie es nie verzeihen könne, daß er Goldstücke vor ihr verborgen habe.

„So'n Aas! Echtes hat er getrunken."

Diese Anschuldigung hätte häufig am Ende ihrer Erinnerungen ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht.

„Und ick habe Zichorien beitun müssen."

Aber schon die Abendblätter desselben Tages lauteten ganz anders über Jhrcke.

„Der Umsicht des Beamten, der die Untersuchung führt, ist es gelungen, die Unschuld des braven Jhrcke unzweifelhaft festzustellen. Das Gutachten der medizinischen Sachverständigen läßt dank den wissenschaftlichen Fortschritten der Jetztzeit nicht den leisesten Zweifel darüber, daß der Mord in den Morgenstunden des Montag ausgeführt worden ist. Der wackere Jhrcke aber hat diesbezüglich sein Alibi klassisch nachweisen können. Mit seiner guten Einnahme vom Sonntag hat es seine Richtigkeit gehabt.

Eine Umfrage bei den anderen Orgelspielern so belebter Gegenden der westlichen Vororte hat ergeben, daß ihre Ernte eine ebenso reichliche gewesen ist, und die Sonntagsfreude ist den guten Leuten wohl zu gönnen, welche fröhliche Weisen für jung und alt erklingen lassen. Im Besitz so reicher Mittel hat Jhrcke die Nacht auf den Montag in einer Kneipe mit weiblicher Bedienung zugebracht und dort in Gesellschaft von drei Kollegen dem Gotte Bacchus geopfert. Die Sitzung hat bis gegen Montag mittag gedauert, da die Herren von ihrem Berufsleben her gewöhnt sind, ihren Standort nicht so bald zu verlassen, und weil der strömende Regen ohnehin eine ersprießliche Tätigkeit unmöglich machte. Hierauf ist Jhrcke nach Hause zurückgekehrt und hat, wie wiederum seine Gattin bezeugt, bis zum Morgen des Dienstag durchgeschlafen. Er kann also über

den Gebrauch jeder Stunde eine Auskunft erteilen, die die Kriminalpolizei vollauf befriedigt, wenn auch die Ansprüche der höheren Moral und die Anschauungen der gebildeten Klassen kaum von den lockeren Streichen dieses Drehorgelspielers erbaut sein dürften. Uebrigens wurde auch festgestellt, daß die bei ihm vorgefundenen Goldstücke unmöglich von dem Mord bei Westend herrühren können. Sie waren in ein Zeitungsblatt vom September des vorigen Jahres eingewickelt, lagen hoch oben auf dem Kachelofen und waren dort von einer Staubschicht bedeckt, welche genau der verflossenen Zeit entsprach. Wir sind eben heutzutage in der Lage, auch solche Dinge mit wissenschaftlicher Exaktheit festzustellen. Daß der Mord erst am Montag früh begangen worden ist, ergibt sich einerseits aus dem Grade der Leichenstarre, anderseits daraus, daß zwei Arbeiter, welche den Tatort am Montag früh vierzehn Minuten nach fünf Uhr passierten, die Leiche nicht gesehen haben. Ihrcke ist sofort aus der Haft entlassen worden, und wir freuen uns, den vergnügten, aber ehrlichen Mitbürger von jedem Schatten eines Verdachts befreit zu sehen. Wie leicht hätte ein unglücklicher Zufall ihn auf die Anklagebank führen können, und wäre er erst verurteilt gewesen, so hätte sein Schicksal sich kaum jemals wieder lichter gestaltet. Denn die Regierung verhält sich bekanntlich, trotz so laut warnender Beispiele, immer noch ablehnend gegen den schönen Gedanken der Entschädigung unschuldig Verurteilter."

Am Sonnabend brachten die Morgenblätter außer ganz gleichgültigen Nachrichten über den Sicherheitsdienst im Grunewald kleine Angriffe auf die Polizei und legten es dem Landtag nahe, für das Gendarmeriekorps größere Summen zu bewilligen. Die Straßensäulen trugen Plakate, in denen demjenigen, welcher usw., fünfhundert Mark als Belohnung versprochen wurden.

Am Abend wurden um des Mordes willen auf den Straßen schon weit mehr Zeitungen verkauft als sonst, und als van Tenius die Friedrichstraße passierte, gellten ihm die Ohren vom Schreien der Ausrufer, welche das Neueste, das Allerneueste über den Mord von Westend versprachen.

Van Tenius kaufte ein halbes Dutzend verschiedener Zeitungen. Er fand aber nichts Neues. Bloß in einem der verbreitetsten Blättern stand ein „Interview bei Frau B. S."; der Name war nicht ausgeschrieben und auch die Straße in Westend nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet. Mit Hilfe dieser Buchstaben aber und der Hausnummer konnte jedermann aus dem Adreßbuch das Fehlende ergänzen. Der findige Journalist schrieb nach einer zierlichen Einleitung:

„Die schöne und durch alle Vorzüge des Geistes und Herzens ausgestattete junge Witwe hat mich hochernste Blicke in eine Herzenstragödie tun lassen. Sie ist so gebrochen, daß ich aus Schonung das Tiefste und Intimste unterdrücken muß. Vor ihrem anheimelnden Kaminfeuer bei einer Tasse Kaffee sprach sie mit feuchten Augen von dem Entschlafenen, ach leider so furchtbar Entschlafenen. Zerpen und Frau S. waren heimlich verlobt, und an jenem Sonntag abend sollte dieses Ereignis proklamiert werden. Um sechs Uhr verließ Zerpen ihre reizende Villa, um, wie die Dame vermutet, aber nicht mit Sicherheit angeben kann, Telegramme an seine Angehörigen aufzugeben, oder vielleicht auch um die Krönung seiner Wünsche durch Ueberreichung sinniger Blumengaben zu feiern. Jedenfalls versprach er ihr beim Abschied, spätestens in einer Stunde wiederzukommen. Man stelle sich die Lage der einsamen Frau vor, welche nun Stunde um Stunde ihres Bräutigams harrt, nicht ahnend, daß auf Büchsenschußweite von ihrem hellerleuchteten Fenster der Geliebte kalt und starr daliegt; und erst durch ihre Zeitung — sie ist eine treue Abonnentin

unseres Blattes, eine langjährige dürfen wir von einer so jungen Frau nicht sagen — hat die Aermste ihr Schicksal erfahren. Die Gesellschaft von Berlin wird gewiß nicht ermangeln, den Schmerz der hartgeprüften Frau zu ehren und sich nicht in ihre Geheimnisse zu drängen."

Am Sonntag erfuhr man aus einer kurzen, scheinbar offiziösen Notiz, daß man den mutmaßlichen Mörder endlich habe. Einen polnischen Arbeiter. Diesmal sei es der Richtige. Um die Untersuchung nicht zu stören, sei den Beamten untersagt worden, dem Publikum irgendwelche Nachrichten zukommen zu lassen ...

Bald nach drei Uhr fuhr van Tenius mit der Charlottenburger Pferdebahn zu seinen Freunden hinaus. Trotz des kühlen Wetters war jeder Platz besetzt, und er war froh, auf dem Verdeck unterzukommen. Auch da war von nichts die Rede als von dem Mord von Westend. Ganze Familien fuhren hin, um sich den Tatort anzusehen. Und ein sonntäglich geputzter Ladenschwengel erzählte, der Zerpen sei auf einem Haufen von Knüppeln gefunden worden. Von diesen Knüppeln sei kein einziger mehr da. So viele Andenken hätten die Berliner schon mitgenommen. Scherze über Knüppel aller Art flogen hin und her.

Bei Ossendorffs waren die beiden anderen Gäste schon anwesend. Vetter Richard, ein kleiner, schwarzhaariger Artillerieleutnant, zur Kriegsschule kommandiert, machte wie gewöhnlich Frau Anna Maria pagenhaft den Hof und wurde wiederum von Ossendorff mit seinen minder platonischen Beziehungen gehänselt. Die Stiftstante, eine gute, alte Dame, die ein altmodisches weißes Spitzenhäubchen und ein mühsam standesgemäß gehaltenes schwarzes Seidenkleid trug, hatte wieder, wie mitunter gerade am Sonntag, ein kleines Geschenk, das sie mitbringen wollte, zu Hause vergessen.

„Ein Dutzend Blutapfelsinen in einem allerliebsten Körb-

chen. Ich habe es noch selbst auf die Kommode gestellt und meiner Lisbeth gesagt: Du, Lisbeth, daß du nicht vergißt, mich zu erinnern. Und du ißt Blutapfelsinen so gern, mein Liebling."

„Für nächsten Sonntag," sagte Ossendorff gutmütig.

„Nein, nein," beteuerte die Stiftstante, „so lange halten sich Apfelsinen nicht, besonders Blutapfelsinen. Sie sind aus Messina. Ihr wißt, darin bin ich eigen; ich habe meine Quellen. Nun werde ich sie mir allein schmecken lassen müssen."

Punkt vier Uhr ging man zu Tisch in der gewohnten Ordnung. Ossendorff hatte am ovalen Tisch, der für sechs Personen gereicht hätte, seinen festen Platz. Rechts von ihm saß wie immer Marianne, neben ihr die Stiftstante, dann kam van Tenius, Marianne gegenüber, und neben van Tenius Vetter Richard.

„Der soll sich an Kartätschenfeuer gewöhnen," hatte Ossendorff gesagt, als er vor Jahr und Tag ein für allemal diese Tischordnung für die gemeinsamen Sonntage festgesetzt hatte. Der Platz an seiner Linken, der Stiftstante gegenüber, blieb leer. Das Gespräch schwebte hin und her. Die Stiftstante erkundigte sich bei der Hausfrau nach dem Preise aller möglichen und unmöglichen Dinge und beim Rechtsanwalt nach den kirchlichen Einrichtungen der Zuchthäuser. Sie war eigentlich eine kluge, feine Dame, und ihre Geschwätzigkeit hatte den offenbaren Zweck, die Konversation zu beleben. Vetter Richard unterhielt sich mit Ossendorff über Fragen der Ballistik oder über Avancementsverhältnisse und hatte ab und zu ein seelenvolles Wort für Anna Maria. Ossendorff selbst war in der freundlichsten Stimmung, die sich bei ihm am sichersten durch seinen Hang zur Neckerei verriet. Er beantwortete jede Galanterie von Vetter Richard mit einer scheinbar ganz harmlosen Erkundigung nach dem oder jenem Abend.

Marianne war ruhig und glücklich, sie sah den armen Mann heiter, und ihr Freund saß ihr gegenüber. Mit

van Tenius unterhielt sie sich wenig; nur was zu den Hausfrauenpflichten gehörte, sprach sie geradeaus zu ihm. Aber sie hatten ihre Geheimsprache. In den einfachsten Fragen und Antworten klang es, nur für sie verständlich, oft hinüber und herüber: Hast du mich lieb? Bist du mit mir zufrieden?

„Haben Sie an dem Hecht nichts auszusetzen?"

„Aber auch gar nichts, gnädige Frau," sagte van Tenius. Und die Stiftstante unterstrich zur Freude der Liebenden das Wort noch, als sie dazwischen sprach.

„Ja, ja, das ist für die Hausfrau wie für den Gast eine rechte Herzensfreude, wenn einmal gar nichts auszusetzen ist. Ich bereite Hecht freilich auf meine Art, ich bin eigen darin. Aber auch ich muß sagen: vorzüglich."

„Gut also?"

„Sehr gut."

Es war wieder so einzerichtet, daß Marianne ihrem Mann beim Essen kaum behilflich zu sein brauchte.

Dreimal während der Mahlzeit näherte sich die Stiftstante der deutlichen Absicht, vom Mord bei Westend zu sprechen. Ihre knappen Verhältnisse verhinderten sie, auch nur die billigste Zeitung zu halten. Sie erfuhr von den Welthändeln gar nichts und von den Tagesneuigkeiten nur, was ihr Dienstmädchen mit nach Hause brachte. Um so neugieriger war sie, bei Tisch von ihrem geschätzten Großneffen alles Wissenswerte zu erfahren. Und da sie wenig aß, aus Stolz und aus Gewohnheit, so hatte sie immer Zeit, auf großen Umwegen und mit großer Geschicklichkeit, wie sie glaubte, ihre Neugier zu befriedigen.

„Ich hätte mir schon längst eine Gesellschafterin genommen. Denn es ist ja bekannt, daß die Verbrecher es am häufigsten auf einsame Frauenspersonen abgesehen haben. Nicht wahr, Wolfgang? Und da habe ich doch wieder nicht das Recht, so ein armes Geschöpf ihren Dolchen aus-

zuliefern. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe, mein Gott, ich habe ja gar nichts andres zu tun — aber die Unsicherheit der großen Städte ..."

„Du irrst, liebe Tante," sagte Ossendorff, „das Sicherheitsschloß, das ich bei dir mit deiner gütigen Erlaubnis habe anbringen lassen, schützt dich mit garantierter Sicherheit vor Dieben. Und Mörder gibt es nicht."

„Aber da muß ich doch bitten, Wolfgang," rief da die Stiftstante erregt, und der Fall von Westend wollte ihr schon über die Lippen springen.

„Mörder gibt es überhaupt nicht," wiederholte Ossendorff mit feierlichem Ernst.

Vetter Richard ging auf den Spaß ein und behauptete, er wüßte es von einem höheren Beamten im Justizministerium, daß alle Gerüchte über Mordtaten Zeitungsenten wären.

„Seit dreißig Jahren hat es in Preußen keinen Mord gegeben. Und über die frühere Zeit weiß niemand etwas."

„Aber die Hinrichtungen?"

„Zeitungsenten!"

Die Stiftstante merkte endlich, daß man sie ein bißchen aufzog, lächelte gutmütig und schwieg. Erst beim Eis, das sie recht gut fand, wenn auch ... na, ihre eigene Eismaschine ... da fing sie wieder an:

„Ich weiß, in den Theaterstücken der neuen Schule fängt der erste Akt immer mit einer Mordtat an. Ich gehe deshalb selten zu diesen schrecklichen Sachen ... Aber solche Stücke wurden in meiner Jugend auch schon gegeben ... Und so eine recht rätselhafte Mordtat ... Theaterstücke mit Mordtaten gibt es, nicht wahr, Vetter?"

„Jawohl," sagte Vetter Richard feierlich. „Theaterstücke mit Mordtaten gibt es allerdings."

Und das Gespräch wandte sich rasch der literarischen Tätigkeit des Grafen Tolstoi zu.

„Ja, ja," sagte die Stiftstante, „ich liebe seinen graziösen Stil." Wenn man den Mord von Westend durchaus nicht berühren wollte, sie fiel gewiß nicht lästig damit. Nur noch einmal versuchte sie ihr Glück, als die Früchte herumgingen.

„Wissen Sie, lieber Herr Rechtsanwalt, wir fühlen uns in Berlin gar nicht wohl. Man ist ja schließlich auf dem Lande geboren. Sie nicht? Nun ja, bei uns wird man immer auf dem Lande geboren. Und da würde es mir hier in Charlottenburg recht gut gefallen, wenn ich auch höre, daß die Wildhändler hier zu wünschen übrig lassen. Nicht wahr, liebes Kind, Markthallen habt ihr auch nicht? Und dann, Herr Rechtsanwalt, die häßlichen Zustände hier in Charlottenburg. Ich verstehe ganz gut, daß Wolfgang mich absichtlich von dem Gespräch abbringen will. Aber jetzt ... Nein, danke, liebes Kind, wirklich. Nicht wahr, Rosmarinäpfel? Nein, nein! Ich glaube, ich habe zu reichlich gefrühstückt. Ja, wenn du so nötigst, ein Viertelchen. Wirklich nicht mehr als ein Viertelchen. Weil es Rosmarinäpfel sind. Die habe ich seit ... seit vielen Wochen habe ich sie nicht so gut gegessen. Also ja, lieber Herr Rechtsanwalt, Sie haben ja mit so etwas geschäftlich zu tun. Es ist doch schrecklich, ein reicher, junger Mann ..."

„Er war nicht reich und jung," rief Ossendorff dazwischen.

„Von altem Adel."

„Mein gnädigstes Fräulein," sagte van Tenius mit solchem Ernst, daß Marianne überrascht aufsah und Ossendorff laut lachte. Ich muß unserm Wirt beistimmen, wenigstens in einem Punkt. Wohl werden mitunter Menschen totgeschlagen. Aber ich glaube wirklich nicht, daß es Mörder gibt."

Eine kleine Pause. Fröhlich brach man vom Tisch auf und begab sich ins Nebenzimmer, wo Zigarren bereit standen. Dann traten die beiden Herren in die Arbeitsstube Ossendorffs. Der Major war inzwischen dorthin gebracht worden.

Die Herren führten in einer lebhaften Unterhaltung das Thema ernsthaft weiter, das der Scherz mit der Stiftstante in ihnen angeregt hatte. Ossendorff bestritt ironisch die neuen Theorien von der Unverantwortlichkeit des Menschen, und van Tenius behauptete noch leidenschaftlicher als sonst die Unfreiheit des Willens. Vetter Richard, der ein ganz kluger Junge war, wenn sich keine Damen in der Nähe befanden, hörte zu und warf von Zeit zu Zeit eine aufmerksame Frage dazwischen. Bald aber kamen die Damen herein, und Ossendorff brach artig ab.

„Jetzt, Tante, leg los. Ueberschrift: Der Mord von Westend. Bei Kaffee und Kognak habe ich nichts dagegen. Aber wenn schon, denn schon. Wir wollen einander ordentlich graulich machen."

„Ich weiß nicht, Wolfgang, wie du bist. Ich habe ja alles darüber gelesen, aber ihr als die nächsten Nachbarn wißt am Ende noch mehr."

„Alles," sagte Ossendorff tragisch. „Der Mörder ist ein guter Freund von mir und wird dich nächsten Sonntag zu Tisch führen."

„Nein, Wolfgang, das sind undelikate Späße. Dein Vater hätte gesagt . . ."

„Sei still, hätte mein guter Vater gesagt. Zu einem von uns. Nein, Tante, zu mir! Ich wollte dir auch nur die Geschichte von dem silbernen Bein ins Gedächtnis zurückrufen. Solche Scherze, van Tenius, hat Tante geliebt, als wir noch kleine Kinder waren. Sie war damals schon unsere Stiftstante; und die Geschichte vom silbernen Bein war unser Sonntagsvergnügen. Wir setzten uns dann um sie herum in ein dunkles Zimmer, und sie begann. Paß mal auf, Tante, ob ich auch nur eine Silbe vergessen habe. Und mit schöner Grabesstimme hat sie es immer erzählt. Es war einmal ein Mann, der verlor ein Bein, und da ließ er sich von einem

Goldschmied ein silbernes machen und lebte noch lange Jahre mit seinem silbernen Bein. Dann aber starb er, und seine Witwe begrub ihn in der Ahnengruft. Als er aber ein Jahr in der Ahnengruft gelegen hatte, sagte sich die geizige Witwe, es sei doch schade um das silberne Bein. Und sie ließ den Goldschmied kommen und das silberne Bein aus der Ahnengruft holen. Er sollte es einschmelzen und aus dem Metall eine silberne Rüstung machen. In der Nacht nach diesem Frevel wachte die Witwe um Mitternacht auf. Vor ihrer Schlafzimmertür rasselte es und klirrte und stöhnte es, und es schlich herein, und ein kalter Windhauch fuhr ihr über die Augen, und eine tiefe Stimme sprach: ‚Mein Bein, mein Bein, mein silbernes Bein'. Drei Nächte nacheinander kam das Gespenst und forderte mit denselben Worten: Mein Bein, mein Bein, mein silbernes Bein. Da konnte es die geizige Witwe nicht länger aushalten. Sie schickte zum Goldschmied, und der hatte das silberne Bein glücklicherweise noch nicht eingeschmolzen. In der vierten Nacht nahm sie das silberne Bein unter ihre Bettdecke und zitterte in Todesangst und konnte nicht einschlafen. Aber um Mitternacht rasselte es draußen und klirrte und stöhnte, und das Gespenst kam herein, und ein kalter Luftzug strich über die Augen der Witwe, und eine furchtbare Stimme stöhnte ihr in die Ohren: ‚Mein Bein, mein Bein, mein silbernes Bein'. ‚Da hast du es!'"

Die Worte „Da hast du es" kreischte Ossendorff mit so gellender Frauenstimme, daß auch die Herren zusammenfuhren und die Stiftstante vor Schrecken die Augen schloß.

„Es ist auch graulich. Hundertmal hat man's erzählt, und es ist doch graulich. Besonders wenn man bedenkt, daß hier in unserer Nähe . . ."

Sie horchten auf. Von der Straße vernahm man, erst von weitem dann immer näher, drei verschiedene heisere Stimmen:

„Extrablatt, das neuste Extrablatt. Ausführliche Beschreibung und Lebenslauf des Mörders von Westend. Extrablatt. Das neuste Extrablatt."

Ossendorff schickte Franz hinaus, eine Nummer zu holen.

„Für mich auch eine," rief die Stiftstante. „Das Blatt ist in Berlin vielleicht nicht zu haben, und da will ich es für mein Mädchen mitbringen."

Der Diener brachte die beiden Blätter herein. Sie waren feucht und rochen nach Druckerschwärze. Die Stiftstante steckte ihr Extrablatt in die Tasche, während Ossendorff rasch einen Blick ins andere warf.

„Hm. Diesmal sieht's fast aus, als ob man den Richtigen hätte. Hm, merkwürdig. Ich hätte doch darauf geschworen, daß man sich irrt."

Ruhig griff van Tenius nach dem Blatt.

„Nein," sagte Ossendorff, „in großen Augenblicken wird die Zeitung öffentlich vorgelesen. Setzt euch, ihr andern, du, Richard, nimmst dir eine frische Zigarre, und ich will vorlesen. Ich habe nämlich von solchen Prachtleistungen unserer Journalistik einen doppelten Genuß. Erstens interessiert mich der Inhalt, wie ich ehrlich gestehen will, nicht weniger als dich, liebe Tante, und zweitens genieße ich die Reporter-Stilblüten. Also Ruhe: — ‚Der Mörder ist verhaftet. Endlich ist es den rastlosen Bemühungen höherer Polizeiorgane durch eine der glänzendsten Kombinationen gelungen, auf die Spur des wahren Mörders zu kommen. Die Untersuchung wurde mit aller Heimlichkeit geführt, und in derselben Stunde, als eine Kette aller Beweise sich ohne Lücke ineinanderschloß, fiel auch das Netz der Sicherheitsorgane über dem ahnungslosen Verbrecher zusammen. Der Mörder ist verhaftet, und unsere Mitbürger können ruhig schlafen. Im Grunewald können die Freunde der Natur nun wieder sorglos das Ozon atmen, und die

gefiederten Sänger brauchen nicht mehr zu fürchten, daß Mord den Frieden des Haines stören werde. Schon am Freitag' — hören Sie nicht, van Tenius, wie da eine andere Feder einsetzt? Die Einleitung war von einem poetischen Reporter; jetzt kommt das Aktenmaterial, das ein Wachtmeister gesammelt hat. Ich sage ja, unser Wachtmeister. Ich lese schon weiter! — ‚schon am Freitag befand sich die Polizei im Besitz wichtiger Nachrichten. Zerpen hatte die Gewohnheit, kein Portemonnaie bei sich zu tragen. Sein Kleingeld steckte in der Westentasche, das übrige in der Hosentasche. Etwas Kleingeld hatte man noch bei ihm gefunden, die Recherchen nach dem Portemonnaie konnten also aufgegeben werden. Dagegen meldete sich der Uhrmacher F. Siebenlist, Potsdamer Straße 25c, und bekundete, daß Zerpen seit einem halben Jahre eine wertvolle Damenuhr in seinem Uhrtäschchen trage. Eine Remontoiruhr auf fünfzehn Rubinen mit goldenem Deckel, der aus kleinen Diamanten das Monogramm S. B. führte. Zerpen hatte dieses Uehrchen kurz vor Weihnachten zur Reparatur gegeben und nach Neujahr abgeholt. Er habe für die Reparatur sieben Mark fünfzig bezahlt. Dieses Uehrchen nun war bei der Leiche nicht gefunden worden. Es galt nun diese Damenuhr mit dem Monogramm S. B. zu entdecken. Ein glücklicher Umstand kam den fieberhaft arbeitenden Organen der öffentlichen Sicherheit zu Hilfe. Bei einer Schlägerei zwischen betrunkenen polnischen Erdarbeitern wurde ein Mann namens Johann Twardki verhaftet, in dessen Taschen sich ein Pfandschein auf eine goldene Damenuhr vorfand. Die glückliche Kombination tauchte sofort im Hirn des zuständigen Polizeikommissars auf. Gestern abend machte er sich auf die Suche des Pfandleihers. Wer beschreibt seine Aufregung, als er die gesuchte Uhr vorfand und der bestürzte Pfandleiher ihm auf strenges Zureden ein-

gestand, ein polnischer Arbeiter habe das wertvolle Objekt mit sichtlicher Verlegenheit zu ihm gebracht. Da Twardki bereits in Haft genommen war, konnte der Polizeikommissar ganz gemächlich zum Untersuchungsrichter gehen und ihm die Sache mitteilen. Heute früh ist mit Twardki das erste Verhör aufgenommen worden. Er glaubte anfangs, es handle sich nur um die Schlägerei, und machte so weit ehrliche Angaben. Plötzlich wurde ihm die Uhr unter die Augen gehalten, und von diesem Augenblick an verstrickte er sich in ein Labyrinth von Lügen. Zuerst wollte er die Uhr auf der Landstraße bei Friedenau gefunden haben. Dann nahm er diese Aussage zurück und redete sich mit dem berühmten Unbekannten aus, der ihm die Uhr verkauft hätte. Natürlich wurde ihm kein Glauben geschenkt, und der Untersuchungsrichter rief unvermittelt: Twardki, das ist die Uhr des Zerpen! Sie sind sein Mörder! Twardki sank bei diesen Worten fast ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. An seiner Täterschaft ist kein Zweifel mehr, und wir sehen einem sensationellen Prozeß entgegen, über den wir, wie unsere Leser voraussetzen dürfen, und so weiter und so weiter. Johann Twardki ist polnischer Nationalität, katholisch, unverheiratet, dreiunddreißig Jahre alt. Seinem gutmütigen Gesicht nach würde man ihm die schauerliche Tat nicht zutrauen. Er ist bereits für das Verbrecheralbum photographiert worden. Die ganze Bevölkerung wird mit einem Gefühl hoher Genugtuung erfahren, daß es noch Kriminalbeamte in Berlin gibt.“

Ossendorff hatte die tatsächlichen Angaben mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen, den Schluß des Berichts wieder mit dem Tone eines Marktschreiers. Dann lehnte er sich zurück und sagte: „Na, van Tenius, was halten Sie davon?“

„Das klingt ja alles ganz logisch, aber . . .“

„Nicht wahr,“ rief Ossendorff. „Ich möchte darauf schwören. Und er ist es doch nicht!“

Van Tenius erhob sich langsam. „Es ist ein merkwürdiger Fall. Sie werden es mir nicht übelnehmen, aber es drängt mich, die Verteidigung dieses Polen zu kriegen. Ich möchte nichts versäumen. Ich will noch heute den ersten Schritt tun."

„Bravo, van Tenius!" rief Ossendorff. „Das freut mich von Ihnen."

Die Stiftstante nahm eine steife Haltung an, und Marianne blickte erstaunt bald auf ihren Mann, bald auf den Freund. Vetter Richard lachte und sagte:

„Wenn wir's auch so gut hätten. Aber unsereins würde kurios angesehen werden, wenn er sich bei einer Sache, und das wird doch eine Sache, selber melden wollte und sagen: die möchte ich kriegen."

„Bei Rechtsanwälten ist das so," sagte die Stiftstante recht freundlich. „Man darf nicht ungerecht sein. In der Richterkarriere ist das wie beim Militär."

„Sehen Sie, van Tenius," rief Ossendorff, „jetzt hält unsere gute Tante Sie schon für einen Streber, weil Sie gegen Polizei und Untersuchungsrichter vorgehen wollen. Können Sie wirklich heute noch was tun?"

„Ich hoffe."

„Dann darf ich Sie nicht halten. Grüßen Sie Twardki von mir."

Marianne begleitete den Freund in den Korridor.

„Auf Wiedersehen," sagte sie und reichte ihm die Hand. „Sie sind so erregt. Ist es denn etwas so Großes?"

„Jawohl, gnädige Frau."

„Und kein gutes Wort zum Abschied?"

Van Tenius flüsterte:

„Ohne Phrase. Ich möchte für Sie sterben können."

„Das wäre mir nicht genug. Leben."

Van Tenius hielt ihre Hand in der seinen und blickte ihr ernst in die Augen. Dann sagte er leise und fest: „Also leben."

Fünftes Kapitel

Zu Fuß ging der Rechtsanwalt den weiten Weg nach Hause. Die Stirn gesenkt, als ob er über ein wichtiges Geschäft nachdächte. Es war kurz nach sieben Uhr, als er in einem Strom von heimkehrenden Spaziergängern das Brandenburger Tor passierte. Unter den Linden wurden immer noch von abgenutzten Stimmen Extrablätter ausgerufen. Auch van Tenius kaufte ein Blatt, steckte es mit einem zerstreuten Lächeln ein und wandte sich der Dorotheenstraße zu. Dort wohnte der Beamte, der nach seiner Vermutung die Untersuchung gegen Twardki führen mußte und mit dem er außerdienstlich sprechen wollte. Er traf den Richter nicht zu Hause und ließ seine Karte mit einigen Worten zurück. Dann betrat er sein gewohntes Bierhaus.

„Heute nur ein Seidel, Herr Rechtsanwalt?" fragte der Kellner, als van Tenius bald wieder aufstand und den Betrag auf den Tisch legte.

„Ja, ich habe noch eine Verabredung. Ich komme nachher wieder. Vielleicht!"

Auf der Straße preßte van Tenius die Lippen ärgerlich aufeinander. So weit war es also mit ihm gekommen. Er antwortete einem Kellner mit einer Lüge. Das kann gut werden.

Grimmig ging er die wenigen Schritte bis zu seiner Wohnung. An der Ecke der Kirchstraße hatte er sich drei Treppen hoch eine „herrschaftlich möblierte" Stube bei

einer verwitweten Kanzleirätin gemietet. Hier unten die Pferdebahn, das war freilich ein prosaisches Ding. Und doch, er wußte, daß er jederzeit nach Charlottenburg fahren konnte. Ossendorffs wegen hatte er sich so nahe an Stadtbahn und Pferdebahn niedergelassen.

Seine unbemittelten Klienten aus dem Osten und Norden konnten ihn am Ende auch hier erreichen. Früher, als er am Ende der Chausseestraße wohnte, war es für die Gegend der Frankfurter Linden noch unbequemer gewesen. Und am Ende, wenn er ein bißchen an sein eigenes Behagen dachte, war er darum gleich ein schlechter Mensch? Jetzt freilich . . .

Seine Stube und die kleine Kanzlei, die nach dem Hofe zu lag, besorgte ihm die alte Wirtin, die Witwe eines bessern Schreibers, der mit dem Titel eines Kanzleirats pensioniert worden war. Eine gute Frau, die nur zu oft und zu ausführlich über ihr Fußleiden klagte. Und eine Nichte hatte sie bei sich, halb als Dienstmagd, halb als Gesellschafterin, die manchen Mieter gefesselt hätte. Ein stattliches Weibsbild, so groß wie van Tenius, schwarzhaarig und schwarzäugig wie eine spanische Jüdin und dabei flaumbackig, lustig, neugierig und zudringlich wie ein verliebtes Bauernmädel vom Rhein.

Als van Tenius seine Stube betrat, fand er die Nichte, die vor seinem Schreibtisch stand.

Er schrak fast zusammen, so unangenehm berührte es ihn heute. Da lag verschiedenes herum, was sie nicht zu sehen brauchte. Mariannens Bild. Und dann, drin, im Schreibtisch, da waren seit ein paar Tagen wichtige Papiere verschlossen, Bekenntnisse, Geständnisse, was noch gar. Und ihre Briefe . . .

Natürlich hatte die Nichte geglaubt, er würde wie immer am Sonntag erst um Mitternacht nach Hause kommen,

und hatte sich's in der behaglichen Vorderstube bequem gemacht oder hatte in seinen Papieren gestöbert. Unhöflich genug fuhr er sie an:

„Ich irre mich doch wohl nicht? Das ist doch meine Stube?"

„Nehmen Sie's man ja nicht übel, Herr Rechtsanwalt, aber ich wollte nur nachsehen, ich wollte nur ... ich wollte gerade Ihr Bett machen, wenn Ihnen das nicht unlieb ist."

Nur keinen Schrecken zeigen, dachte van Tenius, es ist ja Unsinn.

„Ich habe es ja nicht so böse gemeint, Fräulein. Ich erwarte ein Telegramm und bleibe deshalb zu Hause. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Sie stecken mir die Lampe an, nicht wahr? Da Sie gerade hier sind."

Die Nichte machte sich mit übertriebener Geschäftigkeit an die Arbeit.

„Ach, das ist schön. Ich fühle mich noch einmal so mollig in dem alten Haus, wenn Sie zu Hause sind, Herr Rechtsanwalt. Besonders heute, wo man von früh bis abend nichts hört als Mordtaten und so ... Mir war so bange. Jetzt aber gar nicht mehr."

„Ja, ja," unterbrach sie van Tenius und zeigte durch hastiges Hin- und Hergehen an, daß er allein sein wollte.

Als er das erreicht hatte, stöhnte er einmal leicht auf und öffnete das mittlere Schubfach seines massiven Diplomatenschreibtisches. Er nahm eine kleine Schicht von frischen Papierbogen in Aktenformat heraus und setzte sich damit vor die Lampe. Aufmerksam, bald mit traurigem Gesichtsausdruck, bald mit einem verächtlichen Lächeln, las er, was er in den Nächten der letzten Woche zu Papier gebracht hatte. Mariannens Photographie sah aus einem geschnitzten Holzrahmen ernst auf ihn herunter.

An die Königl. Staatsanwaltschaft in Berlin

Berlin, den 25. März 1888

„Der ergebenst Unterfertigte erfüllt seine Pflicht als Rechtsfreund zum letztenmal, indem er der Königl. Staatsanwaltschaft die Eröffnung macht, er habe vor wenigen Stunden in einer Lage, die er dem Urteil nicht auseinandersetzen kann, in einer Notlage" — hinter Notlage waren die Worte „in einer Kollision zwischen Ehre und Menschlichkeit" durchgestrichen — „in einer Zwangslage einen" — wieder war hier das Wort „Mord" durchgestrichen — „Totschlag ausgeführt. Der ergebenst Unterfertigte darf über die Motive seiner Tat keine Auskunft geben und wird daher, wenn diese Zeilen der Behörde vorliegen, bereits . . ."

Montag, den 26.

„Es ist vielleicht notwendig und darum möglich, daß ich das Henkeramt an mir selbst plötzlich vollziehe, noch bevor ich die Form gefunden und einen Bericht abgestattet habe, dann aber muß unter meinen Papieren ein Geständnis gefunden werden. Ich will also vorläufig hier aufzeichnen, was ich getan habe, und was ich darüber denke. Die Königl. Staatsanwaltschaft wird ersucht, diese Blätter in diesem Falle so anzusehen, als ob meine Aussage auf Ehrenwort gemacht wäre.

Ich habe den Journalisten von Zerpen nicht gemordet, es war unbedingt ein Totschlag. Ueber die Motive der Tat versage ich jede Auskunft, und würde sie auch verweigern, wenn ich verhaftet würde. Nichts in der Welt könnte mich zwingen, zu sprechen. Ich habe gemordet, damit Zerpen schweige. Er war ein Halunke. Meinen Freund,

der den Zusammenhang errät, beschwöre ich hiermit durch die Oeffentlichkeit, im Namen unserer Freundschaft ebenfalls zu schweigen gegen jedermann, gegen jedermann, auch gegen i h n. Es war ein Totschlag.

Auf mein tiefstes Gewissen hin horche ich, und ich weiß, es war vielleicht nicht einmal ein Totschlag. Wenige Minuten vor der Tat dachte ich an den Zerpen so wenig wie an irgendein wildes Tier. Dann stieg aus Gründen plötzlich der Wunsch in mir auf, Herr von Zerpen möchte doch tot hinsinken. Auch die Phantasie, ihn auf der Stelle umzubringen, auf der Stelle, ohne Ueberlegung, wie man nach einem Hund schlägt, der beißen will. Also die Indizien des Totschlags. Als ich es aber tat, als ich ihn mit einem einzigen Schlage niederstreckte — ich mache die Königl. Staatsanwaltschaft darauf aufmerksam, daß der Schlag einen gesunden, kräftigen Menschen kaum betäubt, gewiß aber nicht schwer verletzt hätte. Ja, mir selber könnte ich mein Wort darauf geben, ich habe im Augenblick der Tat nichts gedacht und nichts gewollt. Ein Baum, der fällt und einen Menschen trifft, denkt und will nicht mehr, als ich dabei gedacht und gewollt habe.

Ich habe nachher — dazwischen lag aber eine lange Zeit von fünf Minuten oder einer Stunde, ich weiß nicht — ich habe nachher allerhand getan, um auf falsche Fährte zu lenken. Die Uhr habe ich ihm fortgenommen. Das habe ich mit voller Ueberlegung und aus Furcht getan. Furcht empfinde ich seit jener Stunde. Ich habe diese Furcht anfangs für Reue gehalten. Reue empfinde ich nicht. Es ist gut, daß ich mit mir ein Ende mache. Nicht weil ich einen Totschlag begangen habe. Nein, nur darum, weil ich offenbar an moralischem Irrsinn leide. Ich habe, was immer ich auch reden mag, einen Menschen umgebracht und empfinde keine Reue.

Dienstag, den 27. März

„Heute nacht habe ich von ihm geträumt. Er sah mich mit seinen widerwärtigen Augen an und nahm den Hut ab. Es überkam mich wie ein Schüttelfrost, und ich wachte auf. Ich war froh, denn nun sah ich, daß ich doch auch ein Gewissen habe. Aber es ist nicht wahr. Es war nur der Ekel vor dem grauenhaften Anblick, der nachwirkte. Sowie ich wach wurde, konnte ich wieder ruhig denken, und Reue empfinde ich nicht. Es ist ein Fall von moralischem Irrsinn, wie er kaum noch beobachtet worden ist. So was kann man nur an sich selbst genau feststellen. Ich weiß allein, daß ich Pflichtgefühl habe, eher mehr als der Durchschnitt. Ich weiß, daß ich keusch gelebt habe in meiner Jugend, wie keiner meiner Bekannten, daß ich nach wenigen Jahren eines mäßigen Leichtsinns wieder lebe fast wie im Zölibat. Ich habe meines Wissens keine Laster, habe auch schwerlich welche ererbt. Meine arme, gute Mutter! Gottlob ist sie tot. Meine . . .

Nachts

Ich habe Furcht vor der Entdeckung. Die Leiche hat man also gefunden. Nicht der leiseste Anhaltspunkt, der auf meine Spur führen könnte. Nicht der leiseste. Wenn nur der Kutscher sich nicht meldet."

Van Tenius fuhr auf und griff nach einer Schere. Er schnitt die letzte Zeile heraus, die, wo der Kutscher erwähnt war, und verbrannte sie sofort an der Lampe. Dann blieb er eine Weile nachdenklich sitzen, als ob ihn das brennende Papier an etwas erinnert hätte. Endlich zündete er sich eine Zigarre an und las alles noch einmal durch, ob vielleicht noch eine andere verräterische Stelle zu finden wäre. Dann las er weiter.

„Furcht also habe ich. Ganz gemeine Todesangst. Oder vielmehr, da ich weiß, daß ich nicht zum Tode verurteilt

würde, die noch gemeinere Furcht vor den Konsequenzen einer Tat, die ich nicht wollte, als ich sie vollführte, die ich aber jetzt trotz meiner Furcht will, gewollt habe, möchte, noch einmal täte, will.

Und doch auch Furcht vor der Schande. So dazustehen, von Kollegen und Richtern so weiter mit Achtung behandelt werden, mit Auszeichnung, und morgen vielleicht in die illustrierten Blätter zu kommen. Das könnte einem das Gewerbe eines Mörders verleiden.

Innerlich, so ganz innerlich, wenn ich mich vor den Spiegel setze und mich anglotze und mir sage: So also sieht so einer aus! und dann mein altes dummes, ehrpußliges Gesicht sehe. Innerlich ist nicht viel von Schande. Nur eines, Henker bin ich gewesen. Henker ohne Auftrag. Schlimmer noch. Einen tollen Hund habe ich niedergemacht. Herrgott im Himmel, hätte mir das kein anderer abnehmen können! Du vor allem, du hast Blitze und hast alles, und du hast mich zum Schinder werden lassen!

Ich erkläre ausdrücklich, daß ich nicht etwa ein gläubiges Gemüt geworden bin und die Schuld auf den lieben Gott abwälzen will. Es ist nur so ein natürliches Gefühl, daß ich die Verantwortung nicht allein tragen möchte.

Den 28. nachts

Also richtig, das Aufsehen ist da. Im Anwaltszimmer wird von nichts anderem geredet, und saubere Geschichten bekomme ich über ihn zu hören. Nicht ein dummer armer Teufel ist dieser Zerpen gewesen, der etwa in der Not einmal den Erpresser spielte, nein, ein gewerbsmäßiger Schuft sondergleichen, ein Hund.

Philosophisch ist das gerade nicht von mir. Ich kann keine Reue fühlen, weil mir von Stunde zu Stunde deutlicher die Unverantwortlichkeit und Unfreiheit des menschlichen Willens aufgeht. Auf dem Gericht, bei jeder Ver-

handlung, ich höre jetzt nichts anderes als Unfreiheit und Unverantwortlichkeit. Dann war also auch Zerpen kein Schuft, sondern unfrei und unverantwortlich. Aber vielleicht doch ein Schuft. Seiner Anlage nach wie ein Tiger, nein, also wie eine Hyäne, die nach verfaultem Fleische gräbt.

Ich habe heute morgen Schopenhauers Abhandlung wieder gelesen. Seit meiner Studienzeit nicht. Ich fand im Exemplar Bleistiftstriche von früher. Ausrufungszeichen! Die Unfreiheit des Willens hat mir also schon damals eingeleuchtet; ohne Absicht, rein wissenschaftlich, bevor ich noch ein Mörder war und Furcht hatte vor der Verantwortung.

Donnerstag

Ich komme von Marianne. Reue habe ich überhaupt noch nicht empfunden, und jetzt ist mir, als ob ich höchstens eine Kröte zertreten hätte, die ihr in den Weg sprang und sie erschreckte. Ein Musterbeispiel für die Kausalität alles Geschehens. Irgendwo am Aequator steigen aus verwickelten Ursachen heiße Dünste auf. Durch irgendwelche Luftströmungen gelangt die Wärme in unsern Breitegrad. Wir haben notwendig einen warmen Märztag. Marianne will deshalb notwendig den Wagen offenhaben. Notwendigerweise muß ich darum den Kerl niederschlagen. Wer muß dafür hingerichtet werden? Die Sonne des Aequators.

Warum aber mußte der Kerl gerade unsern Weg kreuzen? Eine müßige Frage. Das ist ja das Blödsinnige an der Kausalität alles Geschehens, daß ein Windhauch von irgendwoher stärker werden kann als Felsenmassen von unendlichem Gewicht. Der Kerl ist eben von irgendeiner andern blödsinnigen Notwendigkeit uns über den Weg gelegt worden. Er mußte zerquetscht werden. Milliarden von unsichtbaren kleinen Organismen werden

täglich von stärkeren vernichtet im Kampf ums Dasein. War der Kerl denn mehr wert als eine Raupe oder ein Infusionstierchen? Und wenn er mehr wert gewesen wäre . . . Wie lächerlich. Wert! Wer ist denn der Weltschatzmeister, der die Organismen gegeneinander abzuschätzen vermöchte? Ich nicht. Der Staat auch nicht. Der Pfaff auch nicht. Wert! Mein werter Herr, Sie waren ein Lump. Meine werteste Laus, mein wertester Braten. Lächerlich! Ob eine Taube geschlachtet wird, damit ich sie esse, ob ein Floh geknickt wird, damit er nicht steche, ob eine Kröte zertreten wird, damit Marianne nicht erschrecke, es ist alles einerlei. In Australien essen die Menschenfresser ihre Feinde nicht allein aus Schleckerei, sondern um die Kraft der Feinde zu erben und sich nachher der eigenen Stärke zu freuen. So habe ich den Kerl gefressen. Ich war der Stärkere und ich bin noch stärker geworden. Und für dich, Marianne, will ich mich stählen, will ein Häuptling werden der Menschenfresser. Denn ich liebe dich, Marianne."

Van Tenius fuhr auf und schüttelte erstaunt den Kopf. Das durfte nicht stehen bleiben. Das durfte keinem Menschen in die Hände fallen. Der Blödsinn der Notwendigkeit konnte ihn ja doch seinem heutigen Trotz zum Trotz in den Selbstmord treiben. Er schnitt das ganze Blatt aus und verbrannte es im Ofen. Dann las er weiter . . .

„Den 30. März, 8 Uhr früh

Der arme Leiermann ist verhaftet worden. Ich kann es nicht ertragen, daß ein anderer für mich dulde. Es geht zu Ende.

Nachts

Der Staat ist unfehlbar, die Polizei ist unfehlbar! Das Recht ist unfehlbar! Montag früh ist der Mord

begangen worden. Es lebe die Wissenschaft. Die Wissenschaft ist unfehlbar!

Wenn ich das Leben zu ertragen vermag, so werde ich ein großes Buch verfassen über die Unfehlbarkeit der Wissenschaft. Gegen das unfehlbare Urteil der Sachverständigen, der Fachmänner, der Neunmalweisen. Der Wilde, der eine Spur verfolgt, kann irren mit seinem Instinkt. Der Sachverständige, der Fachmann hat keinen Instinkt, hat nur Tabellen. Die Tabellen aber dürfen nicht irren; denn sie sind offiziell. Offiziell irrt man nicht, der Staat nicht, und die Justiz nicht, und die Sachverständigen nicht. Handschriftvergleichung! Aus der Handschrift haben sie gelesen, daß es Montag früh passiert ist. Esel! Moderne Astrologen. Und das Volk glaubt an diesen Staat, an diese Justiz, an diese Astrologen. Die den Staat vernichten wollen, glauben zumeist an seine Unfehlbarkeit. Ober-Astrologen! Kalendermacher!

Genauer besehen ist es dem Staat ganz recht, wenn ich frei ausgehe und der Leiermann ins Zuchthaus kommt. Es wäre dem Staat sehr unangenehm, wenn der Rechtsanwalt van Tenius ein Mörder wäre, trotzdem er ein unbequemer Rechtsanwalt ist. Denn ein Rechtsanwalt ist ein Diener der Gerechtigkeit. Offiziell. Also bin auch ich ein Diener der Gerechtigkeit. Und bin ich ein Verbrecher, so habe ich gefälligst das Maul zu halten. Offiziell. Ich bin nur froh, daß der arme Kerl durch einen blödsinnigen Zufall wieder freigekommen ist.

Daß mir seine Verhaftung so weh tat, hielt ich im ersten Augenblick für Reue. Und es tat mir wieder wohl, daß ich nicht an moralischem Irrsinn leide. Aber es war nicht Reue. Es war nur Mitleid. Ganz gemeines, viehisches Mitleid. Jeder Hund heult, wenn man einen andern quält. Jeder Hund glaubt, der andere würde

widerrechtlich gequält. Widerrechtlich! Notwendig. Warum stand Ihrcke mit seiner Drehorgel gerade dort? Der Blödsinn hat ihn hingestellt.

Nachts

Die Kette schließt sich. Die Kausalität, die die Kröte mir über den Weg jagte, war doch eine notwendige Folge seines Charakters. Frau Schade hat ihn hingetrieben. Vielleicht nur das Geld der Frau Schade. Nun hab ich den Zusammenhang.

Irgendwo ein Bauernjunge hat irgendwoher das Talent erhalten, hübsche Linien zu erfinden. Er lernt davon leben. Er wird Zeichner. Er wird Zeichner in der Tapetenfabrik des Herrn Schade selig. Der Bauernjunge zeichnet hübschere Tapeten als andere Zeichner. Herr Schade selig wird dadurch ein reicher Mann. Er ißt zu viel und stirbt zu früh. Frau Schade bleibt auf dem Gelde sitzen. Die Kröte will es ihr fortnehmen. Frau Schade sagt: Warte da drüben ein Stündchen, dann kannst du den Schatz haben. Da drüben, wo ich des Weges kommen muß. Der Tapetenzeichner muß hingerichtet werden.

Und wieder. Wenn so ein Neunmalweiser von der Justiz den Zusammenhang erfahren hätte oder noch erfahren würde, dann wüßte er die allerneueste Deutung, die ausgemachte Wahrheit. Frau Schade hat mich ins Vertrauen gezogen; ich habe ihr den Tod des Zerpen als einzige Rettung bezeichnet. Bum. Sie hat mir ein Stück Geld gegeben, damit ich ihr Ruhe schaffe. Das wäre dann die Wahrheit.

Wäre am Ende im Notfall zu brauchen. Frau Schade würde sich kurios wundern, geschähe ihr aber ganz recht für ihre verliebten Augen und den tiefen Ausschnitt ihres Kleides. Sich so für einen Rechtsanwalt anzuziehen. Hätte unter Umständen auch zum Mord führen können. Neue

Erklärung der Weltgeschichte. Urgrund aller Kriege — ausgeschnittene Kleider. Abgemacht. Aber nicht für Geld. Habe mich in Frau Schade verliebt und ihr den Kerl beiseitegeschafft. Mildernde Umstände. Baldige Begnadigung. Ich bleibe Diener der Gerechtigkeit, ein irrender Diener. Die Sache kann lustig werden.

Und auf allen Straßensäulen der ausgeschriebene Preis; der Kutscher wird sich melden."

Van Tenius schnitt die letzten Zeilen aus und verbrannte sie. Er griff zur Feder und setzte zweimal an, ohne zu schreiben. Dann stand er auf und blickte lange zum Fenster hinaus. Er nahm die wechselnden Lichter der Straße nicht wahr und auch das Geräusch von all den drängenden Menschen und Wagen hörte er nur wie von fern her. Eine verfrühte Fliege, ein dicker schwarzer Brummer, summte in der Fensterecke an der Scheibe hin und her. Van Tenius streckte schon die Hand aus, um das Tier totzuknipsen. Dann lachte er höhnisch auf, wandte dem Fenster den Rücken zu und murmelte vor sich hin:

„Quitt. Eine Kreatur hinüber, eine herüber. Einer das Leben geschenkt."

Dann setzte er sich nieder und schrieb:

„Sonntag, 1. April, 8 Uhr abends

Ich weiß, was ich zu tun habe. Ich will zu leben versuchen. Ich kann es und fühle mich stark. Es ist schön zu leben.

Aber ein ebenso fester Wille steht daneben. Ich könnte es Pflicht nennen, oder wieder einmal Reue. Aber das wäre Lüge. Ich will nur. Den armen Polen will ich schützen, verteidigen. Ich werde vorsichtig sein wie ein Dieb. Denn es wäre doch möglich, daß ich zu seinen Gunsten den andern aufspüren müßte. Daß ich dem, der mich wiedererkennen kann, keck entgegentreten muß. Also vorsichtig, als ob ich ein Verbrecher wäre. Mein Aussehen

verändern? Unsinn! Und dann um die arme Seele des Polen mit dem Teufel kämpfen, mit dem unfehlbaren Staat, mit den Neunmalweisen. Und wenn es nicht anders geht, natürlich ihn heraushauen mit meinem eigenen Leben. Nur nicht prahlerisch. Die Wahrheit herausbringen. Wenn irgend möglich auf Kosten anderer, wenn nicht anders, eben auf meine Kosten. Mich stark machen."

Van Tenius merkte, daß seine Niederschrift sich aus einer Selbstanzeige in Tagebuchfetzen gewandelt hatte. Einerlei.

Er verschloß seine Aufzeichnungen sorgsam wie jeden Abend in seinem Schreibtisch, ging dann in seine Kneipe, sprach mit den beiden einzigen Tischgenossen, einem Rechtsanwalt und einem Assessor, von dem Mord bei Westend, vom Theater und Bier, vom Bartschnitt und der Kleidung der Respektspersonen. Dann kehrte er zur gewohnten Zeit in seine Behausung zurück und schlief bis sieben Uhr morgens, wie ein Mann, der mit gutem Gewissen einen klaren Entschluß gefaßt hat.

Sechstes Kapitel

Am nächsten Tage machte sich van Tenius von den übrigen Berufsgeschäften zumeist frei, um sich vor allem die Verteidigung des Polen zu sichern.

Er begab sich ins Kriminalgericht und erfuhr hier bald, daß die Untersuchung im Fall von Westend wirklich von einem seiner näheren Bekannten geführt würde, dem Landrichter Doktor Zierrot. Der war ein tüchtiger Jurist, eifrig in seiner Pflicht, aber als etwas eigensinnig bekannt. Van Tenius hatte mit ihm ein halbes Jahr lang am selben Tisch zu Mittag gegessen. Sie hatten über Politik und das künftige Zivilrecht fast täglich miteinander gestritten, aus diesem Gegensatz aber hatte sich persönlich ein gutes Verhältnis entwickelt. Van Tenius ließ sich bei ihm zu früher Stunde melden und wurde herzlich empfangen.

„Van Tenius! Sie waren gestern bei mir? Wollen Sie revozieren? Sind Sie endlich bereit, die Ehescheidung zu erschweren?" Doktor Zierrot knüpfte im Scherz, und um sein gutes Gedächtnis zu beweisen, dort an, wo ihr Gespräch vor bald zwei Jahren bei ihrer letzten Unterhaltung unterbrochen worden war.

„Im Gegenteil, lieber Kollege," sagte van Tenius, „ich bin nach wie vor der Meinung, daß die Ehe im Interesse der Ehe leichter lösbar sein sollte. Aber deshalb bin ich eigentlich nicht hergekommen."

Und ganz unbefangen sprach er den Wunsch aus, in dem großen Mordprozeß die Verteidigung zu führen.

Doktor Zierrot habe ja wohl die Untersuchung zu leiten, und da habe der Rechtsanwalt es für das richtigste gehalten, gerade mit ihm zuerst zu sprechen.

„Das ist so korrekt, daß es fast inkorrekt ist," rief Doktor Zierrot lachend. „Ihre Herren Kollegen deichseln das ganz anders, wenn sie sich so einen Kapitalverbrecher langen wollen."

„Ich kenne die Technik wahrhaftig nicht. Ich habe mich noch nie um eine Verteidigung beworben."

„Weiß man, Herr Doktor Cato. Aber jetzt sind Sie auf dem Scheidewege, was? Sind Sie verlobt? Kandidat für Scheidungssachen, nach Ihrer Theorie? Na, dann werden Sie schon bald so ein Mammonsknecht werden wie die andern."

Van Tenius schien heute keinen Spaß verstehen zu wollen.

„Sie glauben das wohl selber nicht, daß ich von Twardki viel Honorar erwarte. Ich will ihn auch ausdrücklich wissen lassen, daß ich ihn unentgeltlich verteidigen möchte."

„Sehr schön. Aber ich muß Ihnen nur was sagen, van Tenius. Viel Ehre wird bei der Sache auch nicht zu holen sein. Der Kerl wird heute oder morgen ein Geständnis ablegen und dann, Sie wissen ja, dann bleiben Ihnen nur noch die berühmten mildernden Umstände übrig."

„Ich möchte den Mann dennoch verteidigen und bitte Sie . . ."

„Gut. Es freut mich nämlich über alle Maßen. Sie haben bis jetzt fast nur Majestätsbeleidiger, streikende Arbeiter und sozialistische Redakteure verteidigt. Es ist mir wirklich lieb, daß Sie zu den Mördern übergehen. Noch eins. Ich werde Ihnen für die nächsten acht Tage nicht gestatten können, mit dem Angeklagten allein zu sprechen."

„Wie Sie befehlen, lieber Kollege."

„Na, dann können Sie die Sache gleich besorgen. Provision verlange ich nicht. Ich werde einen unserer höhern Zerberusse rufen. Der wird die diplomatische Verhandlung zwischen Ihnen und Twardki leiten. Und wenn Ihnen niemand zuvorgekommen ist, so sind Sie in fünf Minuten am Ziel. Sehe ich Sie nachher noch?"

Und Doktor Zierrot klingelte.

„Wenn ich nicht störe?"

„Sei'n Sie kein Frosch!"

Ein Diener trat herein, und der Untersuchungsrichter gab ihm den Auftrag, den Herrn Rechtsanwalt zu dem und dem Gefängnisbeamten zu führen.

„Auf Wiedersehn also!"

Durch einen langen, hallenden Korridor gelangte van Tenius in ein kleines Zimmer, in dem es nach Rosen und altem Leder roch. Der Beamte war anwesend und sogleich bereit, den Angeklagten Twardki aufzusuchen und ihn zu veranlassen, daß er den berühmten Verteidiger van Tenius wähle.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück. Alles sei in Ordnung. Wenn der Herr Rechtsanwalt wünsche . . . Aber allein dürfe er den Polen nicht sprechen.

Van Tenius folgte dem Beamten. Der blieb endlich vor einer der vielen Türen stehen und ließ den Rechtsanwalt durch ein Guckloch hindurchblicken. In der kleinen, saubern Zelle saß am Tischchen ein untersetzter Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren, mit einem freundlichen, aber brutalen Gesicht. Er hatte einen rötlichen Schnurrbart, übrigens so dichte Bartstoppeln, daß man kaum hätte sagen können, ob er unrasiert war oder einen ganz kurzen Vollbart trug. Er hatte über ein dickes Wollhemd ein rotgeblümtes Halstuch geschlungen und eine ziemlich saubere

dunkle Jacke angezogen. Die abgetragenen Leinwandhosen staken in hohen, schmutzigen Wasserstiefeln.

Der Beamte trat mit dem Rechtsanwalt ein. Der Pole erhob sich höflich und wurde ganz verlegen bei seinem Bemühen, unschuldig und unbefangen auszusehen.

„Hier, Twardki, das ist der Herr, der die Mohrenwäsche an Ihnen versuchen will. Machen Sie's ihm und sich leichter und gestehen Sie gleich alles. Wahrhaftig, es wird Ihnen gut tun."

Der Pole schielte von einem zum andern und sagte mit harter Aussprache, aber sonst in gutem Deutsch:

„Ich bin's nicht gewesen, gnädiger Herr. Wirklich nicht. Es wird schon herauskommen."

„Seien Sie vernünftig, Twardki, sagen Sie doch die Wahrheit. Es wird Sie niemand beißen. Haben Sie's allein getan oder haben Sie nur mitgeholfen?"

„Ich bin's nicht gewesen, gnädiger Herr. Ich schwöre es Ihnen. Jesus, Maria und Joseph, ich bin doch kein Mörder nicht. Ich bin's nicht gewesen und habe mir nicht helfen lassen und habe nicht geholfen."

„Twardki, seien Sie nicht so verstockt. Sie wollen diese Uhr wirklich zufällig gefunden haben?"

„Gefunden," sagte der Pole und fügte wie etwas Eingelerntes hinzu: „Neben der Straße von Friedenau nach Wilmersdorf in der Nacht vom Sonntag auf Montag nach Mitternacht."

Van Tenius unterbrach den Beamten, der das Gespräch noch weiter führen wollte.

„Darf ich vielleicht bitten . . ."

„Hören Sie, Twardki, Sie haben also mehr Glück als Verstand. Hier ist der Herr Rechtsanwalt van Tenius, und wenn Sie ihm etwas zu sagen haben, so tun Sie sich keinen Zwang an."

Der Pole blickte scheu nach dem Beamten, dann prüfte er einige Zeit den Rechtsanwalt mit seinen kleinen Augen und sagte endlich:

„Als wie so ein Advokat? Muß ich so einen haben?"

„Es wäre gut für Sie."

„Und warum will der gnädige Herr mich haben? Ich bin kein reicher Mann oder so ein Graf, der sich Advokaten kann zahlen."

„Ich verteidige Sie gern unentgeltlich."

„Das ist umsonst, nicht wahr?" fragte Twardki den Beamten und fügte hinzu:

„Gnädiger Herr, man hört so viel. Können Sie dem Herrn Advokaten nicht sagen, daß er mir das vor Ihnen aufschreibt, das mit umsonst?"

Die beiden Herren lachten, und der Beamte versicherte dem Angeklagten, ein mündliches Versprechen vor Gericht sei so viel wie sonst ein schriftliches.

„Na, denn ist gut. Wenn Sie also wollen, so können Sie mich verteidigen. Und das sage ich Ihnen, Herr Advokat, Sie werden Ehre mit mir einlegen, Sie werden noch froh sein. Ich muß freikommen."

Van Tenius gab dem Polen sein Wort, daß er an seine Unschuld glaube; er ließ sich noch einige Angaben über die Wohnung und die Freunde Twardkis machen. Vielleicht sei ein Alibibeweis zu führen.

„Allibieh ist immer das beste," sagte der Pole, kratzte sich aber dabei den Kopf wie ein sorgenvoller Affe. „Weil ich nämlich die Nacht fort war."

Als Wohnung beschrieb er eine der Erdhöhlen hinter Halensee, in denen die polnischen Erdarbeiter hausten.

Mit freundlichem Gruß verließ ihn van Tenius und betrat noch einmal das Zimmer des Untersuchungsrichters.

Jetzt erst sprach er es aus, daß er unbedingt von der Unschuld Twardkis überzeugt sei.

„Ernsthaft? Na wissen Sie, van Tenius, Ihnen muß man so was glauben. Und es wird Ihrem Plädoyer zu gute kommen. Aber wir sind nicht so optimistisch. Wir sind der Sache so sicher, daß wir die Fährte nach einer andern Richtung gar nicht mehr verfolgt haben. Da hat sich am Sonnabend ein Droschkenkutscher erster Klasse gemeldet, um sich den ausgesetzten Preis zu verdienen. Raduschi heißt der Mann. Er will am Sonntag vor dem Mord etwas sehr Abenteuerliches beobachtet haben. Er hat zwischen fünf bis sieben Uhr nachmittags vom Schloßgarten in Charlottenburg nach Schildhorn und zurück ein Liebespaar gefahren. Ich bitte Sie, lieber Rechtsanwalt, die Sache ist ganz unsinnig. Daß es ein Liebespaar war, leugnet der Kutscher natürlich. Er sagt auch, die Leutchen wären im offenen Wagen gefahren. Haben Sie schon einmal ein Liebespaar im offenen Wagen gesehen? Und offen muß der Wagen doch wieder gewesen sein, wenn die weitere Geschichte wahr sein soll. Daß nämlich in der Nähe von Westend ein Herr, dessen Beschreibung vollkommen auf Zerpen paßt, in den Wagen hineingegrüßt hat. Darauf habe der Fahrgast den Wagen verlassen und sei mit dem Fremden allein geblieben. Eine richtige Hintertreppenphantasie. Wir haben den Kutscher nach Hause geschickt, und er hat zwei Stunden verloren. Denn der Mord ist ja doch, wie bewiesen ist, erst am Montag früh passiert. Folglich hat die romantische Geschichte vom Sonntag abend nichts damit zu tun."

Van Tenius hatte mit gekreuzten Armen zugehört.

„Ich finde Ihre Argumente nicht ganz logisch, lieber Herr Kollege. Bewiesen ist die Zeit des Mordes eben auch nur so. Ist nun etwas an der Aussage des Kutschers,

spräche es eben dafür, daß der Mord schon am Sonntag abend . . ."

„Aber, Herr Rechtsanwalt, der Pole ist den ganzen Sonntag bis fünf Uhr früh in Gesellschaft seiner Genossen gewesen. Hätte der Mord also schon am Sonntag stattgefunden, so hätte ihn doch der Pole nicht begangen."

„Das nehme ich eben an, Herr Kollege, daß der Pole unschuldig ist."

„Ganz nach Belieben, Herr Rechtsanwalt. Sie werden das in Ihrem Plaidoyer näher ausführen."

Van Tenius bedauerte schon, daß das Gespräch eine scharfe Wendung nahm. Er lenkte ein.

„Sie waren so freundlich, Herr Kollege, mir jetzt schon den Zwischenfall mit dem Kutscher mitzuteilen. Ich will mich dankbar erweisen und Ihnen sagen, daß ich in meinem Plaidoyer sicherlich auf diesen Kutscher zurückkommen werde. Wenn Sie diese Fährte jetzt gänzlich verlassen, werde ich das für meinen Polen auszunutzen suchen."

Dem Rechtsanwalt stand der Schweiß auf der Stirn. Aber er konnte nicht anders. Er mußte der Behörde helfen.

Ironisch, aber gemütlich antwortete der Richter:

„Sie hätten Staatsanwalt werden sollen, Herr Rechtsanwalt."

„Als ob Staat und Recht Gegensätze wären!"

„Der Kutscher hat sich erst am Sonnabend um fünf Uhr gemeldet. Zerpen ist vorher, am Donnerstag, begraben worden. Wir konnten den Kutscher also nicht gut unmittelbar nach der Tat zur Leiche führen."

„Aber Sie konnten die Identität Zerpens mit dem Unbekannten des Kutschers durch Photographie feststellen."

„Das können wir noch tun, Herr Rechtsanwalt. Und damit Sie in Ihrem Plaidoyer den Sieg über unsere armen und unwissenden Beamten nicht zu leicht haben, soll es auch

noch geschehen. Eigentlich war das wieder sehr patent von Ihnen. Wo kneipen Sie jetzt?" ...

Am Dienstag wurde der Kutscher nach dem Kriminalgericht gerufen. Es wurden ihm zwei Photographien vorgelegt. Auf der einen war Zerpen abgebildet, wie er in seinem kurzen Schlafrock von persischem Muster in einem Polsterstuhl saß, ein Buch in der rechten Hand, eine Zigarette in der linken. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, als ob er eben ein lyrisches Gedicht gelesen hätte und es mit Rührung nachempfände.

Die andere Photographie war nach der Leiche gemacht worden. So wie man Zerpen, ohne Rock und ohne Stiefel, nach vierundzwanzigstündigem Regen im aufgeweichten Boden gefunden hatte, so hatte ihn ein Amateurphotograph aufgenommen, der Mitarbeiter eines Familienblattes.

Der Kutscher beguckte sich beide Bilder lange und aufmerksam.

„Nee, hören Se," sagte er endlich, „da werde ick den Preis nich verdienen. Hier, wo er mit dem Maskenanzug dasitzt, is er ihm allenfalls ähnlich. Besonders der Schnurrbart. Der Schnurrbart is et. Aber sonst. Na, ick bin ein ehrlicher Mann. So ne Jlatze kann der Herr jar nich jehabt haben, und ausjesehen hat er janz anders. Nee, da is nischt los. Der Schnurrbart is et, aber weiter nischt. Und hier die Wasserleiche, die is er janz jewiß nich. Meiner is um zwanzig Jahre jünger. Und überhaupt. Ick habe mir jeirrt. Nehmen Sie's man ja nich übel."

Siebentes Kapitel

Schon wenige Tage nach der offiziellen Uebernahme der Verteidigung entdeckte van Tenius zu seiner eigenen Ueberraschung, daß er seine alte Sicherheit so ziemlich wiedergewonnen hatte. Kaum vierzehn Tage hatte er seine große statistische Arbeit „über Betriebsunfälle und Berufskrankheiten der Arbeiter" liegen lassen. Jetzt konnte er wieder rüstig daran gehen und über seiner Aufgabe die schreckliche Unterbrechung vergessen. Aber auch vor Gericht, und selbst, wenn er sich vorbereitend mit seinem Polen beschäftigte, vergaß er häufig seinen persönlichen Anteil an dem Verbrechen. Er hatte es über sich vermocht, die Verteidigung von seinem besseren Wissen oder seiner höheren Pflicht oder seinem Gewissen, oder wie das Ding hieß, zu trennen. Mit einiger Ironie betrachtete er das Walten der Gerechtigkeit, wie er es täglich um sich sah, und hatte als Jurist die Ueberzeugung gewonnen, daß der wahre Täter nicht entdeckt werden würde. Nur ab und zu fuhr es ihm plötzlich wie das Anhauchen eines bösen Geistes über die Stirn. Bei Tage oder bei Nacht. Plötzlich, wie eine unbekannte Hand, die ihm drohte. Mit dem Ende drohte.

Was denn auch weiter! Dann kam eben das Ende. Sein persönliches Ich kehrte heim zum allgemeinen und baute unpersönlich weiter am Weltganzen. Er hatte sich vorgesetzt, ein bißchen mitzubauen, persönlich, lebendig, mit seinem Bewußtsein, zur Befriedigung — wessen? Seiner Kraft, seiner Eitelkeit? Das war der ganze Unterschied.

Ob er lebendig mit seiner Eitelkeit dabei war oder tot ohne Eitelkeit. So oder so, die Natur verbrauchte ihn.

Nur in einem Falle verspürte er das Anhauchen des bösen Geistes wie eine Qual. Wenn er mit Marianne allein sein mußte. Sonst sah er's schon kommen, daß er sich mit dem geehrten Gewissen abfinden würde. Er hatte eben im Drange der Umstände etwas Ungesetzliches begangen. Fast jeder Mensch begeht einmal ungestraft etwas Ungesetzliches. Fast jeder Mensch hat einmal in einer öffentlichen Anlage einen Blütenzweig abgerissen, aus Freude an der Blume, aus Liebe zu einer hübschen Begleiterin oder gar ganz gedankenlos. Und die Parkwächter verfolgen so eine Uebertretung fast niemals. Nun hatte er auch so etwas getan, nur leider eine Tat, die alle Parkwächter alarmierte. Da muß er freilich aufpassen, daß man ihn nicht erwischt. Und so wird er mit einem Verbrecherbewußtsein herumlaufen, einige Zeit, recht lange, sein ganzes Leben vielleicht.

Ob er moralisch irrsinnig ist? Vielleicht doch wohl nicht. Er wird genauer beobachten, und sollte er wirklich unheilbar krank sein, dann ist ja immer noch Zeit. Man muß sich mit seinem Selbst auf einen vernünftigen Fuß stellen. Ein Maurer, der vom Gerüst fällt und dadurch gerettet wird, daß er einem anderen auf den Rücken stürzt und ihn so totschlägt. Ja, so ein Maurer ist also ein Totschläger und wird die abscheuliche Geschichte auch vergessen lernen, wird mit sich selbst fertig werden. Bei der Arbeit vielleicht. Nur Schwindelanfälle werden ihm als Mahnung bleiben.

Ja, wenn er aber mit Marianne zusammen sein mußte, empfand van Tenius seine Lage als unerträglich schwer. Vierzehn Tage lang war er einer heimlichen Zusammenkunft ausgewichen. Er hatte keine Ausrede gebraucht. Morgen oder heute kann ich nicht, hatte er einfach gesagt. Und Marianne hatte das hingenommen wie einen Regentag, der

einen traurig stimmen kann, wegen dessen man aber nicht zürnen darf. Blindlings vertraute sie auf seine Liebe und Treue. Aber nach vierzehn Tagen, als sie einmal allein waren, die wenigen Minuten, während Ossendorffs Rollstuhl ins Speisezimmer gebracht wurde, da fragte sie wieder, und diesmal bittend, dringend:

„Können wir uns morgen sehen?"

Wieder hatte van Tenius auf den Lippen:

„Ich kann nicht."

Loslösen hätte er das arme Weib von sich mögen, damit ihre Seele frei ausginge, wenn es doch zum Schlimmsten käme. Aber auch er sehnte sich nach dem Druck ihrer Hand, nach dem lieben Blick ihrer Augen, und so sagte er fast wider Willen:

„Wann?"

„Um fünf Uhr im Schloßgarten."

„Ich werde da sein."

Sie trafen sich an der gewohnten Stelle; Marianne legte ihren Arm in seinen und ging zufrieden lächelnd neben ihm her. Wie immer war es ihm überlassen, den Weg zu wählen, nach der Uhr zu sehen, Vorsicht zu üben, Menschen auszuweichen. Sie wollte nicht denken, wenn sie an seiner Seite war. Zu sagen hatte sie nicht viel. Kaum etwas zu fragen. Was ihn bedrückte, was ihn die Tage über verhindert hatte, ihrem Ruf zu folgen? Das mußte etwas Ernstes sein, aber seine Sache war es, ob er mit ihr davon sprechen wollte oder nicht. Ohne dieses Vertrauen wäre sie nicht glücklich gewesen.

Van Tenius hielt ihren Arm fest und machte nur von Zeit zu Zeit eine Bemerkung über eine Blume oder über einen seltenen Strauch. Er war anderswo mit seinen Gedanken. Durfte er denn die geliebte Frau noch berühren? War er nicht friedlos geworden? Der böse Geist hauchte ihm auf die Stirn, und eine unsichtbare Hand wollte sich

zwischen ihn und die Geliebte drängen. Um so fester preßte er ihren Arm. Er wollte sie nicht verlieren. Um ihretwillen war es ja geschehen, und um ihretwillen, um sie zu behalten, um sie zu beschützen, wollte er brutal den Kampf aufnehmen, sich behaupten gegen eine Welt, auch gegen einen bösen Geist und eine unsichtbare Hand.

„Du mußt Geduld mit mir haben," sagte er endlich. „Es lastet etwas auf mir."

„Kannst du es mir nicht sagen?"

„Nein."

„Niemals?"

„Nein. Bescheiden wir uns. Wir sind zwei Scherben aus gleichem Ton. Zwei Scherben, die zueinander passen. Bilden wir uns nicht ein, daß wir uns zu etwas Ganzem verbinden können."

„Sprich nicht so," sagte Marianne und bog ihre Hand hinab, daß sie seine Finger berührte. „Mein Leben magst du mit einem Scherben vergleichen. Aber deines nicht. Von dir sollst du so etwas nicht sagen. Nicht nur, weil es mir wehtut. Es ist auch nicht wahr."

Van Tenius fuhr ihr dankbar und schmeichelnd mit seiner linken Hand über die ihre. Sie sagte noch leiser und schüchterner:

„Du kennst mich immer noch nicht. Mir kommt Zweifel immer wie Schwäche vor. Adlige Menschen, wie du, sollten nie zweifeln. Sieh, Robert, ich bin ja dumm. Aber ... Schon vor dem Unglück war mir Wolfgang oft so ... Er war zwar tüchtig in seinem Beruf. Aber er zweifelte doch eigentlich an der Notwendigkeit von alledem, von dem Militär und so. Und sieh, darum bin ich ihm schon damals fremd geworden. Weil er nicht eins war mit seinem Beruf. Und darum bin ich dir so vertraut, weil du selbst willst, was du ... ja, weißt du: das, was du willst, ist dein eigener

Wille ... Ich habe dich lieb. Gerade darum, weil du kein Scherben bist, wie ... manche andere immer waren."

Van Tenius antwortete nicht gleich. Seine Stimmung konnte er der Geliebten nicht verbergen. Nur über den Grund konnte er täuschen. Und nicht einmal Täuschung war es, wenn er sein ganzes arbeitsames Leben überblickte und sich dann unzufrieden nannte.

Wieder einmal erzählte er ihr von seiner Jugend, aber diesmal anders, bitterer als sonst. Eine völlig mittellose Waise war er von seinem achten Jahre gewesen. Ganz und gar von den Wohltaten wohlhabender Verwandten abhängig. Man hatte ihn großmütig nicht zu einem Handwerker in die Lehre gegeben, man hatte ihn, weil er ein begabtes Kind war, studieren lassen; fünfzehn Jahre lang hatte er Bettelbrot gegessen. Sie hatten ihn nicht kärglich gehalten, die Verwandten. Aber täglich mußte er die Unterstützung bezahlen mit dem besten Stolze seiner Seele. Liebe hatte er heucheln müssen, Dankbarkeit, Achtung. Zwölf Geburtstage hatte er sich merken müssen. Zu jedem Geburtstag hatte er einen schönen Brief schreiben müssen, und zwölf auf einmal zu Weihnachten. Niemals warf man ihm die Wohltaten vor. Man lobte ihn, aber gönnerhaft. Fünfzehn Jahre lang hatten die Onkel und Vettern — und wie erst die Frauen — ihn mit ihrer Gönnerhaftigkeit hineingetrieben in den Haß gegen ererbten Reichtum, in den Haß gegen die Gesellschaftsordnung, in den Haß gegen sich selbst, gegen seine eigene Unwahrheit, gegen sein knechtisches Wesen.

„Du wirst es kaum glauben, Marianne, aber erst zwölf Jahre war ich alt, da habe ich das Programm meines Lebens entworfen, nach dem ich bis heute gelebt habe. Vielleicht war es auch ein Lehrer, dem ich das Programm verdanke. Ein armer, trauriger Mensch, der mich liebhatte. Er hatte nichts zu verschenken als seine Trauer. Zwölf Jahre war

ich erst alt, da nahm ich mir vor, undankbar zu sein, die Gnaden aller der Vettern und Basen hinzunehmen, meine Seele dafür zu knechten, die Komödie dafür zu spielen, weil ich was lernen wollte, weil ich Hammer sein wollte und nicht Ambos, weil ich einmal als Mann an der Tafel des Lebens sitzen wollte, an der geschmückten Tafel, nicht in der Bedientenstube, nicht aufwartend, nicht unter dem Tisch die Brosamen zusammensuchen. Die hohe Weisheit! Fünfzehn Jahre Bedienter und nachher bei Tisch sitzen! Und damals schon sagte sich der zwölfjährige Junge, und ich versichere dir, Marianne, ich sagte mir's damals klar und jugendlich edel und fest, ich sann es dir beweisen durch Tagebuchblätter: daß ich dann Hammer sein wollte nicht gegen die andern Knechte, nicht gegen den allgemeinen Ambos, sondern der stärkere Hammer gegen die anderen Hämmer, die auf mich losschlugen, daß ich meine Kraft und mein Gelerntes anwenden wollte zugunsten meiner Genossen, der Knechte und Bedienten."

Marianne wußte, daß sich dann, gerade als van Tenius seine Studien vollendet hatte, seine Lebensschicksale veränderten. Ein reicher Onkel war ohne Testament gestorben, und dem neugebackenen Doktor juris war eine Erbschaft zugefallen. Eine Erbschaft, für die er nicht dankbar zu sein brauchte. Gerade genug, daß ein bescheidener, einsamer Mensch, ein Volksanwalt, von den Zinsen beinahe leben konnte. Sie erinnerte den Freund jetzt daran, daß durch diesen Zufall doch alles ausgeglichen wäre, daß er nun sein Programm ausführen konnte.

Van Tenius lachte auf.

„Jawohl, ich kann mir eine Stube bezahlen und mein Essen und zu Weihnachten einen neuen Anzug. Ich brauche auch weiter nichts. Und da mir nicht Geld genug bleibt, um einem Armen ein Stück Brot zu geben, so kann ich, was man mich lernen ließ, den Armen zur Verfügung stellen.

Aber fünfzehn Jahre habe ich lügen müssen, um das zu erreichen, und zwölf Menschen, lebendige und tote, haben das Recht, mich einen Lügner zu nennen."

Marianne blieb stehen und faßte unbekümmert um einzelne Zeugen seine rechte Hand. „Was hast du, Robert? Sag es mir. So warst du doch sonst nicht."

„Vielleicht ist es der Frühling, mein liebes Herz. Da regt sich alle Kreatur, weil sie was werden möchte."

„Gesteh es mir ein, Robert, meine Liebe genügt dir nicht."

Sie waren wieder weitergegangen Arm in Arm. Jetzt blieb van Tenius stehen. Der harte Zug um seinen Mund vertiefte sich, trotzdem er froh dazu lächelte.

„Du bist ein Weib, mein Herz. Wir können uns darin nicht ganz verstehen. Nur einen frühreifen Knaben, einen Jüngling kann die Liebe ganz ausfüllen, wie sie das ganze Leben des Weibes verschlingen kann. Ein Mann ist wie ein Soldat im Kriege. Hat er nicht zu kämpfen, so hat er doch zu marschieren und muß froh sein, wenn der Marsch geradeswegs aufs Schlachtfeld losgeht und nicht ziellos in der Irre. Ich glaube, ich marschiere geradeaus. Darum habe ich viel anderes zu denken als die Liebe. Das weißt du, und du nimmst es hin. Aber etwas hat ja wohl auch so ein Soldat, was er noch lieber hat als den Krieg. Sieh, mein Herz, das alte Wort: ich liebe dich wie meinen Augapfel. Ich denke nicht immer daran, daß ich Augen habe. Aber unaufhörlich schenken sie mir Schönheit und Glück, unaufhörlich schütze ich sie ganz instinktiv, und wenn ich an sie denke, so bin ich froh. Nein, das Bild ist falsch. Denn lieber noch als meine Augen habe ich dich, Marianne."

Sie waren weitergegangen, unbekümmert um die Welt wie zwei Kinder. Arm in Arm und zugleich Hand in Hand.

Wieder nach einer Weile sagte Marianne: „Aber doch bist du nicht froh. Bist du ehrgeizig geworden?"

„Geworden?" fragte er lächelnd. „Gewesen. Wie ich zwölf Jahre alt war. Berge wollte ich versetzen, Monarchien stürzen und vernichten, oder wenigstens die Welt verbessern. Ich bin längst nicht mehr ehrgeizig. Als Student, im Hörsaal und in der Kneipe, da habe ich verglichen. Ich gehöre zum Mittelgut. Nein, Marianne, das verstehe ich besser, und du wirst mich auch schon lieb behalten als Mittelgut. Ich bin kein hervorragender Mensch. Ich will weiter nichts als zu dem großen Bau ein Steinchen beigetragen haben. Wenn es den Bau überhaupt gibt. Das ist die große Illusion des Mannes, daß er bauen möchte. Maurer möchten wir alle sein, Freimaurer; aber faule Maurer sind wir. Wenn ich meine Arbeit, du weißt ja, die statistische Geschichte, vollendet haben werde, dann müssen erst ein paar hundert ehrliche Menschen in ganz Europa dieselbe Arbeit noch einmal tun, und Millionen Knechte müssen um Hilfe schreien, bevor wir hundert zusammen einen kleinen Stein zum großen Bau herbeischaffen können. Ach was! Ein Sandkorn für den Mörtel. Vor jeder Ameise hätten wir uns zu schämen, wir faulen Freimaurer."

Zwei Tränen flossen seiner Geliebten langsam die Wangen herunter. „Du bist unglücklich, Robert. Was hast du? Kannst du es mir nicht sagen? O, ich weiß, du bist gut! Diese Verteidigung regt dich auf, die du übernommen hast. Der arme Pole regt dich auf. Seit dem Tage bist du so."

„Es mag sein. Aber das muß ich durchführen. Das ist ein Hauptpunkt in meinem Programm. Ich muß den Armen helfen lernen." Er zwang sich, ruhiger zu werden, und begann ein leichteres Gespräch über Mariannens bevorstehende Dresdener Reise, über die schwierige Erziehung Wölfis und über ihren alten Plan, sie einmal nach Dresden zu begleiten und dort einen ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis Mitternacht, frei und glücklich mit ihr zu verbringen.

Achtes Kapitel

Mehr noch als acht Tage waren vergangen, bevor ihm der Untersuchungsrichter endlich gestattete, den verstockten Polen, der so dringend des Mordes verdächtig war, in seiner Zelle allein aufzusuchen. Twardki ersannte seinen Verteidiger nicht gleich wieder, behandelte ihn dann aber recht kordial.

Er habe schon zwei kleine Prozesse gehabt, und beide Male recht gute Erfahrungen mit seinen Rechtsanwälten gemacht.

Das eine Mal zu Hause wegen einer Rauferei, da hätte sein Advokat ihm die sinnlose Trunkenheit so schön herausstaffiert, daß es bei acht Tagen Gefängnis blieb. Was wußte so ein Advokat, wieviel Twardki vertragen konnte, bevor er sinnlos betrunken war. Und das andere Mal in Berlin, da war es noch besser gegangen. Fundunterschlagung hatte der Herr Präsident gesagt. Ein Paar Stiefel. Der Advokat aber drehte so lange, bis es gar kein Fund mehr war, sondern so eine Sache, die keinem Menschen gehörte, und freigesprochen war Twardki worden. Freigesprochen! Er kam sich damals ordentlich wie was vor, als ob er eine Medaille bekommen hätte.

Er wußte also Bescheid und wußte auch, was sich schickte. Er bot seinem Advokaten den einzigen Stuhl der Zelle an, und da van Tenius sich nicht setzte, blieb auch der Pole stehen.

„Es ist ganz gut hier," sagte er leise, nach einem raschen Blick auf die Tür.

„Das freut mich," erwiderte van Tenius, „denn es ist möglich, daß die Untersuchungshaft lange dauern wird. Eines

aber will ich Ihnen gleich sagen, Twardki, ich hafte Ihnen mit meiner Ehre dafür, daß Sie freigesprochen werden."

„Das weiß ich, Herr Advokat. Ich werde wieder freigesprochen werden. Bekomme ich dann etwas?"

„Nein, aber ich bitte, sich das ganz klar zu machen, Twardki. Ich bin von Ihrer Unschuld unbedingt überzeugt und hafte Ihnen dafür, verstehen Sie mich recht, ich hafte dafür: Sie kommen frei."

„Ja, ja, Herr Advokat, das weiß ich ja schon, ich bin ja auch kein Mörder nicht. Aber wegen der goldenen Uhr, da muß ich auch freigesprochen werden. Die hat keinem gehört."

Und er erzählte seine Geschichte von den alten Stiefeln zum zweiten Male.

„Ja, Twardki, da müssen wir zusehen. Sie müssen mir die volle Wahrheit sagen, damit ich Ihnen besser helfen kann. Sehen Sie, Twardki, so sicher ich von Ihrer Unschuld überzeugt bin, so sicher glaube ich, daß Sie die Uhr nicht geraubt, nicht gestohlen, aber auch gar nicht einmal allein gefunden haben. Sagen Sie mir ehrlich, in welcher Gesellschaft sind Sie zu der Uhr gekommen."

Der Pole blinzelte mit den Augen.

„Sie sind schlau, gnädiger Herr. Wenn ich Ihnen was sage, so sagen Sie es dem Herrn Präsidenten, und dann habt ihr mich. Nein, das fällt mir nicht ein. Hier ist's ganz gut."

„Aber, Mensch, nehmen Sie doch Vernunft an. Ich bin ja Ihr Verteidiger. Es ist ja meine Pflicht, zu Ihren Gunsten tätig zu sein. Und wenn Sie nicht die volle Wahrheit sagen, so schaden Sie Ihrer Sache bei den Richtern. Wo wollen Sie denn die Uhr gefunden haben, und wann?"

„Na, gnädiger Herr, Sie wissen ja. Auf dem Wege zwischen Friedenau und Wilmersdorf, so um Mitternacht."

„Auf der Straße?"

„Na ja, so neben der Straße."

„Twardki, es war stockfinster, und die Uhr lag nicht auf der Straße, wie Sie jetzt selbst sagen. Wer hat die Uhr gefunden, und wo?"

Der Pole blinzelte wieder. „Herr Advokat, werden Sie auch gewiß nichts . . . nein, ich sag's nicht. Dann kriege ich doch was. Dann werde ich nicht freigesprochen . . ."

So viel van Tenius sich auch bemühte, den Polen zu überreden, Twardki blieb bei seiner Weigerung. Aber aus seinem Zögern hatte der Rechtsanwalt ebenso wie der Untersuchungsrichter die Ueberzeugung geschöpft, daß wirklich ein anderer Mensch die Uhr gefunden hatte. Er schilderte dem Polen noch einmal die Folgen seines Leugnens. Der Verdacht des Mordes mußte auf ihm sitzen bleiben, und die Haft konnte sich ins Ungewisse verlängern.

„Das tut nichts, gnädiger Herr, wenn ich nur am Ende freigesprochen werde."

Van Tenius durfte für heute nicht länger bleiben. Er versprach bald wiederzukommen und bat den Häftling dringend, das nächste Mal offener gegen ihn zu sein. Ob er sonst etwas für ihn tun könnte. Ihn freue die Verteidigung so sehr, daß er gern was dafür täte.

„Das schon, gnädiger Herr, aber Sie werden's nicht tun."

„Reden Sie nur."

„Ich muß mich nur so schämen. Wissen Sie, gnädiger Herr, zu Hause bin ich nämlich verheiratet. Und darum eben habe ich ja ganz allein die Uhr gefunden. Na und da habe ich ein Weib und zwei kleine Kinder. Das kleinste ist vierzehn Tage alt, nein, zu Ostern wird's schon einen Monat alt gewesen sein. Darum ist auch mein Weib nicht mitgekommen. Und ich schicke ihnen sonst alle vierzehn Tage Geld, Masse Geld. Wer wird ihnen jetzt Geld schicken? Das ist das einzige."

„Wieviel pflegten Sie nach Hause zu senden?"

„No, gnädiger Herr, wie's eben ist. Alle vierzehn Tage zwei Taler, oder drei Taler, oder manchmal auch fünf Taler, wenn ich gleich geschickt hab'."

„Und Sie wären ganz beruhigt, wenn Ihre Frau alle vierzehn Tage fünf Taler bekäme, solange Sie verhaftet sind?"

Ein schönes Lachen glitt über die Züge des Polen.

„Das kann ich ja gar nicht verlangen. Aber dann gehe ich gar nicht mehr fort von hier. Gut ist's. Wir haben draußen kein so gutes Brot."

„Und als eine Schande empfinden Sie's nicht, Twardki?"

„Wieso? Wenn ich freigesprochen werde! Wenn ich freigesprochen werde, so gehe ich hinaus, und alle Polen zahlen mir einen Korn."

„Hören Sie, Twardki, ich werde gute Menschen für Sie gewinnen, und verspreche Ihnen, daß Ihre Frau alle vierzehn Tage fünf Taler bekommen soll."

„Jesus, Maria und Joseph, gnädiger Herr. Das soll Ihnen Gott lohnen. Und ich will auch vor Gericht alles machen, was Sie wollen."

„Geben Sie mir die Adresse Ihrer Frau; Namen und Wohnort und alles."

„Da müssen Sie zu unserm Meister, gnädiger Herr. Der hat das alles aufgeschrieben. Kathinka heißt sie, aber wissen Sie, das übrige ist alles so schwer aufzuschreiben. Der Meister bekommt auch immer fünf Pfennig für das Abschicken."

Van Tenius verließ das Untersuchungsgefängnis in heiterer Stimmung. Wenn die Familie des Polen keinen Nachteil hatte, wenn der Pole selbst seelisch so wenig unter dem Mordverdacht litt, dann konnte sich der Rechtsanwalt über den einzigen Menschen beruhigen, dem er unrecht tat. Es blieb dann nur noch der Staat übrig, das Recht, die menschliche Gesellschaft. Große Worte, klangvolle Worte, alte Worte. Aber Worte nur. Worte, die keine Nerven

und kein Blut hatten, denen man nicht wehtun konnte, die keine Schmerzen litten, an denen eine Sünde gar nicht möglich war. Da! Wenn van Tenius in seinem großen französisch-deutschen Wörterbuch irgendwo einen Riß machte, Worte auseinanderriß, wen schädigte er? Wer schrie auf? Mit Worten wollte er schon fertig werden. Vor Worten fürchtete er sich so wenig wie vor anderen Gespenstern.

Am nächsten Sonntag wanderte van Tenius nach dem Grunewald hinaus an die Arbeitsstätte der Wasserpolacken. Dort wollte er den Meister aufsuchen, der Frau ihr Geld schicken lassen, ein Alibi nachzuweisen suchen und über Twardkis Friedenauer Beziehungen Nachrichten sammeln. Er fuhr bis zum Bahnhof Halensee und suchte dann die unfertigen Straßen der Villenkolonie hin und her ab, bis er sich nach einer halben Stunde auf den richtigen Weg weisen lassen mußte.

Etwas abseits von den geordneten Straßen der Kolonie waren die polnischen Arbeiter jetzt daran, nicht weit von der Grunewaldbahn einen der Fenns, wie die kleinen Moräste hier hießen, zu einem See auszugraben. Van Tenius war nicht der einzige, der die interessante Arbeitsstätte aufsuchte.

Wo von der Bahnstrecke ein kleiner, steiler Abhang zum Sumpf hinunterführte, da hatten sich die Polen etwa zwanzig Erdhütten errichtet. Hohe moosbewachsene Kiefernstämme schlossen das Terrain nach Westen ab. Der Waldboden war mit vorjährigem, vergilbtem Windhafer und mit kleinblättrigem Erdbeerkraut bedeckt. Dicht am Ufer des künftigen Sees zogen sich die Hütten oder Höhlen hin. Ein paar Pfosten waren überall in die Erde getrieben. Von Reisig und dünnen Stangen war notdürftig ein Dach hergestellt. Und das Ganze war mit Lehm, Sand und Sumpftorf überschüttet, wie es die Leute eben zur Hand hatten.

Es war kurz vor zwölf Uhr, und die Polen bereiteten ihr Mittagessen. Vor jeder der Höhlen war im Freien

durch zwei lose Ziegelsteine ein Herd errichtet, und da kochten über prasselnden Reisigfeuern in Töpfen und Kesseln die Kartoffeln. Die Arbeiter lagen und saßen größtenteils im Freien herum, einige der starken, fröhlichen Weiber mit roten Kopftüchern und weißen Schürzen sonntäglich geputzt.

Das Sonnenlicht lag warm und still über der Waldeinsamkeit, die ernsten Kiefern starrten ruhig mit ihren dunkeln Wipfeln in den blauen Himmel, kein Lüftchen rührte sich, und so eng begrenzten die kleinen Anhöhen das seltsame Bild, daß man sich fern von jedem städtischen Anwesen hätte fühlen können, wenn nicht von Zeit zu Zeit Eisenbahnzüge dröhnend über die nahen Schienen gerollt wären, und wenn nicht neugierige Berliner zahlreich genug den Weg hierher gefunden hätten. Die einen radauluſtig mit schlechten Witzen, die da und dort von den lungernden Polen lustig oder unflätig erwidert wurden, die andern in scheuer Verwunderung vor solcher Barbarei dicht an den Toren der Hauptstadt.

Van Tenius fragte einen städtisch gekleideten Polen nach dem Meister. Der Angeredete war es selbst. Er nannte sich Schaffarik und führte den Rechtsanwalt, als er Namen, Stand und Anliegen gehört hatte, selbstbewußt in seine eigene Erdhütte. Es war die erste in der Reihe und zeichnete sich vor den anderen aus wie das Schulzenhaus im Dorf. Der Meister hatte irgendwoher eine schadhafte, verrostete und verbogene Ofenröhre in sein Dach eingefügt und einen Herd aus vier Ziegeln und einem verbrannten Eisenrost im Innern angebracht. Seine Fassade hatte zwei Glasfenster von der Größe eines Schulheftes und ein größeres, allerdings zerbrochenes Fenster in der Holztür. Diese Tür hatte überdies ein verschließbares Schloß und neben dem Schloß ein koloriertes Heiligenbild. Eine Mutter Gottes mit den sieben Schwertern.

Der Meister, der in der Kantine essen ging und seine Hütte allein bewohnte, lud den Gast freundlich ein, näher zu treten.

„Am Sonntag esse ich nicht mit die andern. Am Sonntag esse ich um Eins, wie die feinen Leute."

Er schien ein tüchtiger und ordnungsliebender Mann zu sein. Das Geld für die Frau des Twardki nahm er erfreut entgegen und füllte auf der Stelle die nötige Postanweisung aus. Als aber van Tenius den wichtigsten Grund seines Besuches mitteilte: daß er der Verteidiger des Angeklagten sei, daß er an dessen Unschuld glaube, und daß er Näheres über seine Lebensweise erfahren wolle, — da wurde der Meister wieder mißtrauisch.

„Hören Sie, Herr, es sind schon zwei vom Kriminal dagewesen. Nichts haben wir ihnen gesagt, kein Sterbenswort."

Van Tenius suchte dem Manne begreiflich zu machen, daß einem unschuldig Angeklagten jede Zurückhaltung nur schaden könne, daß man den Kriminalbeamten in diesem Falle keine Auskunft verweigern solle. Ob denn Herr Schaffarik nicht auch von der Unschuld des Twardki überzeugt sei?

„Der, gnädiger Herr? Nicht eine Ratte schlägt der tot. Aber das verstehen Sie nicht. Kriminal ist Kriminal. Kriminal wird nix gesagt."

Van Tenius gab es auf, den Meister aufzuklären; aber ihm, dem Verteidiger, könne man doch vertrauen.

„Das verstehen Sie nicht, gnädiger Herr. Advokaten sind auch vom Kriminal. Und dann die vom Kriminal sagen ja nicht ehrlich, was sie sind. Vielleicht sind Sie auch einer."

Und der Meister blickte seinen Gast lange und scharf an.

„Nein," sagte er endlich. „Vom Kriminal sind Sie nicht. Das Geld, und dann sehen Sie ganz gewöhnlich aus. Aber ich sage doch nichts. Wissen Sie, gnädiger Herr, weil ich der Meister bin. Ich muß auf meine Leute sehen. Aber der Twardki hat gute Freunde hier, wo er gewohnt hat

zusammen. Gehen Sie zu die. Ohne mir. Es ist die fünfte Schaluppe von hier. Sie können zählen oder Sie können sie auch am heiligen Georg erkennen. Es ist ein heiliger Georg auf der Tür. Und noch eine nackte Prinzessin."

Van Tenius empfahl sich und machte mit dem Meister ab, daß die Frau des Twardki bis zur sicheren Freilassung des Mannes regelmäßig die fünf Taler erhalten sollte. Van Tenius würde eine Summe bei der Kasse anweisen, wo der Meister alle vierzehn Tage die Löhnung für die Arbeiter holte. Dann ging er ins Freie und der Hütte seines Klienten zu. Als ein Gast des Meisters wurde er überall höflich begrüßt und da und dort in schlechtem Deutsch als Herr Baumeister angeredet. Er betrachtete neugierig die kleinen Hütten mit ihrem armseligen Schmuck und fand nach wenigen Schritten die gesuchte. Sie hatte eine Holztür ohne Schloß, als Verzierung eine zerbrochene kleine Glasscheibe, darunter einen Holzschnitt nach der miloniſchen Venus, aus irgendeiner Buchhändleranzeige ausgeschnitten, und unter der Venus einen kleinen zinnoberroten Ritter Georg auf einem weißen Pferde, der mit einer goldenen Lanze den grünen Drachen erlegte. Vor dieser Hütte standen drei junge Männer und zwei robuste Weiber um einen alten Eisenkessel, in dem das Wasser siedete.

Die Gesellschaft hatte sich eben davon überzeugt, daß die Kartoffeln gut waren. Auch hier wurde van Tenius höflich begrüßt. Er war von seiner Tätigkeit für die Arbeiterbevölkerung daran gewöhnt, den richtigen Ton zu treffen, und gewann sonst leicht das Vertrauen der gemeinen Leute. Auch hier führte er sich damit ein, daß er mit Sachkenntnis von den hohen Erdäpfelpreisen sprach, und ob sie mit dem Schmalz nicht betrogen worden seien. Die beiden Weiber, von denen die jüngere und hübschere die Köchin des Hauses war, lachten nur. Sie schienen kein Wort Deutsch zu

verstehen. Auch zwei von den Männern konnten sich nur mühsam verständlich machen. Der dritte aber sprach recht gut Deutsch und führte die Unterhaltung mit dem Herrn Baumeister. Während das siedende Wasser abgegossen wurde, stand er freundlich Rede und Antwort. Kaum aber hatte sich van Tenius als den Verteidiger und Advokaten des Twardki vorgestellt, als man ihm auch hier mißtrauisch begegnete. Die Männer beratschlagten auf polnisch und machten finstere Gesichter. Da mischte sich die Köchin ins Gespräch und schien die ganze Gesellschaft zugunsten des Rechtsanwalts umzustimmen. Denn der eine von den Polen wandte sich ihm wieder demütig zu und sagte:

„Wird er frei kummen, gnädiges Herr?"

Van Tenius gab die beruhigendsten Versicherungen, und da einige Berlinerinnen neugierig stehengeblieben waren, bat er um Erlaubnis, eintreten zu dürfen.

Er wolle, wenn die Leute nichts dagegen hätten, mit ihnen einen Korn zu Tisch trinken. Da hellten sich alle Gesichter auf, ein zwergartiger Knabe aus der Nachbarschaft, der das Faktotum der ganzen Arbeiterkolonie zu sein schien, wurde herbeigerufen und mit etwas Geld nach der Kantine geschickt. Van Tenius mußte erst auf seinem Recht bestehen, den Schnaps zu zahlen. Die Polen zierten sich eine ganze Weile, und die Köchin fältelte verlegen an ihrer weißen Schürze. Endlich traten sie ein, und van Tenius mußte sich zusammennehmen, um an der Tür nicht zurückzufahren. Ein widerlicher Dunst schlug ihm ins Gesicht.

Als er seine Augen an die Finsternis gewöhnt hatte, unterschied er einen etwa würfelförmigen Raum, der von unregelmäßigen Wänden begrenzt war. Nach vorn rechts und links von der Tür Fachwerk, daran stießen zwei schiefe Wände von Reisig und Lehm, und hinten war einfach der nackte Sandboden ziemlich senkrecht ausgeschaufelt. Feucht

und modrig war die Luft, es troff von Feuchtigkeit. Links und an der Sandmauer standen zusammen drei Bettgestelle, eine alte polierte Bettstatt und zwei aus den nächsten Baumstämmen zusammengefügte Lager. Berge von ehemals rotgeblümten Betten lagen darauf. Vorn gleich rechts an der Tür war ein Tisch in den Boden eingerammt. Zwei Pfähle und darüber ein fußbreites Brett. Auf der einen Seite des Tisches standen zwei richtige Stühle. Gegenüber war ebenso einfach eine Bank hergerichtet. Wieder zwei Pfosten und ein Brett. Auf den Tisch stellte die Köchin den Kessel. Ein Salzfaß, ein Napf mit Schweineschmalz, ein Laib Brot und ein Küchenmesser lagen schon bereit.

Mit einer anmutigen Verbeugung forderte die Köchin den vornehmen Gast auf, neben ihr auf einem der Stühle Platz zu nehmen. Sie war die Frau seines Dolmetschers. Das andere Weib und die beiden anderen Polen so etwas wie Geschwister oder Geschwisterkinder; van Tenius wurde aus dem Verwandtschaftsverhältnis nicht ganz klar. Die beiden Frauen holten für sich und den Gast Teller herbei, und jeder der Männer langte ein Taschenmesser mit Holzgriff hervor. Man lud den Rechtsanwalt ein, zuzulangen. Die Aufforderung schien eine leere Höflichkeit zu sein. Um so durchgreifender war die Wirkung, als der Herr Advokat eine schön aufgeplatzte Kartoffel, die die Hausfrau ihm verlockend vor die Augen hielt, wirklich nahm und langsam zu verzehren anfing.

„Das ist ein sehr gutes Advokat," sagte der Dolmetscher. Und ein beifälliges polnisches Geplauder folgte den Worten. Van Tenius wollte den Leuten volles Vertrauen einflößen und erkundigte sich zuerst nach ihrem Leben, nach ihren Grunewaldlöhnen, nach den Verhältnissen zu Hause, nach ihren Ersparnissen und nach ihren Familien. Endlich kam der zwerghafte Junge mit einer Flasche Kornbranntwein,

die Hausfrau stellte drei verschiedene Gläser auf den Tisch, van Tenius erhielt ein sauberes grünes Likörglas für sich allein, man stieß an und trank, und nun erst ging van Tenius auf sein eigentliches Geschäft über.

Die Hausgenossen Twardkis wußten, daß der arme Teufel des Mordes von da drüben verdächtig war. Sonst hatten sie sich um nichts gekümmert. Nun erzählte ihnen van Tenius so anschaulich wie möglich, daß man nichts gegen ihn vorbringen konnte als die goldene Uhr des Gemordeten. Wenn er von der Uhr freikam, kam er überhaupt frei. Das war klar. Nun habe Twardki die Uhr irgendwo bei Friedenau gefunden, das glaube der Advokat ihm ganz bestimmt. Und Twardki habe wahrscheinlich einen Zeugen dafür, irgendein Mädel. Das wolle er nicht nennen. Vor Gericht aber müsse man Zeugen haben. Ohne Zeugen werde man verurteilt. Darum müsse der Advokat das Mädel in Friedenau herausbringen. Denn der Advokat sei ein Freund des Twardki, und die anderen Freunde des Twardki müßten mithelfen, das Mädel herauszubringen, auch gegen seinen Willen.

So, und nun wolle er hören, was man in der Hütte zum heiligen Georg wisse. Nämlich der heilige Georg sei auch so ein Advokat gewesen für arme polnische Arbeiter. Und was man dem Advokaten zuliebe tue, das geschehe auch dem heiligen Georg zu Ehren.

Die Auseinandersetzung wurde beifällig aufgenommen, wenn sich die Gesellschaft auch nicht im Essen und Trinken stören ließ. Die beiden Weiber verstanden denn doch wenigstens so viel Deutsch, um ein wenig folgen zu können. Sie ließen sich aber von den Männern alles genau auf polnisch wiedersagen und vollendeten die Mahlzeit unter eifrigen Reden.

Jetzt war von den Nahrungsmitteln nichts mehr übrig als ein halber Laib Brot und etwas Schmalz. Die Hausfrau

räumte es fort, ihr Mann schüttete den Kessel mit den Kartoffelschalen vor der Hütte aus, und dann setzte man sich wieder zusammen. Der Mann bog mit einem Seufzer die leere Flasche um und sagte gemessen:

„Guter Advokat. Kommen Sie wieder so viel oft Sie wollen. Wir sind gute Menschen, gute Polen. Alles sollen Sie von uns wissen. Aber wie sie heißt, das wissen wir selber nicht. In der Kantine ist sie einmal gewesen, mit ihm, und dort war noch einer aus Friedenau, der hat sie genannt die Kohlengöre. Und einmal die tolle Kohlengöre. Weiter wissen wir nichts von ihr. Eine Schlumpe ist sie, und der Twardki sollte sich schämen. Ist schon so alt und verheiratet und ist sich hier in so guter Kumpanie, bei anständigen Leuten, was Pfarrer loben tut, und hat sich eingelassen mit solches Gesindel."

Die ältere und stärkere der beiden Frauen fiel da dem Dolmetscher ins Wort.

„K'sindel!" wiederholte sie das deutsche Wort. Und dann sprach sie mit heftigen Gestikulationen keifend und weinend auf van Tenius ein. Er erriet kaum den Sinn. Aber der Dolmetscher übersetzte es ihm: daß die Loyska, die überhaupt ... na ja, also die Loyska hätte ein Auge auf den Twardki geworfen, trotzdem der ein Ehemann war, und er hätte ebensogut der Loyska etwas abgeben können. Aber immer wäre er nach Friedenau gelaufen, und immer weniger hätte er nach Hause geschickt.

Dem Rechtsanwalt war es darum zu tun, festzustellen, um welche Stunde Twardki in der entscheidenden Nacht fortgewesen sei. Wieder beratschlagten die Polen und einigten sich, dem guten Advokaten alles zu sagen, was sie wußten. Den ganzen Sonntag habe er sich herumgetrieben, natürlich drüben bei der Schlumpe. Gerade mit Sonnenuntergang sei er nach Hause gekommen, etwas angetrunken,

nicht sehr, und habe sich von ihm, dem Dolmetscher, Geld ausborgen wollen. Natürlich nix gekriegt. Dann habe er sich aufs Bett geworfen, wo er mit dem da drüben schlafe. Gut. Da habe er geschlafen wie ein Sack, wie ein richtiger deutscher Sack. Mitten in der Nacht habe er sich dann fortgeschlichen und sei am Montag pünktlich zur Arbeit gekommen, aber naß wie eine Maus und müde wie ein Jagdhund.

Um welche Stunde er sich fortgeschlichen habe?

Darüber konnten die Polen sich nicht einigen. Aber nach dem Merkzeichen von Twardkis Schlafkameraden mußte es so ein bis zwei Stunden nach Mitternacht gewesen sein. Denn die Loyska, welche sonst so bis Mitternacht ihr starkes Schnarchen habe, sei schon längst still gewesen.

Van Tenius dankte seinen polnischen Freunden, versprach sein Bestes für den Twardki zu tun und nächsten Sonntag wiederzukommen. Bevor er die Kolonie verließ, suchte er die Kantine auf, eine elende Holzbaracke, in der kein Plätzchen frei war. Es roch nach schlechtem Branntwein und Kienholz. Hier wollte er Näheres über die Kohlengöre aus Friedenau erfahren. Es wäre ihm aber beinahe schlecht bekommen; auch hier waren Kriminalbeamte gewesen, man schrie ihm von allen Seiten „Kriminal" entgegen, und auch der intelligente Besitzer zuckte die Achseln und wollte nichts wissen. Von einem der Holztische klangen grobe Worte herüber, und der Rechtsanwalt sah ein, daß er heute nichts weiter erreichen konnte.

Auf einem langen Umwege über Steglitz und Friedenau, an einem Felde vorüber, das er lange betrachtete, kehrte er nach Berlin zurück, auf dem Wege, den er damals bei Nacht gegangen war. Er hätte niemals geglaubt, daß er die Stelle wiedererkennen würde, nun schwankte er keinen Augenblick. Dort auf dem Acker mußte der arme Teufel die Uhr gefunden haben.

Neuntes Kapitel

Einige Tage später ging van Tenius zum Untersuchungsrichter, um sich persönlich abermals eine Unterredung mit Twardki bewilligen zu lassen. Doktor Zierrot hatte nichts dagegen, aber er war verstimmt. Die Untersuchung in der Mordsache von Westend, die so einfach zu liegen schien, konnte nicht abgeschlossen werden, weil wirklich Anzeichen dafür vorlagen, daß der Pole Beziehungen zu einer Weibsperson in Friedenau unterhielt, und daß diese mit dem Versetzen oder Auffinden der Uhr etwas zu tun hatte. Sie mußte herbeigeschafft werden. Und Twardki blieb verstockt.

„Liebster Kollege," sagte van Tenius, „ich möchte Ihnen helfen. Auch ich suche der Person auf die Spur zu kommen. Ich bin meines Polen so sicher, daß ich weiß, sie wird eine Entlastungszeugin sein; ich werde Ihnen also auf der Stelle Meldung machen, wenn ich etwas Bestimmtes weiß, oder wenn ich mir von Ihren Beamten Hilfe versprechen kann."

Doktor Zierrot lächelte überlegen.

„Ihre Hilfe nehme ich natürlich mit Dank an. Aber mit der Unschuld des ritterlichen Wasserpolacken ist es Essig. Sehen Sie sich einmal die goldene Uhr an. Ich habe sie von Sachverständigen prüfen lassen. Man hat allerdings den Versuch gemacht, sie für gefunden auszugeben. Sehr raffiniert sogar. Man hat sie erst mit Lehm beschmutzt und den Lehm dann sauber abgewischt. So sauber, daß der Trödler, der sie kaufte, die Spuren gar nicht bemerkt hat.

Aber da, zwischen den kleinen Brillanten der Initialen sitzt er fest; überzeugen Sie sich einmal selbst."

Der Untersuchungsrichter hatte die kleine goldene Uhr aus einem Schubfach seines Schreibtisches genommen und reichte sie dem Rechtsanwalt hinüber. Van Tenius lehnte ab.

„Sie sind doch nicht etwa eklig?" rief Doktor Zierrot lachend und gab die schriftliche Erlaubnis zum Besuche Twardkis.

Doch zweimal noch mußte van Tenius den Polen in seiner Zelle aufsuchen, bevor Twardki zugab, die unselige Uhr nicht selbst gefunden, sondern von seiner Freundin geschenkt bekommen zu haben. Nennen wollte er sie noch immer nicht. Ein Mädel dürfe man nicht verraten. Und nun kam es endlich heraus, weshalb Twardki so beharrlich schwieg:

„Ja, gnädiger Herr, wenn Sie schon so viel wissen und wann ich fortgegangen und wann ich wiedergekommen bin, und Sie zeigen mich an, und es kommt alles heraus, so will ich es Ihnen lieber sagen. Das weiß ich jetzt schon, daß Advokaten schweigen sollen. Also sie ist ein ganz nichtsnutziges Ding. Loyska hat recht, eine Schlumpe. Aber so viel lieb und gut ist sie zu mir. Jesus, Maria und Joseph, schrecklich lieb habe ich sie. Und wenn ich nicht die beiden Kinder hätte und die Frau, und wenn es keine Sünde wäre, nach Amerika, wahrhaftigen Gott, nach Amerika gleich hinüber übers Wasser. Wissen Sie, trotzdem man auf der Reise beinahe stirbt. Also ein ordentliches Mädel ist sie nicht. Und damals am Sonntag hat sie mir alles abgenommen und hat noch mehr Geld haben wollen. Ich weiß gar nicht, wozu. Naschen tut sie. Und den ganzen Nachmittag waren wir unterwegs. Dann hat sie nach Hause müssen. Wegen ihrer Stiefmutter, hat sie gesagt. Vor der hat sie manchmal Angst. Manchmal auch nicht. Und nach Mitternacht hab'

ich wiederkommen sollen. Na, und wie ich gekommen bin, hat sie mich schon erwartet, und trotzdem ein Wetter gekommen ist, hat sie gesagt, wir müssen Erdäppel holen gehen. Zwei Säcke hat sie mitgenommen, kleine Säcke, wirklich, gnädiger Herr, kleine Säcke. Ich hab mir gedacht, hol's der Teifel, werden nicht ihre Erdäppel sein, aber ich hab' sie so schrecklich lieb. Und da sind wir auf der Landstraße gegangen bis zu einem Feld und dann hinüber zu einem Bauern, wo Masse Erdäppel in der Erde vergraben liegen. Sie geht immer bloßfüßig. Und da ist sie auf dem Feld an der Uhr hängen geblieben mit dem Fuß und hat sie aufgehoben und hat sie mir geschenkt. Gut is sie. Dann haben wir die Erdäppel holen wollen, aber ein Hund hat gebellt, und das Wetter ist losgegangen, und da habe ich nicht wollen. Gezankt haben wir uns, und das ist alles. Jetzt, gnädiger Herr, wissen Sie, das kann ich nicht, das Mädel anzeigen. Die draußen, die mit mir zusammenwohnen, die würden alles erfahren und es im Herbst meiner Alten zu Hause erzählen. Aber daraus mach ich mir nen Teifel was. Nur das Mädel, das zeig ich nicht an."

Der Pole hatte alle diese Mitteilungen mit leiser Stimme gemacht und von Zeit zu Zeit nach der Tür gelauert, ob kein Beamter horchte.

Van Tenius war froh, den Mann endlich zum Sprechen gebracht zu haben, und gab ihm sein Wort, bis auf weiteres auf das Zeugnis des Mädels zu verzichten. Er wolle die Geschichte genau überlegen und zusehen, ob man die Wahrheit nicht ohne die beiden Erdäpfelsäcke erzählen könnte. Dann wäre ja das Mädel, die Kohlengöre, außer Gefahr.

Twardki kratzte sich den Kopf.

„Nee, nee, gnädiger Herr. Haben Sie es einmal versprochen, so bleibt's auch dabei. Geklatscht wird nicht. Wissen Sie, wenn das mit den Säcken auch fortbleibt, und

wenn ich auch vor meiner Alten keine Angst habe, wissen Sie, sie ist eine gar zu arge Schlumpe."

Und der Pole fing bitterlich zu weinen an.

Am Sonntag nach dieser Unterhaltung fuhr van Tenius wieder vor Tisch in die Arbeiterkolonie. Er nahm diesmal keine Einladung an, zahlte aber wieder eine Flasche Kornbranntwein und bat, die Kohlengöre, wenn sie sich wieder im Grunewald sehen ließe, dahin zu verständigen, daß der Advokat des Twardki sie gern sprechen würde.

Heute erfuhr er nichts Neues über Twardki; nachmittags konnte er bei Ossendorffs desto mehr von der Nomadenkultur dieser Polen erzählen. Er hatte jetzt einen guten Einblick in ihre wirtschaftlichen Verhältnisse gewonnen und dafür interessierte sich auch Ossendorff. Van Tenius gab bei Tisch so viel Zahlen zum besten, daß die Stiftstante sich am Ende zu langweilen anfing und nachher einen gemeinsamen Spaziergang vorschlug.

Marianne hatte vergebens versucht, die Geheimsprache zu reden. Van Tenius hatte nicht erwidert. Da sagte sie mit einer Empfindlichkeit, die man an ihr bis dahin nicht gekannt hatte:

„Wir werden wohl zu Hause bleiben müssen. Der Rechtsanwalt hat nur noch seinen Polen im Kopf."

„Der Weg wird dir gut tun," sagte Ossendorff. „Geh nur mit der Tante und dem Vetter; van Tenius bleibt bei mir und wir erzählen uns was. Etwas, was euch doch nicht amüsieren würde. Und gemütlich soll's werden. Eine Flasche Mosel, von dem guten aus Koblenz. Und zwei Gläser. Nach meinem Zimmer."

Ossendorff und van Tenius saßen schon beim Wein, als die übrigen Freunde hereintraten, um Abschied zu nehmen. Man trennte sich für die kurze Zeit unter Scherzen. Nur Marianne konnte ihre Nervosität nicht

verbergen. Sie strich ihrem Mann näher als sonst über das Haar und reichte dem Rechtsanwalt ängstlich und kurz die Hand.

Als Ossendorff und van Tenius allein waren, mußte der Rechtsanwalt noch einmal beide Gläser füllen. Ossendorff sagte:

„Es wird eine lange und intime Unterhaltung werden. Ich muß vorher wissen, ob Sie mein Freund sind. Sind Sie es?"

„Ja."

„Verzeihen Sie, wenn ich trotzdem ein kleines Mysterium vollziehen möchte. Mit feierlicher Beschwörung! Bei den Fratzen unserer Jugend, bei den Nächten am Ufer des Rheins, bei dem, was wir je geliebt haben: Bruderschaft, Robert, Blutsbruderschaft!"

„Blutsbruderschaft," sagte van Tenius ernst, und Ossendorff lachte.

Sie schlangen die Arme durcheinander, setzten die Gläser an und tranken aus.

„Den Kuß und das Du wollen wir uns natürlich schenken. Aber ich weiß, jetzt werden Sie mir die Wahrheit sagen. Und wenn Sie nicht dürfen, so werden Sie an die Fratzen unserer Jugend denken, und ich werde das Ihren Augen ansehen. Also zur Sache!

Seit mehr als einem Monat geht zwischen Ihnen und meiner Frau etwas vor. Ruhig, Herr Bruder. Sie sollen mir erst antworten, wenn ich fertig bin. Meine gute Frau Anna Maria ist mir nicht ganz gleichgültig. Sie und mein Sohn Wölfi beschäftigen mich mitunter, — ein wenig. Ganz einfach, ich bin in meine hübsche Frau wahrscheinlich verliebt und habe meinen Sohn ganz gern. Beides ist ja wohl in der Ordnung. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Gatte und Vater."

Ossendorff schloß die Augen, preßte den Mund zusammen und ballte die Faust, um sich zu beherrschen; trotzdem stieg langsam wachsend ein zerrissener, heiserer Ton des Jammers aus seiner Kehle. Gewaltsam unterdrückte er endlich sein Gefühl. Er schluckte nur einmal auf, dann nahm sein Mund wieder den gewohnten ironischen Ausdruck an, und er sagte:

„Das war so ein Krampf. Unter Brüdern geniert man sich nicht. Die musikalische Begleitung zu meinem Text. Also weiter. Warum sollen Sie es nicht wissen? Wahnsinnig liebe ich meine Frau, wahnsinnig liebe ich meinen Sohn. Ich könnte mich ruhig selbst umbringen, um meinen Sohn zu retten. Ohne Phrase. Aber" — wieder gurgelte etwas in seiner Kehle —, „ich könnte meinen Wölfi, meinen Wölfi könnte ich mit dieser Hand . . ., wenn ich mir damit mein Weib, mein Weib . . ."

Und nun brach es los. Nur ein Schrei, ein langer gellender Schrei. Furchtbar. Weiter nichts. Und die Gesichtsmuskeln flogen.

Van Tenius glaubte, Ossendorff müßte in diesem Zucken sterben. Er hielt ihm die Hand fest. Er redete sinnlose Trostesworte und blieb endlich verlegen stehen, als Ossendorff ihn gewaltsam von sich stieß und keuchend mit den Nägeln in seiner inneren Handfläche wühlte. Nach einigen Minuten verlangte er ein Glas Wasser, trank es aus, lächelte und sagte:

„Es ist recht gut, daß wir Bruderschaft getrunken haben. Sie begreifen, van Tenius, daß ich niemals auch nur den Versuch gemacht habe, seit damals, Anna Maria anzudeuten, daß meine schäbigen Reste doch noch so etwas wie ein Mensch sind. Ich habe mein Weib niemals auch nur mit einem Blicke beleidigt. Ich bin überhaupt ein höflicher Mensch. Und so frage ich Sie ganz höflich:

Was ist vor ungefähr sechs Wochen zwischen Ihnen und meiner Frau vorgefallen? Es ist etwas vorgefallen. Sie haben sich endlich verständigt, oder Sie haben miteinander gebrochen. Antworten Sie."

„Meine Beziehungen zu Ihrer Frau haben im Laufe der letzten zwei Jahre gar keine Aenderung erfahren."

„Sie lügen."

„Ich lüge nicht."

„Ich bin nicht blind. Ich weiß, ich bin ein Krüppel, und die Straßendirnen werden tugendhaft bei meinem Anblick. Aber die Augen sind mir geblieben. Van Tenius, seit zwei Jahren beobachte ich Sie beide. Seit zwei Jahren sehen Sie einander heimlich. Bis auf die Minute errate ich die Zeit. Seit zwei Jahren flüstern Sie hier an meinem Tisch wortlos Liebeständeleien. Seit zwei Jahren. Ihr solltet vorsichtiger sein. Ihr solltet rücksichtsvoller sein. Ich könnte das verlangen. Und dabei wart ihr ruhig. Was ist jetzt geschehen?"

Van Tenius saß unschlüssig neben dem ärmsten Manne und hatte die Hand auf seine Schulter gelegt. Ossendorff fuhr fort:

„Ich hoffe, Sie halten was auf mein Wort. Sagen Sie mir die Wahrheit, und ich schwöre Ihnen, Anna Maria soll weiter mit keinem Blicke beleidigt, mit keinem Worte gekränkt werden."

Van Tenius zögerte nicht länger. Er zog nur seine Hand zurück, stellte sich aufrecht vor Ossendorff hin und sagte:

„Es ist ungefähr zwei Jahre her. Da sprachen wir von allerlei Leid und Kummer, und Marianne weinte, weinte sich aus . . . hier, während ich sie fest hielt, und dann gaben wir uns einen Kuß. Seitdem treffen wir uns heimlich, so oft wie möglich. Ich habe seitdem nie

wieder ihren Mund berührt, noch sonst getan und tun dürfen, was Sie nicht sehen konnten. Gesprochen haben wir viel. Alles, was uns das Herz bewegte, und daß wir einander lieb haben. So. In den letzten Wochen habe ich selbst, und ich allein, so Schweres ertragen, daß ich Marianne nicht damit belasten wollte. Ich habe Heimlichkeiten vor ihr. Das ist alles."

Ossendorff nagte an seiner Unterlippe.

„Ich glaube Ihnen jedes Wort. Jetzt verstehe ich auch. Anna Maria bildete sich ein, Sie hätten sie nicht mehr lieb, sie wurde nervös, und so mußte ich auf den Einfall kommen, es wäre . . . Daß Sie einander einmal geküßt haben, das habe ich schon wieder vergessen. Sehen Sie, fort. Aus der Erinnerung, wie man einen Arm abschneidet, ebenso bequem. Fort!"

Ossendorffs ganzer Körper zitterte vor Erregung. Noch dreimal wiederholte er mit einer zuckenden Handbewegung: „Fort! . . ."

„Daß Sie einander liebhaben . . . daß Anna Maria einen Menschen liebhat . . . Es war ja nicht anders möglich. Ich habe es gewußt, und es ist mir lieb zu hören . . . Prächtig, Herr Bruder: Sie auch? Famos! Was? Das tut weh: Was? Und mich hat sie auch lieb, mich hat sie sehr lieb gehabt, sehr lieb. Ich bin Ihnen über, Herr Bruder."

Ossendorff fuhr mit der Hand nach der Stirn und krallte sich da ein.

„Sehen Sie, van Tenius, ich habe Ihnen also zu danken dafür, daß Sie mir die Wahrheit gesagt haben, und dafür, daß Ihr Glück auch so ein Krüppel geblieben ist. Ohne Arme und Beine, ein Glück wie Engelsköpfe auf den alten Bildern: Flügel und Augen, sonst nichts. Prost! Und ich muß Ihnen noch für ein drittes danken. Für Ihr

diskretes Benehmen. Sie wissen, ich bin ein eingefleischter Aristokrat. Ancien régime. In der Liebe besonders bin ich für die vornehme alte Schule. Die neue Generation hat die Eitelkeit angespannt. Pfui Teufel. Früher hat man die Liebe nicht affichiert. Fahren Sie so fort, Herr Bruder, schonen Sie unsern Ruf, und seien Sie wenigstens in der Liebe ein Aristokrat. Wenn Sie schon sonst nur ein Rechtsanwalt sind. Und nun will ich Ihnen doch sagen, was ich Ihnen zu sagen hatte. Einmal und nicht wieder sprechen wir davon. Sie waren, wie gesagt, in den letzten Wochen etwas verändert. Meine Frau äußerte zu lebhaft ihre Besorgnis, und Sie waren einmal sogar unartig. Also, wie gesagt, es freut mich. An dem Tage aber, wo außer mir noch jemand von der Sache erfährt, oder wo Ihr Glück anfängt Hände und Füße zu kriegen, oder wo mein Wölfi in Gefahr gerät, oder sonst an dem Tage, wo ich es nicht mehr aushalten kann, werde ich, ohne weitere Warnung, mich und mein Weib umbringen. Wenn ich ein Egoist wäre, hätte ich es schon längst getan. Ich habe immer auf ein Wunder gewartet. Der große Artillerist, der mich so weit gebracht hat, ist ja auch ein großer Feuerwerksmeister. Wochentags läßt er Granaten krepieren, Sonntags brennt er lustige Feuerwerke ab. Da habe ich oft darauf gewartet, auch einmal so etwas zu erblicken. Aber sehen Sie, Herr Bruder, ich tue ihm vielleicht unrecht. Wer weiß, ob ich hier bin und nicht vielmehr schon im Grabe. Sie wissen ja, ich bin zur Hälfte begraben worden. Faktisch! Auf dem Kirchhof, dort, hinter Tegel, wo's damals passiert ist. Von der Unglücksstätte weg ist die eine Hälfte von mir begraben worden. Friede ihrer Asche. Ich wollte einen Grabstein setzen: Hier ruht des Majors von Ossendorff bessere Hälfte oder so was. Der General hat's verboten. Also im Ernst,

meine begrabene Hälfte ist vielleicht droben beim großen Artilleristen, und tanzt dort Reigen und hört himmlische Chöre, und sieht lustige Feuerwerke abbrennen, und lächelt mit himmlischer Anmut über die schlechtere Hälfte, die annoch in diesem Jammertal zurückgeblieben ist, wo die Artillerie nichts kann als schießen. Haben Sie noch niemals verdutzt dreingeblickt, Rechtsanwalt, wenn Sie sich die Haare schneiden ließen und Ihre eigenen Haare so abgeschnitten um Sie herumlagen? Vor einer Minute gehörte das noch zu Ihrem Selbst. Selbst! Wie viel Seele hat wohl der Seifenkerl mit den Haaren abgeschnitten. Ich will Ihnen was sagen, Rechtsanwalt, warum Anna Maria mich nicht mehr lieb hat. Gerade den toten Arm dort, den hat sie so gern gestreichelt und geküßt und geliebkost. Ja, Rechtsanwalt, und noch mehr, wir sind ja unter uns Männern . . ."

„Ich verbiete Ihnen, weiter zu sprechen! Ich habe Ihnen die volle Wahrheit gesagt, und ich stehe Ihnen zur Verfügung!"

Laut schallend lachte Ossendorff auf. Er lachte, daß er sich im Rollstuhl hin und her wälzen mußte. Es war zuerst ein höhnisches, wildes, böses Lachen; allmählich ging es aber in ein wirklich lustiges, fast kindliches Gelächter über.

„Er ist eifersüchtig! Verzeihung, aber ich muß lachen . . . Wie ein Kalb, sagen wir . . . Ach das tut wohl . . . Endlich! Schießen wollen Sie sich mit mir? Das ist der witzigste Einfall, den Sie in Ihrem Leben gehabt haben. Wir haben es ja nicht weit bis zum Grunewald. Franz rollt mich hinaus und dort werde ich aufgestellt. Eine Planke gegen den Rücken, damit ich nicht umfalle. Und dann geht's los. Ich werde pflichtschuldig und mit Vergnügen getroffen, bleibe aber fürs erste stehen. Dann

zieht Franz die Planke fort, ich falle um und werde zu meiner besseren Hälfte gebracht. Wenn die mich nur nicht ablehnt, wenn die nur nicht sagt: Du Esel, du Feigling, was bist du so lange oben geblieben, Hund von einem Feigling, der du damals den schäbigen Rest in der Flasche aufbewahrt und zugekorkt hast, anstatt ihn auszuschütten zu dem übrigen, du Geizhals, du Knecht, du Lakai, du Neigendieb, Tafeldecker, Hundsfott. Ausspeien wird mich mein eigenes Grab, das stolz ist auf meine paar gesunden Glieder von damals, und sagen wird mir mein Grab: Du Narr, auf die Ehre hast du gewartet, um dich aufzuhängen, weil die Ehre ein seidener Strick ist mit goldenen Fäden. Aber damals, als der ehrliche starke hanfene Galgenstrick dir um den Hals lag, da hast du dich frei gemacht wie ein lumpiger Fuchs in der Falle; hast dir den halben Menschen ausreißen lassen, nur um das bißchen Leben zu retten, und jetzt hängst du die Lumpen, die Fetzen deines Lebens an der seidenen Ehre auf. Jetzt bin ich nicht mehr böse auf Sie, Rechtsanwalt, denn so lächerlich war mir noch niemals ein korrekter Mensch, als Sie waren in dem Augenblick, da Sie sich mir zur Verfügung stellten. Seit damals habe ich nur ein einziges Duell gehabt. Ein großes Duell mit scharfen Bedingungen. Das Duell mit ihm, mit dem großen Artilleristen. Da lag ich, wie ein Haus, dessen eine Hälfte die Maurer abgetragen haben, und dessen andere Hälfte noch dasteht mit zerbrochenen Fenstern, mit offenen Wänden, mit starrenden Balken. Da habe ich ihn beschimpft. Damals habe ich fluchen gelernt in allen Sprachen. Eine der Beleidigungen muß er verstanden haben. Aber glauben Sie, daß er sich gestellt hat? Nicht einmal seine Visitenkarte hat er hergegeben. Einen falschen Namen hat er mir genannt und versteckt hat er sich vor mir. Ich habe ihn gesucht, wie ich ihn als

Kind gesucht habe in allen dunklen Winkeln. Aber er hat sich nicht finden lassen, und so weiß ich noch heute nicht, wie der heißt, der mir damals den Schlag versetzt hat. Und bevor ich mein Duell mit ihm nicht ausgefochten habe, kein anderes, keins. Und mit Ihnen erst recht nicht."

Van Tenius war erschüttert ans Fenster getreten, stützte sich auf den bronzenen Griff und blickte hinaus. Eine Weile blieb es still und man hörte nur die heftigen Atemzüge Ossendorffs. Endlich wurde dieser ruhiger. Auf einen freundlichen Zuruf setzte sich van Tenius wieder neben ihn, und Ossendorff sagte:

„So hätte ich Ihnen denn ruhig und gemütlich meine Meinung dargelegt. Sie wissen wohl ungefähr, woran Sie mit mir sind. Den kleinen Anfall nehmen Sie mir nicht übel. Sie wollten ja Franz vertreten. Der hat von Zeit zu Zeit so was erlebt, wenn Anna Maria auf einige Stunden fortgegangen war und ich etwas wetterte. Der gute Franz hat mich recht lieb, und es ist ihm auch nicht nahe gegangen. Ich weiß, wir sind jetzt Freunde, und Sie verlassen sich auf meine guten Augen. Sollte der Fall eintreten, den ich vorhin leise angedeutet habe, so brauchen Sie für sich selbst nichts zu besorgen. Ich würde Sie zum Weiterleben verurteilen. Ich kann nämlich sehr lustig sein. Und nun schneiden Sie kein Referendargesicht, und wenn Sie sehr gut sein wollen, so lesen Sie mir den Bericht der Schweizer Fabrikinspektoren selbst vor. Sie können mir manches darin erklären, wozu Juristenverstand gehört. Und wenn die anderen nach Hause kommen, ist es vielleicht besser, sie hören mich nicht heulen. Anna Maria ist das nicht gewöhnt; ich heule sonst nur, wenn ich allein bin."

Van Tenius erwiderte mit gepreßter Stimme, er sei jetzt natürlich nicht in der Stimmung, die Gesellschaft abzuwarten. Plötzlich erhob er sich und rief:

„Das ist ja Wahnsinn! Ich werde nicht wiederkommen."

Ossendorff lächelte traurig und streckte seine Hand nach ihm aus. So lange hielt er sie ihm stumm entgegen, bis van Tenius kopfschüttelnd einschlug. Dann sagte Ossendorff ernst und gütig:

„Sie wissen, daß es auf Worte nicht ankommt. Haben wir uns nicht schon manchesmal so schlau und traurig angeblickt wie eben jetzt? Haben wir uns denn nicht verstanden? Seien Sie nicht schwächer als ich. Nicht wahr, es bleibt beim alten? Was Sie mir sagten, hat mich eigentlich beruhigt. Und was ich gesagt habe? Wie ein Windstoß im Kamin."

Es war nur noch Dämmerlicht im Zimmer. Die Männer konnten ihre Züge nicht mehr genau unterscheiden. Van Tenius sagte leise:

„Und es ist doch ein Wahnsinn! Ein gefährlicher Wahnsinn. Man hängt sein . . . Leben nicht so an eine Frau, die einem nicht gehört. Man verkommt dabei. Man belügt sich, den Mann und die Frau. Ich bin kein Heiliger. Ich . . . Es ist unerträglich!"

„Hübsch brav sein, van Tenius!" sagte Ossendorff und seine Stimme klang nicht weicher und nicht spöttischer als sonst. „Wir wollen einander doch nicht unsern Liebeskummer vorstöhnen wie zwei Kadetten. Dafür wäre die Sachlage doch zu eigentümlich. Und soll ich Sie damit trösten, daß ich oft des Nachts — kommen Sie ganz nahe heran. Wenn es mich nicht schlafen läßt, daß ich ein Krüppel bin, so ein Krüppel, und es doch überall sonst Esel gibt, die zwei gesunde Beine haben, dann . . . Ich habe gehen gelernt, van Tenius. Ganz allein kann ich gehen. Und wenn es mich nicht mehr duldet im Haus, bei Nacht, dann nehme ich den Kolben einer alten Flinte unter das

Ding, das einmal meine linke Achsel war, und es wird lustig. Ich gehe dann spazieren. Ich komme jetzt schon über die ganze Länge des Gartens bis hinten zu meinem Laboratorium. Dort setze ich mich dann hin, bei Nacht, und denke nach, wie ich dem großen Artilleristen ins Handwerk pfuschen könnte mit einer ganz neuen Pulvermischung. Im Finstern sitze ich so. Licht machen darf man nicht im Laboratorium. Es könnte leicht ein Unglück geschehen. Ich könnte da noch hüpfen lernen! Und dann nehme ich meine Flinte, mein linkes Bein, wieder unter die Achsel und gehe abermals spazieren. Ich bin trotzdem nicht ganz glücklich, nicht ganz, und Sie sollten mir schon meinen Willen tun."

„Sie können in solchen Stunden noch an Ihren Beruf denken? Ich nicht."

„Ich doch, weil mir auch mein Beruf nur ein Spiel ist. Oder glauben Sie, daß ich es wirklich für meinen gottgewollten Beruf halte, ein neues Dynamit zu erfinden? Zeitvertreib! Jeder Affe erfindet sich ein lustigeres Spiel."

Van Tenius mußte daran denken, was Marianne ihm über die Tätigkeit Ossendorffs gesagt hatte. Er empfand tiefes Mitgefühl mit dem Verstümmelten . . .

Als die Gesellschaft zurückkehrte, schien es, als ob die Herren lebhaft die Frage des Maximalarbeitstages erörterten. Ossendorff empfing die Damen mit seinem herzlichsten Lachen, und bald herrschte ein munterer Ton.

Aber van Tenius empfahl sich früh, und der Vetter hatte Dienst, wie er sagte. Die Stiftstante hielt den frühen Aufbruch der Herren für einen Wink, ja vielleicht für eine Verabredung, um sie hinauszugraulen. Und sie entschloß sich, mit den Herren zusammen nach der Stadt zu fahren. In der Pferdebahn sei des Sonntags so gemischtes Publikum. Aber sie höre dem volkstümlichen Geplauder dieser einfachen Menschen trotzdem ganz gern zu, namentlich

im Schutze zweier Kavaliere. So allein in der Droschke sitzen, das wäre doch nur für kurze Wege in der Stadt erträglich.

Die Ehegatten waren allein, und Marianne wollte die Lampe bringen lassen.

„Nein, mein liebes Kind," sagte Ossendorff. „Ich möchte gern mit dir plaudern, und das tue ich am liebsten im Halbdunkel. Ich darf mich nicht zu sehr durch deinen Anblick verwöhnen. Komm, setz dich her."

Sie legte ihre Hand auf die schwarze Samtdecke, und Ossendorff strich ihr sanft ein paarmal über den kleinen Finger. Dann sprach sie über die nächste Reise nach Dresden, über Wölfis Sommerkleider, über seinen Schulbesuch und über sein Aussehen. Marianne vergaß sich völlig über diesem Gespräch, und während Ossendorff ihr zuhörte, gab er sich ganz dem Wohllaut ihrer Stimme und seiner Sehnsucht nach dem Jungen hin.

Wieder hatte Marianne aus ihrem Gedächtnis zusammengesucht, was auf ihrer letzten Reise vorgefallen war; jedes Wort des Kindes, jeden Zug des Gesichts. Dann entstand eine Pause. Es war nicht im mindesten auffallend, so wie die Gatten miteinander verkehrten, daß Marianne unvermittelt plötzlich fragte:

„Findest du den Rechtsanwalt nicht auch verändert? Als ob er ein ganz anderer geworden wäre."

Ossendorff, der von Zeit zu Zeit immer wieder eine Fingerspitze seiner Frau berührt hatte, zog jetzt ganz unauffällig seine Hand zurück und erwiderte ruhig und freundlich:

„Du hast richtig beobachtet. Aber seine Veränderung betrifft uns nicht. Nicht dich und nicht mich. Er hat mir die Sache mitgeteilt. Schwere Berufssorgen, die wirklich nur zwischen Männern besprochen werden können. Dir

kann er seine Stimmung anvertrauen, den Anlaß zu seinen Sorgen nicht."

„Es freut mich, daß es nur das ist."

„Es liegt mir daran, Anna Maria, daß du dir die Freundschaftsgefühle für den Rechtsanwalt erhältst. Auch ich betrachte ihn als unsern zuverlässigsten Freund. Ihm möchte ich einmal am liebsten . . ."

„Nicht! Sprich nicht weiter."

„Doch, mein liebes Kind. Ihm möchte ich am liebsten die Sorge für unser Vermögen überlassen. Er ist ein durchaus rechtlicher und uneigennütziger Mensch. Er wird auch Verständnis dafür haben, wenn ich trotz alledem für Wölfi einen anderen Vormund einsetzen werde, nicht ihn."

Marianne wollte aufstehen. Aber bevor sie es vermochte, brach sie in Tränen aus. Ossendorff räusperte sich und ließ sie eine Weile gewähren. Dann sagte er mit seinem gewohnten Ton:

„Wie es dich angreift, wenn ich von meinem Ende spreche. Lassen wir's also für heute. Laß die Lampe bringen. Wachen wir auf."

Zehntes Kapitel

Der Mai war gekommen, linde und frisch mit Blüten und Hoffnungen. Wieder reiste Marianne zu ihrem Söhnchen nach Dresden. Am Montag kam sie zurück. Noch mehr als sonst hatte sie zu erzählen. Wölfi hätte noch niemals so viel nach seinem Vater gefragt. Er entwickle sich von Monat zu Monat und habe offenbar dieses und jenes Wort von Frau Krieger aufgeschnappt. Er nehme auf einmal alles furchtbar wichtig. Er lasse Papa sagen, daß er gar kein Pony wolle. Lieber noch ein Jahr warten. Und dann ein richtiges Pferd. Und gehöre er erst zu den Großen, sei er erst zwölf Jahre alt, dann müsse er gleich Offizier werden.

„Es könnte mir fast Sorge machen, Wolfgang, wenn er dabei nicht so pudelnärrisch wäre. Die Zwölfjährigen in der Schule, die sind sein Sporn und sein Alp. Täglich will er es mit ihnen aufnehmen und hat auch heimlich einmal schon ein Duell mit einem Zwölfjährigen gehabt. Mit ungespitzten Bleistiften. Und dann hat er einmal, ganz vor kurzem erst, in der Spielpause sich allen Zwölfjährigen entgegengestellt, hat sie mit seinen kleinen Fäustchen bedroht und hat gerufen: Mein Papa ist doch größer als ihr und tapferer. Und ich werde auch größer werden als ihr."

Ossendorff lachte vergnügt, und stundenlang mußte Marianne berichten.

Kurz vor zehn Uhr war sie endlich so weit, daß ihr kein Wort mehr einfiel. Auch war sie müde von der Reise.

Sie reichte ihrem Manne die Hand, und als er sie einen Augenblick festhielt, fragte sie nur so beiläufig:

„Und gestern?"

„Sie waren alle da. Sie lassen dich grüßen. Alle."

Marianne zögerte noch, das Zimmer zu verlassen.

„Nichts Besonderes. Die gewöhnliche Unterhaltung. Oder interessiert dich der Mord von Westend? Van Tenius hat viel mit der Verteidigung zu tun, und sein armer Pole fängt an interessant zu werden. Das ewig Weibliche scheint sich gefunden zu haben. Du erinnerst dich doch? Man hat die Uhr des Herrn Herr bei ihm gefunden. Jetzt will er sie auf einmal von einer Dame aus seinen Kreisen zum Geschenk erhalten haben, der würdige Pole. Eine ritterliche Nation, auch wenn sie Erde karrt. Er nennt seine Dame nicht. Doch hat er ihre Farben sich erkoren. Van Tenius glaubt ihm diese neue Geschichte. Gestern früh in der Zeitung stand das wieder sehr hübsch. Bist du müde? Gute Nacht."

Ossendorff stand am nächsten Morgen früh auf, arbeitete einige Stunden und wurde ganz heiter, als Marianne ihm sagte, sie habe heute nichts in der Stadt zu tun und werde auch nicht spazierengehen. Im Vorgarten in der frühlingsgrünen Laube sei es ebenso schön wie im Tiergarten.

Franz war eben im Begriff den Tisch zum Frühstück zu decken, als von der Straße her ein Lärm wie von einem kleinen Auflauf herüberdrang. Franz hielt inne und reckte den Kopf.

„Sehen Sie nur nach, Franz, was es gibt," sagte Ossendorff. „Er hat das Recht, neugierig sein zu dürfen. Hat Beine und Ohren. Sollte die Welt untergehen, bitte ich es mir zu sagen."

Franz war bis zum Eisengitter getreten, zwischen zwei blühende Fliederbüsche, und blickte hinaus. Bald kam er zurück und meldete:

„Es ist nichts, Herr Major. Die Leute sind doch wie alte Weiber. Ein Droschkenkutscher schimpft, und ein Schutzmann steht daneben. Da laufen sie gleich herbei. Drei Häuser von hier, dem Kaufmann gegenüber."

Plötzlich kam das Gewirr von Menschenstimmen näher. Ossendorff runzelte schon die Stirn, als Marianne verwirrt aufsprang. Im selben Augenblick erschien die lärmende Gruppe vor Ossendorffs Häuschen. In der Mitte der Leute, im Schritt, eine Droschke. Auf dem Bürgersteig ein Schutzmann, der einen blonden Knaben an der Hand führte. Der Knabe sprach zornig und lebhaft und jetzt hörte man sein dünnes Stimmchen:

„Sie werden doch den Major von Ossendorff kennen? Major Freiherr Wolfgang von Ossendorff. Ich bin . . ."

„Wölfi!" schrie Marianne erschreckt und doch glücklich.

„Mama!" jauchzte das Kind, riß sich los, rannte gegen das Eisengitter und dann herum und durch die Pforte in die Laube, sprang an seiner Mutter empor und fing auf einmal jämmerlich zu weinen an. Der Schutzmann befahl den Leuten grob, weiter zu gehen, und trat dann würdevoll in das Vorgärtchen.

Kaum erblickte ihn Wölfi, so strammte er sich wie ein kleiner Soldat, blickte dabei ängstlich nach Ossendorff, der schwer atmend und mit leuchtenden Augen sich zurückgelehnt hatte.

Er hatte ein Dutzend Photographien von dem Teufelsjungen, auch eine, die ihn so wiedergab, wie er vor ihm stand: mit nackten Knien, blauen Höschen und einer blauen Matrosenjacke über dem weiten weißen Wollhemd. Was aber ist so eine Photographie. Hier! Der Junge war ja . . . Ganz Anna Maria mit seinen blonden Locken und mit dem verlegenen Trotz auf den Lippen. Da sich satt küssen! Leben!

„Nicht wahr, Mama! Der ist Papa!"

Wölfi fiel über seinen Vater her und küßte ihn leidenschaftlich.

„Da, Papa, da bin ich, und der Herr Schutzmann soll mich um Verzeihung bitten. Er hat mir nicht geglaubt, daß du mein Papa bist."

Ossendorff umfaßte fast gierig mit der Hand das Köpfchen des Sohnes, ließ seine Finger im Nacken spielen, dann im Haar und warf dem Schutzmann einen fragenden Blick zu.

„Zu Befehl, Herr Major. Wie der Kutscher sagt, ist dieser Knabe, ist . . . der junge Herr Baron auf dem Anhalter Bahnhof allein angekommen, hat sich dort von meinem Kollegen ganz schneidig 'ne Marke geben lassen, ist in die Droschke gestiegen und hat befohlen: nach Charlottenburg zu Ossendorffs. Die Berliner Straße hat er gewußt; aber die ist lang. Die Nummer nicht. Seit 'ner Viertelstunde suchen sie, und da wird der Kutscher endlich die Geduld verloren haben und sein Geld verlangen, und wie der junge Herr Baron nichts bei sich gehabt haben, da hat der Kutscher geschumpfen. Sind unjebildete Menschen, die Droschkenkutscher. Immerzu Krakeel, immerzu räsonnieren. Und die Leute müssen immer dabei sein, wenn was los ist."

„Na wart," rief Ossendorff und schüttelte den Knaben; und die Tränen traten ihm in die Augen vor Lust. „Du Schuldenmacher! Du Durchbrenner! Na wart."

Der Kutscher war abgestiegen und wollte mit dem Schutzmann einen Streit über polizeiliche Vorschriften anfangen.

Wölfi rief:

„Nein, Mama! Ich, ich will ihn bezahlen."

Marianne hatte die Sache rasch ordnen wollen. Jetzt gab Ossendorff dem Knaben sein Portemonnaie. Wölfi sprang damit an das Gitter.

„Wieviel?" fragte er dreist.

„Drei Mark fünfzig."

Wölfi öffnete das Portemonnaie, gab dem Kutscher vier Mark und sagte plötzlich bescheiden:

„Entschuldigen Sie. Jetzt sehen Sie doch, daß ich Sie nicht habe betrügen wollen."

Der Kutscher fuhr fort, der Schutzmann empfahl sich, und Wölfi stellte sich verlegen trotzig vor seine Eltern. Franz und die beiden Mädchen, die den Kopf zum Fenster hinausgesteckt hatten, wurden fortgeschickt. Dann nahm Ossendorff den Knaben heftig in den Arm, drückte ihn an sich und sagte:

„Jetzt, du nichtswürdiger Bengel, jetzt, jetzt . . ."

„So erzähle doch," rief Marianne.

„Jetzt soll er vor allem etwas essen, der Deserteur."

Das Frühstück wurde ein Fest für Kind und Eltern. Wölfi wurde an Ossendorffs rechte Seite gesetzt, und Marianne nahm ruhig an der linken Platz. Erst später bemerkte es Ossendorff; er wies sie fort, die Eltern nahmen den Knaben in die Mitte und waren glücklich ihn essen zu sehen, ihn plaudern zu hören und ihn zu liebkosen. Franz lachte übers ganze Gesicht, während er bediente. Und immer wieder kam eines der Mädchen ans Fenster und nickte heraus. Als ob das Dienstverhältnis aufgehoben wäre und ein Jubeltag alle Menschen gleichgemacht hätte. Die Köchin hatte dem Jungen zu Ehren eine süße Speise improvisiert und brachte sie, schluchzend vor Freude, selbst in die Laube. Marianne reichte ihr zum Dank die Hand, Ossendorff winkte ihr zu. Nur Wölfi vergaß nicht ganz die Rechte seiner Geburt und fragte ein wenig protzig mit schmatzendem Munde:

„Du, das schmeckt gut. Wie heißen Sie denn?"

„Martha, du lieber goldner Wölfi, und hab' dich gekannt, wie du so groß warst."

„Warum sagt sie denn du zu mir?" fragte Wölfi, als er wieder mit den Eltern allein war. „Bei Frau Krieger müssen sie alle Sie sagen und junger Herr Baron."

Nach dem Frühstück wollte sich Wölfi das Haus ansehen. Allein. Doch ließ er sich von Franz führen, als er hörte, er wäre Papas Bursche gewesen.

Als das Ehepaar allein war, suchte Marianne die Eigenmächtigkeit des Kindes vorsichtig zu entschuldigen. Aber Offendorff ließ sie nicht zu Ende sprechen. Unter Tränen lachte er unaufhörlich sein frohestes Kinderlachen, dann faßte er die Hand seiner Frau, zog die Finger an seine Brust und schrie beinahe:

„Mein Weib! Hab' keine Angst, nur diesen Tag des Glücks laß mir ganz. Unser Wölfi! Aber warum hast du mir denn das nicht erzählt? Du hast ja nie ein Wort gesagt, wie groß er geworden ist und wie schön! Dir so ähnlich! Hast du denn das nie bemerkt! So schön, so schön! Ganz wie du und so ein frecher Bengel! Richtig, er ist gekommen! Seit fünf Jahren warte ich darauf und er kommt richtig. Mein Weib! Mein Weib!"

Nach einiger Zeit kam Wölfi zurück, und jetzt sollte er endlich doch erzählen. Hundertmal wurde er von zärtlichen Scheltworten unterbrochen, hundertmal küßte ihn Mama und faßte ihn Papa lachend beim Schopf. Aber schließlich kam der Bericht doch zu Ende.

Er hatte aus den Reden Mamas schon mancherlei aufgeschnappt. Daß man ihn wie ein kleines Baby behandele und ihn nur aus Mißtrauen nicht zu dem guten Papa lasse, weil man ihn für kindisch halte. Gestern aber habe er nach Mamas Abreise alles ganz genau erfahren.

„Frau Krieger hat mit einem Besuch über Papa gesprochen, verstehst du, mit einer andern Mama. Sie hat nicht gewußt, daß ich zuhören kann. Und da habe ich es

ganz genau erfahren, daß mein Papa im Kriege gewesen ist, und daß man ihm dort alle Beine abgeschossen hat, und daß man mich für einen Feigling hält. Daß ich schreien könnte, wenn ich's sehe! Ich bin kein Feigling, ich werde gar nicht schreien. Im Krieg kann einem auch der Kopf abgeschossen werden, und ich würde doch nicht schreien. Und da habe ich gleich zu Kurt gesagt, ich fahre zu Papa. Da hat Kurt gesagt, verstehst du, da mußt du die aus der vierten Klasse fragen. Die fahren schon allein nach Hause, jedesmal. Und die haben auch schon Taschengeld. Da bin ich gleich zu ihnen gegangen. Verstehst du, Papa, da sind Bürgerliche drunter. Aber sie waren sehr nett und haben mir gesagt, wann der Zug geht und wieviel das Billet kostet. Habe keine Angst, Mama. Ich bin erster Klasse gefahren. Wir haben uns eine Verschwörung gemacht im Garten, um die Schaukel herum. Da hat mir Wilhelm Rödiger alles aufgeschrieben. Und sechzehn Mark, verstehst du, hat das Billet gekostet. Ich habe es mir von Frau Krieger ausborgen wollen und ihr sagen, daß ich Spielschulden zu zahlen habe. Wir spielen aber nicht um Geld. Wilhelm Rödiger aber hat gesagt, verstehst du: heimlich. Da ist er selbst zu allen gegangen, die Taschengeld haben, und hat gepumpt, verstehst du. Ich habe geglaubt, ich werde die ganze Nacht nicht schlafen können. Aber wie ein Sack hab ich's. Heute früh wie immer um halb sieben Uhr aus dem Bett, und ich habe schon in die Schule gehen wollen, da kommt Wilhelm Rödiger und erinnert mich an alles. Ich also mit ihm auf der Trambahn nach Dresden und nach dem Böhmischen Bahnhof, und dort hat er sich so gehabt und hat das Billet genommen und sich patzig getan und mir weise Lehren gegeben. Er versteht gar nichts. Weil er zwölf Jahre alt ist! Verstehst du, Papa, bis der Zug abgegangen ist, habe ich Angst gehabt, daß Frau

Krieger kommt oder unser Klassenlehrer! Aber dann! Heidi! So schnell ist er noch nie gefahren, das haben auch die Leute im Kupee alle gesagt. Ich habe ihnen die Geschichte erzählt. Nur nicht von der Verschwörung, und daß es heimlich ist. Und eine sehr schöne alte Dame, so alt wie Mama, aber schwarz, die hat mir versprochen, in Berlin auf mich achtzugeben. Aber verstehst du, wie wir angekommen sind, und so ein dummer Junge ist auf die schöne Frau los und hat sie abgeknutscht, da hab' ich mir gedacht: Wart! und bin ihr fortgelaufen. Wilhelm Rödiger ist ein Esel. Warum hat er nicht an die Droschke gedacht. So viel hätte er auch noch zupumpen können. Aber das hätte ich mir nicht gedacht, daß so ein Berliner Kutscher dich nicht kennt. Bei uns kennen sie dich alle, sogar die aus der ersten Klasse. Aber Papa, du ziepst ja."

Das Fest dauerte fort.

Gegen zwei Uhr kam ein dringliches Telegramm aus Dresden. Frau Krieger meldete, Wölfi sei des Morgens wie gewöhnlich zur Schule aufgebrochen. Jetzt erst erfahre man, das Kind sei nicht in die Schule gefahren, sondern nach dem Bahnhof, um zu Papa zu kommen. Frau Krieger habe überallhin depeschiert und so weiter.

Wieder lachte Ossendorff und schüttelte den Knaben: „Du liederlicher Strick!" Er beruhigte Frau Krieger durch ein Telegramm, beschämt, daß er daran nicht sofort gedacht hatte. Dann setzte er eine ernste Miene auf und wollte dem Knaben sein Unrecht klar machen. Da habe er zum Beispiel die gute Frau Krieger in so große Angst versetzt. Wölfi aber ließ sich nicht irremachen. Er zog wie zum Spaß ein betrübtes Gesichtchen und schrie wieder lustig auf, als Papa nicht wirklich böse sein konnte.

Später nahm Ossendorff mit seinem Söhnchen eine Prüfung vor. Wölfi mußte ihm Deutsch und Französisch

vorlesen, in beiden Sprachen nach Diktat schreiben, ein bißchen rechnen, zeichnen. Endlich sagte Wölfi:

„Nicht wahr, Papa, du verlangst Religion auch nicht so streng. Kurt meint das auch."

Bis nach dem Mittagessen blieb Wölfi munter. Dann schlief er plötzlich ein, den Arm in Mamas Hand, den Kopf auf Papas schwarzer Samtdecke. Behutsam wurde er ins Haus getragen, entkleidet und in Mamas Bett gelegt. Dann kehrte Marianne zu ihrem Mann zurück, und in ruhigem Glück freuten sich beide des tapferen Jungen. Ossendorff sprach zuerst den Wunsch aus, morgen Sonntag sein zu lassen. Rasch wurden Karten an die Stiftstante, Vetter Richard und van Tenius geschrieben, sie sollten zu Tisch kommen.

„Die Tante und Richard haben immer Zeit," sagte Ossendorff, „und van Tenius wird sich wohl uns zuliebe auch freimachen können."

Am nächsten Morgen weckte Wölfi das Haus mit seinem Jubel, als er in Mamas Bett erwachte. Und der Jubel sollte nicht aufhören. Nur einmal flog es wie ein Schatten über die frohen Menschen, als Wölfi mit Mama durch die Stube tollte und plötzlich Papa an der Hand packte und ihn aus seinem Rollstuhl herauszerren wollte.

„Aber, Papa, kannst du denn nicht ein bißchen gehen? Niemals? Ist das aber dumm."

Und noch einmal kurz vor Tisch, als Franz den Major ins Haus rollte und Wölfi im hellen Licht plötzlich die furchtbare Narbe sah.

„Du Papa, das sieht schrecklich aus. Verstehst du, ich bin nicht feige, aber du solltest dir darüber einen Bart wachsen lassen, damit man's nicht sieht."

Die Gäste kamen; immer von neuem wurde Wölfi vorgestellt und die Geschichte seines Durchbrennens zum besten

gegeben, als ob das alles durchaus erfreulich und in Ordnung gewesen wäre. Wölfi behandelte den Vetter Richard gleich wie einen Kameraden.

Mit der Stiftstante stellte er sich bald auf einen humoristischen Fuß. Sie wäre ganz wie eine alte Prinzessin, verstehst du, Papa, auch so furchtbar komisch. Aber er blickte doch nicht ohne Respekt zu ihr auf.

Um van Tenius witterte er herum wie ein junger Pinscher, der einen ganz fremden Hund in die Stube kommen sieht.

„Warum soll ich Onkel zu ihm sagen? Er ist doch kein richtiger Onkel! Warum ist er gekommen? Ich habe ihn aber nicht lieb. Ich will ihn nicht lieb haben!"

Glücklicherweise sprach er sich so offen nur zu Mama aus, die ihn beruhigen konnte.

Bei Tisch führte heute die Stiftstante das große Wort. Sie durfte Familientraditionen berichten, und Wölfi hörte aufmerksam zu, wenn sie von seinen Großeltern erzählte, und von den Eltern des Vetters Richard, und von ihren nächsten Verwandten, die alle Kusins und Kusinen der anderen waren, oder gar Geschwister. Und die alle Ossendorff hießen, und die alle als Obersten oder Generale oder Exzellenzen gestorben waren.

„Sind Sie gar nicht mit uns verwandt?" fragte Wölfi einmal über den Tisch hinüber den Rechtsanwalt. „Warum heißen Sie nicht von Tenius? Warum van? Warum sind Sie ein Rechtsanwalt?"

Ossendorff lachte jedesmal harmlos zu solchen Ausbrüchen des Mißtrauens, und die Stiftstante schien sich über die aristokratischen Gesinnungen des kleinen Junkers eigentlich zu freuen. Marianne war zu heiter, um auf diese Kindereien sonderlich zu achten. Und van Tenius war zu zerstreut, um recht hinzuhören. Ihm gefiel der kecke

Junge, der auch für ihn etwas von dem Zauber der Mutter ausstrahlte. Er beantwortete die frechen Fragen freundlich und gab auch über seinen Namen ernsthafte Auskunft.

Als Wölfi nach Tisch jedem die Hand gab, bemerkte die Stiftstante zuerst eine Narbe in seinem Händchen. Da sie erschreckt nach der Ursache fragte, wurde Wölfi rot und wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus.

„Einer Narbe hat man sich selten zu schämen," sagte Ossendorff, „und Wölfi wird nicht lügen. Wie bist du dazu gekommen, mein Junge?"

Zögernd anfangs, dann lebhaft, aber immer ohne jede Spur von Prahlerei, erzählte Wölfi.

Die aus der vierten Klasse hätten ihn und seinen Freund Kurt immer so geneckt. Die aus der Vierten würden schon Majore sein, wenn die Siebenjährigen noch Leutnants wären. Wölfi und Kurt würden ihnen immer gehorchen müssen.

„Da hat Kurt gesagt, verstehst du, wir wollen wetten, wer von uns zuerst General ist. Und da haben wir mit denen aus der Vierten gewettet. Weißt du, Papa, das macht man immer so. Mit Kügelchen aus Watte und ein bißchen Wachs. Und wenn sie brennen, und wer sie am längsten aushält in der linken Hand, der wird zuerst General."

„Und wer hat am längsten ausgehalten?" fragte Ossendorff mit leiser Stimme.

„Ich natürlich, Papa."

Ossendorff zog den Knaben fast zu stürmisch an sich heran, Marianne schlug die Hände zusammen, und die Stiftstante wollte eben eine alte Familienlegende erzählen, als van Tenius herantrat, Wölfis linke Hand ergriff, die Narbe betrachtete und sagte:

„Ich will dir was sagen, Wölfi, das war von euch allen eine furchtbare Albernheit. Du hättest dich zeitlebens unglücklich machen können."

Eine allgemeine Stille trat ein.

Wölfi ließ seinen Vater los, stellte sich trotzig vor den Rechtsanwalt hin, steckte erst rasch die linke Hand, dann langsam die rechte in die Hosentasche und sagte:

„Sie haben wohl nie so gewettet? Sie verstehen das vielleicht überhaupt nicht. Nicht wahr, Papa, Rechtsanwälte verstehen das nicht?"

„Sei nicht so keck, Wölfi, sonst werde ich böse."

„Du, Papa, böse? Um seinetwegen? Das hat man davon, wenn man nach Hause kommt."

Die Eltern lachten, Wölfi, dem die Tränen nahe waren, ließ sich rasch wieder beruhigen, und das Gespräch nahm seinen ruhigen Fortgang.

Ossendorff schien zwischen dem Rechtsanwalt und dem kleinen Junker vermitteln zu wollen. Er sprach zugleich für die Großen und für Wölfi. Im Mittelalter, da sei nach der Art der damaligen Bewaffnung der stärkste und mutigste Mann auch der beste gewesen. Damals seien auch schon die Kinder an Strapazen und Schmerzen gewöhnt worden. Sie hätten das gelernt, wie heutzutage das Lesen und Schreiben. Darauf hätte so ein Schreiblehrer und Zivilist das Pulver erfunden, und seitdem hätten persönliche Stärke und Tapferkeit viel an Bedeutung verloren. Wölfi werde sich beizeiten daran gewöhnen müssen, Rechtsanwälte, Minister und andere Schreiber etwas respektvoller zu behandeln. Selbst der Kaiser verkehre heutzutage täglich mit Männern, die niemals Blut vergossen hätten, weder fremdes noch eigenes.

Van Tenius hörte schärfer als die andern den gereizten und fast hochmütigen Ton Ossendorffs. Es war, als ob

die Berührung seines Knaben ihn mit einem neuen Standesgefühl erfüllt hätte. Auch Marianne war überrascht und berührte begütigend seinen Arm. Nur Wölfi nahm die Rede seines Vaters wörtlich und blickte erstaunt drein.

„Dann wird Frau Krieger auch beim Kaiser geladen werden," sagte er endlich. „Die schreibt schrecklich schön."

Und wieder beherrschte Wölfis Geplapper die kleine Gesellschaft. Die Stiftstante bemühte sich Ossendorffs demokratische Lehre dadurch wettzumachen, daß sie rasch entschlossen zum Dreißigjährigen Kriege zurückgriff und einen Ossendorff aus dieser Zeit als leuchtendes Vorbild mittelalterlicher Tugenden hinstellte. Der Major wurde wieder ganz vergnügt und fing zu necken an.

„Du mußt nämlich wissen, Wölfi, daß unsere gute Stiftstante alle alten Bücher gelesen hat und über unsere Familie mehr weiß als wir alle. Der Dreißigjährige Krieg hat freilich nicht im Mittelalter stattgefunden, wie du daran sehen kannst, daß unser werter Ahnherr damals schon erschossen wurde und nicht niedergestochen. Und dann ist dieser Ahnherr leider in französischen Diensten erschossen worden. Aber auch das ist gleichgültig. Er war auf alle Fälle ein ganzer Kerl und hätte die brennende Watte vielleicht noch länger ausgehalten als du."

Heute zum ersten Male seit Wochen erwähnte niemand den Mordprozeß, den van Tenius zu führen hatte.

Die drei Gäste fuhren gegen neun Uhr zusammen zur Stadt zurück.

Am Brandenburger Tor trennte man sich in aller Heiterkeit, und die Stiftstante hatte eine ganz besonders feine Nuance, das Adieu für Vetter Richard und den Rechtsanwalt verschieden zu betonen.

Elftes Kapitel

Wölfi mußte die ganze Woche bei den Eltern bleiben; damit man in seiner Schule und Pension den tollen Streich vergesse und den Jungen nicht auch noch mit Ovationen empfange. Wölfi sollte inzwischen Frau Krieger schriftlich um Verzeihung bitten. Das verweigerte er aber entschieden und so störrisch, daß Ossendorff in seinem Glücksgefühl doch einigermaßen gestört wurde.

Auch stellte es sich bald heraus, daß Wölfi mit dem Zustand des Papas unzufrieden war. Das wäre ja sehr hübsch, daß Papa geschossen worden war, für ein paar Stunden. Aber dann sollte Papa nicht so wehleidig sein, sollte mit seinem Jungen jagen und spielen können. Nicht einmal Bäume zum Nesterausnehmen wußte Papa. Und es war doch gerade die Jahreszeit zum Nesterausnehmen.

Als van Tenius am Donnerstag in der Abendzeit wiederkam, hatte Ossendorff eben zum zweitenmal den vergeblichen Versuch gemacht, Wölfi zum Entschuldigungsschreiben zu bewegen. Das Kind wurde hinausgeschickt und die Eltern klagten dem Freunde in halbem Ernst ihre Not. Man hörte heraus, daß der Trotz des Kindes ihnen beiden nicht mißfiel. Van Tenius ließ sich jeden kleinen Zug berichten und sagte endlich mehr zu Marianne gewendet:

„Wollen Sie mir eine Stunde lang Erziehungsrechte über Wölfi schenken? Ich glaube, ich bringe ihn dazu. Man sollte so einen Ungehorsam nicht durchgehen lassen."

Marianne blickte fragend auf ihren Mann, und der sagte:

„Das ist recht. Erziehen Sie mal ein bißchen. Und Ihr Prinzip ist ja ganz aristokratisch. Wird bei Pferden und Hunden streng durchgeführt, auch bei Rassepferden und Rassehunden. Nichts durchgehen lassen. Also zeigen Sie mal Ihre Künste."

Aus der gewohnten wissenschaftlichen Unterhaltung wurde heute doch nichts, und so durfte Wölfi nach einiger Zeit wieder hereinkommen. Van Tenius vermied es, auf den neckenden Ton Ossendorffs einzugehen, und Wölfi fand den Freund seiner Eltern heute ganz nett. Er wurde zutraulicher, und es machte ihm Spaß, den Schaukelstuhl hin und her zu bewegen, in dem van Tenius saß. Zweimal hatte van Tenius sich's verbeten. Dann sagte er streng:

„Laß das, Wölfi, oder du bekommst einen Klaps."

„Du kannst mir gar nichts tun," sagte Wölfi und faßte abermals nach der Stuhllehne. Da hielt van Tenius die linke Hand des Kindes fest und gab ihm ganz ruhig einen Schlag, der nicht sehr wehtun konnte, aber ordentlich klatschte. Marianne fuhr auf, und Ossendorff mußte sich zusammennehmen, um den Freund nicht ernstlich und heftig zur Rede zu stellen. Wölfi stand einen Augenblick sprachlos. Dann wollte er seinen Beleidiger mit geballten Fäusten angreifen. Ruhig hielt van Tenius das Kind bei beiden Fäusten, mußte aber doch aufstehen, um sich seiner zu erwehren. So wütend war Wölfi geworden.

„Papa, Mama!" schrie er und seine Augen funkelten. „Der Mann hat mich geschlagen. Komm mir doch zu Hilfe, Papa! So steh doch endlich auf. Wir müssen ihn niederschlagen."

Als Wölfi sah, daß er gegen den Rechtsanwalt bei Papa und Mama nicht verteidigt wurde, rief er noch einigemal

nach Franz und warf sich endlich schluchzend und schreiend auf den Teppich nieder.

„Ich erinnere Sie an Ihr Versprechen," sagte van Tenius leise zu Ossendorff.

„Es ist eine starke Probe für unsere Freundschaft," erwiderte Ossendorff. Marianne versuchte umsonst, das Kind zu beruhigen.

Van Tenius setzte sich wieder in den Schaukelstuhl.

„So, Wölfi, jetzt wirst du gelernt haben, daß man gehorchen muß. Ich bin ein alter Freund deiner Eltern und habe das Recht, dich zu strafen."

„So beruhige dich doch, mein Kind," flüsterte Marianne. „Du bist unartig gewesen. Der Schmerz wird schon vorübergehen."

„Es hat gar nicht wehgetan. Er kann gar nicht schlagen. Er hat gar keine Kraft. Aber ich lasse mich nicht schlagen. Von keinem Menschen! Abbitten muß er, oder ich schlage ihn wieder!"

„So," sagte Ossendorff, „und du hast die gute Frau Krieger in große Sorge versetzt, daß sie einige Stunden lang um dich geweint hat. Und du willst nicht abbitten, trotzdem sie dir gar nichts getan hat."

„Ich lasse mich nicht schlagen!"

„Ich will dir was sagen, Wölfi. Vielleicht hast du von mir nur einen Verweis verdient und noch keinen Schlag. Ich will deinen Papa fragen. Und wenn es ihm recht ist, bitte ich dich um Entschuldigung. Aber nicht früher, als bis du selbst Frau Krieger um Entschuldigung gebeten hast."

Wölfi sprang vom Boden auf und ordnete seinen Matrosenanzug. Einen fast humoristischen Blick des Einverständnisses warf er auf den Rechtsanwalt, dann stürzte er in Mamas Zimmer. Ossendorff lobte mit seiner ironischen

Stimme die Pädagogik des Rechtsanwalts, fügte aber nicht ohne Schärfe hinzu, er werde ihm künftig niemals wieder etwas von seinen Erziehungsrechten abtreten. Niemals!

„Sie verstehen das nicht ganz, lieber Freund. Der Schaden ist für dieses Mal nicht groß. Aber ich möchte nicht, daß Wölfi später als Offizier an diesen Klaps erinnert würde."

Van Tenius verteidigte sein Vorgehen ganz unpersönlich und stellte nur so zwischendurch die Frage, ob ein Leutnant denn nicht gehorchen müsse, und ob denn Wölfi ganz unabänderlich der Kriegerkaste angehöre.

Jetzt kam Wölfi wieder und brachte mit triumphierendem Gesicht ein Blatt Papier herein. Er legte es dem Rechtsanwalt vor. Der las:

„Liebe Frau Krieger! Ich Bitte si also um Entschuldigung. In treuer Liebe Ihr Wolfgang Freiherr von Ossendorff."

„Schön, Wölfi, nur möchte ich dir raten, „bitte" klein zu schreiben und dafür „Sie" groß und mit ie. Das sieht besser aus. Und jetzt zu uns beiden. Hast du denn wirklich nicht ein bißchen Strafe verdient?"

„Ja, aber schlagen lasse ich mich nicht."

„Dann werde ich dich nie wieder schlagen. Du wirst aber nicht mehr so unartig gegen mich sein. Ist's so recht? Bist du also zufrieden? Dann gib mir die Hand, und wir sind wieder gute Freunde. Ein guter Freund kann dir mal einen Klaps geben."

Wölfi blickte sich nach seinen Eltern um. Ossendorff schaute mit starrem Gesicht drein. Mama aber nickte dem Knaben aufmunternd zu. Da reichte Wölfi dem Rechtsanwalt die Hand und sagte mit gutem, offenem Ausdruck:

„Meinetwegen, so wollen wir gute Freunde sein. Aber schlagen darfst du mich dann erst recht nicht."

Der Brief an Frau Krieger wurde noch einmal geschrieben und dann wirklich abgeschickt. Marianne liebkoste das Kind, Ossendorff blieb den ganzen Abend schweigsam.

Am Montag früh sollte Wölfi von Marianne nach Dresden zurückgebracht werden. Am Sonntag waren die Freunde wieder bei Ossendorffs versammelt, und Wölfi zu Ehren gab es seine Lieblingsspeisen und tüchtig was zu naschen. Ossendorff verbarg seine Erregung hinter einer ungewohnten Streitlust. Van Tenius schien heute immer unrecht zu haben, und schließlich spottete Ossendorff über die Meinung, der Pole wäre in der Tat unschuldig. Ein Rechtsanwalt müsse natürlich immer die Partei des Klienten nehmen. Aber was da heute die Zeitung als Sonntagsneuigkeit aufgetischt habe, das sei doch nicht ernst zu nehmen.

Die Stiftstante wurde neugierig. Sie habe heute noch keine rechte Zeit gehabt und ihr Morgenblatt nur so überflogen; Wolfgang solle ihr doch die Geschichte noch einmal erzählen.

Ossendorff war heute ungewöhnlich galant gegen die Stiftstante. Er ließ die Zeitung holen und sagte nach einigen Bemerkungen, die sich wieder mit scheinbar harmlosem Spott gegen den Rechtsanwalt richteten:

„Es ist als Stilleistung wieder recht erfreulich. Hört mal zu. Sie, Rechtsanwalt, kennen es natürlich schon! . . . Der Mörder von Westend wird seine Strafe nicht so schnell erleiden, wie es das Sicherheitsgefühl unserer Stadt und die höhere Rechtsordnung wohl verlangt hätte. Die gegenwärtige, an interessanten und sensationellen Zwischenfällen so reiche Schwurgerichtsperiode wird vorübergehen, ohne daß der entmenschte Verbrecher vor den Schranken der Frau Justitia erscheinen wird. Der Verteidigung ist es gelungen, eine nebensächliche Angabe des Elenden in den Vordergrund der Untersuchung zu rücken und den

Prozeß solchergestalt in das Unendliche hinauszuschieben. Die Voruntersuchung wird wahrscheinlich erst im Herbst abgeschlossen sein. Wie wir unsern Lesern zuerst zu melden in der Lage waren, hat Twardki behauptet, das goldene Uehrchen seines Opfers, des trotz aller seiner Fehler bedauernswürdigen Zerpen, nicht geraubt oder dem Ermordeten abgenommen, sondern es auf der Straße bei Friedenau gefunden zu haben. Nachher soll ihm der goldene Zeitmesser mit den Initialen S. B. von dem großen Unbekannten geschenkt worden sein. Der große Unbekannte, zu diesem Geständnis ließ sich der abgefeimte Verbrecher später doch herbei, wäre eine Frauensperson, mit welcher Twardki Beziehungen unterhielt, wie sie in solchen Kreisen wohl an der Tagesordnung sind. Nun hat die Verteidigung, die sich in der bewährten Hand des bekannten Rechtsanwalt van Tenius befindet, Entlastungszeugen herbeigeschafft, die freilich den Mörder nicht zu retten vermögen, die es aber doch wahrscheinlich machen, daß die Tat nicht von ihm allein ausgeführt worden sein dürfte. Cherchez la femme! Die alte Wahrheit scheint sich wieder zu bestätigen. Der Pole hat sich halbe und ganze Nächte lang mit einem sicherlich nicht auf der Höhe der Moral stehenden Geschöpfe herumgetrieben. Für den Untersuchungsrichter besteht kein Zweifel darüber, daß jene Person irgendwie an der Untat mitschuldig ist. Aber viel wird das dem heimtückischen Buben nicht helfen, und wir werden im Oktober voraussichtlich anstatt eines Angeklagten deren zwei auf der Anklagebank sitzen sehen. Mit unermüdlicher Umsicht wird die Untersuchung weiter geführt, und die Behörden sind jener unweiblichen Frauensperson bereits auf der Spur.'"

„Es ist nicht zu glauben," sagte die Stiftstante. „Wenn man nun in Friedenau wohnte, wo es doch sonst ganz gut

sein soll, und das Dienstmädchen wäre auch so verlogen, wie sie alle sind, man wäre ja seines Lebens nicht sicher."

„Liebe Tante," sagte Vetter Richard, „die Person ist gewiß inzwischen nach Berlin übergesiedelt. Da kommen sie alle hin. Du brauchst vor Friedenau keine Angst zu haben."

„Und Sie glauben immer noch an die Unschuld des Polen, Rechtsanwalt?" rief Ossendorff.

„Unbedingt," sagte van Tenius. Und er entwickelte seine Ansicht. Der Pole sei durch ihn so vollständig über den Ausgang des Prozesses beruhigt worden, daß er in seiner behaglichen Untersuchungshaft an den schlimmen Ausgang gar nicht denke und daher den Mut nehme, den Namen seiner Freundin zu verschweigen.

„Daß solche Leute noch galant sind!" sagte die Stiftstante. „Können denn Mörder verliebt sein?"

„Sehr," erwiderte Ossendorff ernsthaft. „Und ich bin davon überzeugt, daß unser Freund, der Rechtsanwalt, von tiefem Mitgefühl erfüllt für die ritterliche Liebe des Polen, eine unerhörte platonische Liebe wahrscheinlich, ernsthaft an seine Unschuld glaubt. Rechtsanwälte und Angeklagte sind immer unschuldig. Also die Person unseres Freundes aus dem Spiel gelassen, meine ich doch, daß unsere Rechtspflege seltsame Gewohnheiten hat. Sie gestattet jedem Mörder und Betrüger, sich für sein erbeutetes Geld einen rechtskundigen Mann zu kaufen, der dann das eifrigste Bestreben haben muß, die anständige Herkunft dieses Geldes nachzuweisen. Ich sehe, ich verfalle täglich mehr meinen reaktionären Neigungen. Da ging es aber wirklich im Mittelalter verhältnismäßig ehrlicher zu, im Dreißigjährigen Kriege meine ich, Tante. Da zog der Soldat oder der Oberst in den Krieg, um Beute zu machen. Hatte der

Soldat oder der Oberst so viel Menschen erschlagen und so viel Häuser angezündet, daß er sich ein Gütchen leisten konnte, so brauchte er nicht erst einen Rechtsanwalt, um sich für honorig erklären zu lassen. Die allgemeine Rechtsanschauung besorgte das umsonst. Wenn du in den Krieg ziehst, Wölfi, wirst du es nicht mehr so gut haben. Heutzutage müßte jeder Leutnant sich einen Rechtsbeistand mitnehmen oder selbst ein bißchen die verdammten Gesetze studieren, um aus dem Kriege wieder mit heiler Ehre nach Hause zu kommen. Eine heile Haut ist nicht nötig. Die zerrissene Haut flickt der Staat mit eisernen Kreuzstichen. Aber wehe dem Soldaten, der ein Huhn stiehlt, weil er nicht verhungern will, oder eine Decke, weil er nicht erfrieren will. Der Rechtsanwalt degradiert ihn oder läßt ihn erschießen. Der Rechtsanwalt steht über dem General. Der Rechtsanwalt regiert die Welt mit Tinte und Feder. Du mußt darum Achtung haben vor dem Rechtsanwalt, mein lieber Wölfi, und mußt dir manches von ihm gefallen lassen."

Alle schwiegen. Wölfi blickte den Rechtsanwalt groß an, steckte eine Dattel in den Mund, nahm den Kern heraus und zielte damit lustig nach der Stiftstante, die erschreckt die Hand vors Gesicht hielt. Dann sagte er:

„Gefallen lassen tue ich mir nichts mehr. Aber warum trägt er denn keine Uniform?"

Van Tenius kam Ossendorff mit einer Antwort zuvor. Ernsthaft und warnend sagte er:

„Du hast deinen Papa nicht ganz verstanden, Wölfi. Er hat ein bißchen Spaß gemacht. Aber lauter Spaß war es nicht. Eine Uniform tragen wir schon, wenn wir im Dienst sind. Keine so lustige, wie die Offiziere, eine schwarze Uniform. Der Kaiser aber läßt uns die Uniform tragen wie die Offiziere. Und es gibt gute und schlechte

Richter und Rechtsanwälte, wie es gute und schlechte Offiziere gibt."

Die Stiftstante hatte Lust, das peinliche Gespräch fortzusetzen. Aber Vetter Richard kam der verwirrten Hausfrau zu Hilfe. Sie werde morgen in Dresden gewiß nicht versäumen, ihr Fräulein Schwester zu besuchen.

Ossendorff merkte zuerst, daß der Vetter aus einer vagen Aehnlichkeit mit der Sixtina ein Kompliment drechseln wollte, und die Heiterkeit war rasch wiederhergestellt. Man blieb noch einige Stunden beisammen, und Wölfi wurde schließlich in allen Tonarten mit seiner Rückreise geneckt. Jeder von den Gästen gab dem Knaben vor der Trennung gute Lehren mit auf den Weg. Vetter Richard sagte ihm, daß nicht jeder Deserteur einen Transporteur mitbekomme wie Wölfis Mama. Van Tenius ließ den Zwölfjährigen sagen, daß sie dumme Jungen wären. Die Stiftstante warnte das Kind vor leichtsinnigem Schuldenmachen. Im Notfalle aber solle sich Wölfi die Adresse der alten Tante merken, die zwar keine Reichtümer besäße, aber für einen Spitzbuben von Leutnant immer was auf der hohen Kante liegen hätte.

Dann blieben die Eltern mit Wölfi wieder allein, und Ossendorff nahm mit überströmendem Gefühl vom Kinde Besitz, als ob man es ihm bisher streitig gemacht hätte. Er wollte es nicht sehen, daß Wölfi von ihm hinweg immer zur Mama strebte, daß es ihm schwer wurde, neben dem Krankenstuhl des Vaters auszuhalten, daß er für seine ernsten Mahnungen kein Ohr hatte. Marianne hielt sich dicht zu Wölfi, damit er so bei Papa blieb. Aber Ossendorff schickte sie da- und dorthin, wie um seinen Sohn auf die Probe zu stellen. Und seine Stimme zitterte, wenn Wölfi der Mama mit den Augen folgte und ihm zerstreute Antworten gab.

Endlich erinnerte Marianne daran, daß es für das Kind Zeit wäre, schlafen zu gehen. Sie schlang den Arm um Wölfis Leib und schickte sich an ihn fortzuführen, in ihr Zimmer, wo er die Woche lang auf dem Sofa geschlafen hatte, neben ihrem Bett. Noch einmal hielt Ossendorff das Kind zurück, das nun schon mit müden Augen von ihm weg begehrte.

„Morgen früh, mein lieber Wölfi, werden wir nicht viel mehr miteinander reden können. Und was ich dir jetzt sage, das hörst du kaum mehr. Aber du bist ein braver Junge, und wenn ich dich darum bitte, wirst du dir die Worte merken und dich später einmal oftmals an sie erinnern. Frau Krieger wird dich ausschelten, und sie muß es tun. Wir, Mama und ich, hätten dich ausschelten sollen. Und der Herr Rechtsanwalt hat dich mit Recht gestraft. Aber ich will dir was sagen, mein Junge. Wenn du wieder einmal in deinem Leben etwas tun willst, was du für das Richtige und einzig Mögliche hältst, so stelle dir alle Strafen vor, die folgen werden, stelle dir die Strafen deutlich vor, und wenn du dann noch mußt, so tu's und kümmere dich nicht um Eltern und Tanten und Rechtsanwälte. Du willst Offizier werden, dazu gehört Mut. Und Mut ist, wenn man ruhig tut, was man tun muß."

„Laß ihn, Wolfgang. Du siehst, er ist müde. Er hört nicht mehr zu."

„Und das freut dich wohl, daß er mich nicht mehr versteht. Gute Nacht, mein Junge. Schlaf wohl. Steh gesund auf. Gute Nacht, Wölfi."

„Gute Nacht, Papa! Du gehst auch gleich schlafen, Mama?"

Marianne blieb neben dem Sohne sitzen, bis er eingeschlafen war. Dann ließ sie nur eilig ihr Köfferchen packen, gab einige Anordnungen für den nächsten Tag und zog sich

bald in ihr Zimmer zurück. Sie fürchtete sich heute mit Offendorff allein zu bleiben.

Sie konnte lange nicht einschlafen. Jedes Wort, das van Tenius gesprochen hatte, rief sie sich ins Gedächtnis zurück und legte sich's zurecht und dachte über einen geheimen Sinn nach und vermißte traurig die gewohnten persönlichen Wendungen. Sie weinte ein bißchen, dann machte sie Licht, betrachtete lächelnd das schlafende Kind, löschte die Kerze wieder aus und schlief endlich ein. Träume beunruhigten sie. Schattenhafte Ungestalten beängstigten sie, Riesen ohne Köpfe, Einarme. Und dann saß sie neben Wölfi ganz behaglich in den Zweigen eines alten Birnbaums, des alten Birnbaums im elterlichen Garten von Koblenz. Wölfi zeigte mit den Fingerchen nach einem Meisennest, und unten am Baum hielt van Tenius Wache, ein zwanzigjähriger Jüngling, wie er damals in Koblenz die Nibelungen mit ihr gelesen hatte. Und der Wind sauste stoßweise durch die Blätter, mit ganz regelmäßigen Stößen, fast als ob der Wind schwer geatmet hätte. Immer stärker und stöhnender wurde der Atem des Windes, der alte Birnbaum zitterte, trotzdem van Tenius ihn festhielt. Wölfi weinte und schrie ihren Namen. Marianne wachte auf.

Noch eine Weile hörte sie das stoßweise Sausen des Windes. Dann plötzlich unterschied sie deutlich das schwere Atmen eines Menschen. Wölfi? Nein, unmöglich. Erschreckt stützte sie sich auf und rief mit ängstlicher Stimme:

„Wer ist da?"

„Ich bin's, Anna Maria. Fürchte dich nicht."

Marianne erkannte die Stimme ihres Mannes, streckte sich auf den Tod entsetzt lang aus und zog die Decke bis zum Halse hinauf.

„Fürchte dich nicht, Anna Maria. Es ist finster, und ich sehe dich ja nicht. Und Wölfi ist bei dir. Wenn du ihn um Hilfe rufst, so wird er eher seinen Vater niederwerfen, unser Junker Georg, als daß er dir ein Leid geschehen ließe. Fürchte dich nicht. Du kennst mich ja. Ich bin ein wohlerzogener Mann."

Schwer, jammervoll schwer tönte ein Seufzer vom Türpfosten.

„Wie bist du . . ."

„Fürchte dich nicht. Ich kann mich ja bewegen. Wie die Katzen im Dunkeln. Ich kann es ganz gut. Ich gehe oft des Nachts spazieren. Ihr wißt es nur nicht. Es ist ein rechtes Vergnügen. Ich habe dich noch nie besucht auf diesem Spaziergang. Nur heute wollte ich dir was sagen, was nicht bis morgen Zeit hat. Denn man kann nie wissen, wann der große Artillerist Feuer kommandiert. Fürchte dich nicht. Ich wollte dir nur sagen, daß ich nur noch einen einzigen Wunsch habe. Einen einzigen letzten Willen. Ich habe zum erstenmal gesehen, wie er ist, Wölfi. Still. Wir wollen ihn nicht wecken. Du weißt, ich habe kein Vorurteil. Und ich bitte dich um Verzeihung, weil ich heute gereizt war. Aber Wölfi, nun ja, es ist ein anderes Blut. Nicht, daß er von Adel ist. Du weißt ja. Aber Heldenblut ist in ihm. Ein Heldenmensch wird er sein wollen, sein eigener Herr, sein eigener Erzieher, ein Heldenmensch, so wie sie wohl wild wachsen. Wie ein Rassehund, der nur gut ist, wenn man ihn nicht zum Ziehhund macht. Also ja, meinetwegen kein Held, ein Rassemensch ist mein Sohn, und es ist mein letzter Wille, daß er, wenn ich tot bin . . . Anna Maria, dieses Mal werde ich's zu Ende sprechen. Wenn ich tot bin, soll kein Feigling sein Herr und Vormund werden, kein Handelsmann, kein Ziehhund, kein Philister. Lieber soll er in die Hände von Zigeunern

und Mördern fallen und dort frei aufwachsen, frei von allem, als daß mein Wölfi geschlagen würde wie ein Ziehhund, wie ein Lehrling. Anna Maria, versprichst du mir, meinen letzten Willen zu erfüllen? Du verstehst mich doch?"

Die Uhr im Speisezimmer schlug die zweite Stunde. Dann war es wieder still im Schlafgemach. Marianne unterschied deutlich die ruhigen Atemzüge des Kindes, das schwere Atmen Ossendorffs und das leise Geräusch, wie seine Hand jetzt über die Tapete hinfuhr. Ohne zu denken, in furchtbarer Angst, sagte sie flüsternd:

„Ich verspreche es dir, Wolfgang."

„Ich danke dir. Ich möchte Wölfi noch schlafen sehen. Nein, mache nicht Licht. Dazu habe ich ja kein Recht. Meine Augen sind gesund!"

Wieder wurde alles still. Dann seufzte Ossendorff aus tiefer Seele schmerzlich auf.

„Anna Maria!"

Sie machte Licht. Sie schloß halb die Augen. Ossendorff hielt eine Jagdflinte beim Kolben unter dem linken Armstumpf. So tappte er sich noch einen Schritt vor, bis er das Köpfchen des schlafenden Kindes deutlich wahrnehmen konnte. Lange stand er so, dann warf er einen raschen Blick nach dem Bett seiner Frau und sagte heiser:

„Lösch aus!"

Marianne gehorchte und lauschte noch lange dem Schleichen und Schlurfen und Stapfen und schrak jedesmal zusammen, wenn der eiserne Lauf dumpf auf den Teppich aufstieß.

Am Morgen fuhr Marianne, die bleich und übernächtig aussah, allein mit dem Kinde nach Berlin zum Anhalter Bahnhof. Sie konnte kaum die Selbstbeherrschung finden, mit ein paar kurzen Antworten am Geplauder Wölfis

teilzunehmen. Ihr war der Weg und das Treiben am Bahnhof so geläufig, daß sie ohne jedes frauenhafte Zögern die Karten löste, das Gepäck aufgab und gute Plätze aussuchte. Müde saß sie da und mußte doch lächeln, als Wölfi sie fragte, warum sie zweiter Klasse fahre. Er werde immer erster Klasse fahren. Wilhelm Rödiger auch.

Wenige Minuten vor Abgang des Zuges erschien van Tenius auf dem Bahnsteig. Er grüßte zuerst von fern, als ob er die Erlaubnis erbitten wollte, näher zu kommen. Wölfi erblickte ihn zuerst.

„Das ist reizend, Mama. Onkel Rechtsanwalt ist da. Er soll auch mitfahren."

Marianne nickte dem Freund traurig lächelnd zu. Er kam heran und reichte ihr die Hand.

„Ich habe Ihnen doch Lebewohl sagen wollen."

„Du fährst doch mit?"

„Nein, Wölfi, ich habe hier zu tun."

„Mama, so ein großer Mensch und hat zu tun. Aber weißt du was, Onkel, eigentlich habe ich dich lieb, auf Ehre."

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, und van Tenius blieb bewegt zurück. Aus dem Wagenfenster winkte noch lange Marianne mit der Hand und schwenkte noch länger Wölfi seinen Matrosenhut.

Zwölftes Kapitel

Nach Mariannens Rückkehr gab Ossendorff sich sichtlich Mühe, sie und ihren Freund den letzten Sonntag vergessen zu lassen. Für seine Frau hatte er in ihrer Abwesenheit ein Sommerkleid von leichter hellbrauner Seide bei ihrer Schneiderin bestellt und selbst den Stoff ausgesucht. Den Rechtsanwalt empfing er am nächsten Donnerstag mit einem herzlichen Händedruck und mit einer spöttischen Bitte um Verzeihung.

„Ich werde artig sein. Nicht wieder tun!" sagte er, als sie allein waren.

Dann ging er frisch und mit jünglinghaftem Eifer an das gemeinsame Studium. Van Tenius hatte vielerlei vorzulegen; die Statistik des Arbeiterelends fing an, sich für ihn in großen Zügen zu gestalten. Ossendorff und van Tenius verabredeten nun noch einen zweiten Tag in der Woche, und auch der wollte kaum für die Arbeit reichen.

Ossendorff fing an sich egoistisch zu nennen, weil er so ganz ohne Gegengabe sich des Freundes Studien zueigen machte. Die paar Auszüge, die er selbst anfertigte, seien gar nicht der Rede wert.

„Sie wissen sehr wohl," sagte van Tenius einmal gegen Ende Mai, als er am späten Abend neben Ossendorff saß und Marianne, die sich nicht ganz wohl fühlte, auf dem Sofa ausgestreckt lag, die Finger der rechten Hand in das volle blonde Haar gedrückt, eine hellbraune Wolldecke über die Füße gebreitet — draußen wütete ein tolles Gewitter und der Donner rollte und knatterte ununterbrochen hin und

her – „Sie wissen ja wohl, lieber Freund, daß auch unsere Freundschaft auf gegenseitigem Nutzen beruht. Sie lernen von mir mancherlei, da Ihnen die juristische, ich möchte sagen die abstrahierende Vorbildung fehlt, und ich ordne hier mit Ihnen meinen Stoff und meine Gedanken besser und schneller, als ich es in meiner möblierten Stube tun könnte."

„Läßt sich die gefährliche Nichte immer noch so oft sehen?" fragte Marianne herüber und lächelte müde.

„Sie ist entweder verschwunden, gnädige Frau, oder ich bin zu zerstreut gewesen, um sie zu bemerken. Wahrhaftig, seine eigentliche Gestalt wird mein Buch in unsern Unterredungen bekommen. Ohne Schmeichelei, Sie sind mein bestes Publikum, sowohl durch Ihr leidenschaftliches Interesse wie durch Ihre skeptischen Fragen, und so zwingen Sie mich bis zur letzten Ehrlichkeit gegen mich selbst."

„Das ist vortrefflich!" sagte Ossendorff mit seiner gewohnten freien Selbstironie. „Dann haben wir beide ja einen Vorteil von den Berufskrankheiten und Betriebsunfällen der Arbeiter. Das ist die Hauptsache."

Van Tenius blickte den Major ernsthaft und herausfordernd an. Sein Mund verzog sich zu seinem bösen Lächeln, und die Stirn krauste sich.

„Ich fühle mich nicht getroffen," sagte er. „Ich bilde mir wenigstens ein, daß meine Arbeit die Bewegung zugunsten der Besitzlosen unterstützen wird. Und wenn Sie bloß zu Ihrem Privatvermögen, und um Gefährten im Unglück zu haben, sich mit derlei Dingen befassen . . ."

„Van Tenius!"

„Na ja, so etwas haben Sie ja eben gesagt. Aber wenn Sie wollen, Geld kann ich für die Sache schon brauchen."

Ossendorff wandte leise den Kopf, und Marianne stützte sich überrascht auf. Mit einer Art von Bettelstolz hatte van Tenius es bisher vermieden, den Reichtum seiner Freunde

auch nur für seine Armen dienstpflichtig zu machen. Ossendorff und Marianne, jeder freute sich anders darüber, daß der Freund zum erstenmal etwas zu fordern schien. Jetzt erst fiel es beiden auf, daß van Tenius vor vierzehn Tagen ein Geschenk für die Familie seines Polen angenommen hatte.

„Was können Sie brauchen?" fragte Ossendorff. „Sie wissen, Worte sind überflüssig. Wir sind Statistiker. Ziffern genügen. Was können Sie brauchen?"

„Für Deutschland allein einige Milliarden," sagte van Tenius melancholisch. „Aber so viel verlange ich nicht. Ich habe mir jüngst Berichte erbeten aus dem Harz und aus Thüringen. Beidemal schrieben mir Schullehrer. In dem einen Fall hätte die Krankenkasse von Griffelarbeitern gern so viel aufgewendet, um für die Kranken Brot zu kaufen. Im andern Fall handelt es sich um eine gräßliche Geschichte in der Spiegelfabrikation. Wissen Sie, gnädige Frau, die statistischen Ziffern sind artig, sie sehen hübsch aus. Wenn ein Statistiker aber etwas Phantasie und Kenntnis des wirklichen Lebens hat, so sieht es hinter den Ziffern traurig aus. Ich schäme mich so oft vor meinen Korrespondenten. Sie verlangen Brot, und ich kann ihnen nur Broschüren geben. Die beiden Begleitschreiben der Schullehrer sind aus den letzten vier Wochen. Es wiederholt sich aber oft, und ich kann eben nur ab und zu einen Bettel geben. Es ist eine Schmach, daß meine Korrespondenten den Bettel auch noch annehmen."

Eine lange Pause folgte. Marianne streifte die Decke von ihren Füßen und erhob sich langsam. Sie war blaß, aber ihre Augen leuchteten froh.

„Kurz und gut," sagte endlich Ossendorff. „Wollen Sie, van Tenius? Ich stelle Ihnen für die Nebenausgaben bei unseren statistischen Arbeiten entweder ein Kapital zur Verfügung oder seine ungefähren Zinsen. Wie gesagt, nach

Ihrer Wahl. Also ... lassen Sie mich nur einen Augenblick überlegen. Du bist wohl einverstanden, Marianne? Also ... entweder achtzigtausend Mark, die ich wo Sie wollen und vollständig zu Ihrer Verfügung deponiere, oder jährlich ... ja wie denn? Na, etwas kann ich noch zulegen, also, oder dreitausendfünfhundert Mark jährlich, über die Sie, wann Sie wollen und wie Sie wollen, verfügen."

Marianne beugte sich nieder und küßte ihren Mann auf die Stirn. Der schloß nervös die Augen.

„Nicht wahr, mein Kind, es ist dir recht?"

Van Tenius räusperte sich, und der Zug um seinen Mund wurde noch härter.

„Es ist nicht viel, aber es ist gut, daß Sie das tun."

„Na, wissen Sie, van Tenius ..."

„Soll ich etwa einen Toast auf Sie ausbringen?"

Marianne hob die Hand wie abwehrend gegen den Freund auf.

„Es ist ja wahr," sagte Ossendorff. „Wenn du die Ziffern verstehen würdest wie wir ... aber Grobheiten habe ich doch nicht gerade verdient."

„Also ich nehme die Schenkung an und bitte, das Kapital zu deponieren. Es ist für die armen Leute sicherer, die ich hier vertrete."

„Wir wollen's gleich morgen in Ordnung bringen," sagte Ossendorff.

Nun stand aber van Tenius doch erregt auf, und man hörte ihm die Freude an, die er empfand. Nur in kleinen Kreisen, die zufällig an ihn herantraten, wollte er Gutes tun, da aber aus dem Vollen. Jährlich ein Dutzend Existenzen retten. Ein paarmal den Sprungstab hinreichen über einen Abgrund. Ein paarmal einem Familienvater den Strick abkaufen, mit dem er der Sache ein Ende machen wollte. Ein paarmal ein Kind vor irgendeiner Form des Hungertodes retten.

Es kam langsam wie ein Rausch über die drei Freunde. Sie sprachen nicht mehr von dem Gelde und seinen Wirkungen. Sie sprachen von dem niederprasselnden Gewitterregen und vom Pflaster, vom Sommer und von der Stiftstante. Aber sie waren nahe aneinander gerückt und blickten einander fröhlich an. Und als van Tenius endlich nach Hause ging, hielt er lange die Hand Mariannens in der seinen und noch länger die Hand des Majors.

Seit seiner Jugend erinnerte er sich nicht, so glückliche Stunden verlebt zu haben. Auf einmal war er reich geworden. Wer so viel für die Armen übrig hatte, war reich. Doch als er die Treppen zu seiner Wohnung hinaufstieg, war es wieder vorbei mit dem Rausch. Van Tenius trat langsam ein und übersah mit einem kalten Blick die Bücher und Notizen auf seinem Schreibtisch, und er sah vor sich einen unübersteigbaren Berg von Jammer, aus dem er jetzt mit Hilfe des goldenen Werkzeugs ein paar Steinchen losbröckeln konnte.

Mißmutig schob er seine Hefte und die Fachzeitschriften beiseite. Er hatte heute genug gearbeitet. Er hatte einen Sack voll Geld geschafft. Sein ganzes Leben trug den Arbeitern vielleicht nicht noch einmal ein so großes Almosen ein. Heute durfte er ruhen. Und er langte vom Schreibtisch herunter einen Band von Schopenhauers kleinen Schriften. Er kannte die Aufsätze, in denen die Menschenverachtung am lautesten sprach und am schrillsten lachte. Nach getaner Arbeit durfte er sich das gönnen, sich wollüstig hineinzuwühlen in diese erlösenden Träume eines Menschenkenners. Und während van Tenius sonst kerzengerade wie in einer Amtsstube bei seiner Arbeit am Schreibtisch saß, stellte er jetzt die Lampe auf das Sofatischchen und legte sich zu seiner philosophischen Lektüre gemächlich hin, wie ein verlangendes Weib mit dem neuesten Roman sich faulenzend ausstreckt. Aber er ließ das Buch zuerst wieder sinken. Er mußte an Twardki denken.

Der verdammte Pole war's, der hatte ihn so weit gebracht, daß er sein Mördergewissen mit philosophischen Phantasien betäubte. Wie eine heilige Pflicht hatte der Rechtsanwalt die Aufgabe übernommen, dem unschuldig Angeklagten Genugtuung zu schaffen und ihm einstweilen sein hartes Schicksal zu erleichtern.

Twardki aber war schlecht geeignet, in seinem Verteidiger Gefühle des Mitleids zu nähren oder gar das entlaufene Gewissen herbeizurufen. Twardki fühlte sich von Tag zu Tag und von Woche zu Woche wohler in der Untersuchungshaft. Förmlich dick wurde der Kerl. Von Zeit zu Zeit machte er sich das Vergnügen, sich von seinem gnädigen Herrn Advokaten die Versicherung geben zu lassen, er würde nicht verurteilt werden. Dann erbettelte oder erbat er sich eine kleine Zulage. Nicht zum Zweck der Selbstbeköstigung. Das fiel ihm gar nicht ein. So gute Mahlzeiten hatte er lange nicht gehalten. Nur zu kleinen Extraausgaben. Hoho! Seine Frau kriegte eine Menge Geld, ihm ging's gut: das war doch eine gnädige Fügung der Vorsehung gewesen, daß gerade er die goldene Uhr gefunden hatte. Und jetzt erst recht nicht, jetzt nannte er seine Freundin aus Friedenau erst recht nicht. Gerade nicht. Solange man die nicht hatte, solange nahm die Haft kein Ende. Und das hieße doch Gottes Vorsehung kränken und die liebe Gottesgabe fortwerfen, wenn man freiwillig die Geschichte beschleunigte. Twardki war mit seinem Advokaten überaus zufrieden.

Van Tenius aber fand in dem unschuldig Angeklagten nicht einen Schimmer von Stolz, von Rechtsbewußtsein, von Empörung gegen ein Unrecht, von Gefühl der Schande über seine Haft, nichts, gar nichts, als täglich das tierische Gefühl der Sättigung, wenn er den Trog geleert hatte. Und van Tenius ertappte sich schon seit Wochen auf dem fremden Gedanken: Wäre es denn der Rede wert, so ein Geschöpf

lebenslänglich beim Trog vegetieren zu lassen, ihn unschuldig verurteilen zu lassen statt seiner selbst? Ueber gewöhnliche Skrupel war er ja einmal hinaus. Um eines gestörten Händedrucks willen oder um so etwas Aehnliches hatte er das giftige Insekt zertreten müssen, den Zerpen. Machte es denn gar so viel aus, wenn er nun auch noch, seiner Bequemlichkeit wegen, das zahme Insekt zertrat, den Polen?

Van Tenius wußte, daß das nur so Gedankenspielereien waren, nicht sein ernsthafter Wille. Aber seit Wochen suchte er in seinen einsamsten Stunden die Gesellschaft der großen Menschenverächter, der Ausnahmsmenschen, der Uebermenschen, der Helden, deren Wille stark genug war, Menschen zu verbrauchen, wie ein Wiederkäuer Pflanzen verbraucht oder eine Maschine Kohlen. Es war zum Lachen, daß der Arbeiteranwalt neben seinen volksfreundlichen Studien nun gar nichts anderes mehr las als die Schriften solcher volksfeindlicher Aristokraten. Es war zum Lachen, welche Verachtung gegen die zweibeinige Kreatur alle diese Männer hegten, mit denen er sich jetzt beschäftigte. Bücher, in die er einmal mit zorniger Neugier hineingeblickt hatte, die von seinen sozialen Lieblingsschriftstellern bekämpft wurden, suchte er jetzt und studierte er mit Behagen. Ob sie alle einen Mord auf dem Gewissen hatten wie er? Natürlich, wer hatte nicht irgendeinen kleinen Totschlag auf dem Gewissen! Wer hatte nicht einmal ein Geschöpf verdursten lassen, um ein gutes Glas Wein zu trinken? Mordskerls waren sie jedenfalls, seine neuen Freunde, die großen Lehrer der Gewissenlosigkeit, die ethischen Opiumraucher. Und Mörder, große Mörder waren gewiß unter ihnen, und ganz andere, als er einer war. Nicht so elende Dilettanten wie er.

So einer war gleich der große Napoleon, in dessen Wesen er sich vertieft hatte. Das war ein hungriger Mann gewesen. Da hatte er eben mit Recht Europa verspeist. Wenn

einer drei Zentner wiegt, so braucht er mehr für seinen Magen als ein Schneiderlein. Und ferner hatte van Tenius den alten Hobbes aufgestöbert und den alten Machiavelli dazu. Tüchtige Lehrer für Mörder engros. Blutige Aristokraten, Mathematiker des Despotismus. Aber sie gefielen dem Arbeiteranwalt. Da war doch Kraft und Selbstbewußtsein und ein Wille aufs Große.

Noch besser fingen die Spötter ihm zu gefallen an, die sich nicht zu Lehrern aufwarfen, sondern nur über alle Gespenster von Tugend und Rücksicht lachen wollten. Larochefoucauld und Swift, die waren gut vor dem Einschlafen zu lesen. Das Gewissen regte sich zwar ohnehin nicht, das Gewissen war zwar auch nur eines von den wesenlosen Gespenstern. Aber ein herzliches Gelächter war doch noch besser als die langweilige Ruhe der Gewissenlosigkeit.

Die Gegner des rechtgläubigen Christentums hatte van Tenius auch durchlesen wollen, die Strauß und Bauer und Feuerbach. Aber ihre Flammen wärmten ihn nicht mehr, da hatte er nichts mehr zu verbrennen. Natürlich weil Theologen sich darüber ärgerten, meinten viele Laien, es wäre was dran. Nur auf ein sonderbares Buch geriet er dabei, auf Stirners schallendes Gelächter vom Einzigen und seinem Eigentum. So mußte ein frommer katholischer Sünder die Absolution vom Pfaffen hinnehmen, so inbrünstig glücklich, wie van Tenius die ersten hundert Seiten dieses Gelächters las. Da wurde seine eigene Sache geführt. Ich bin ich, ich bin der Einzige, ich fresse das Nichtich, weil das Nichtich mir nicht mehr heilig ist. Und dann warf er das Buch doch wieder fort. Als ob ein freier Kopf nötig hätte, die Absolution des Pfaffen bis ans Ende anzuhören. Es ist alles Unsinn, und damit Punktum, Sela. Mit drei Worten konnte das abgetan sein, und sogar dieser geistreiche Mann salbaderte. Weil er ein Philosoph war. Pfaffen allesamt,

zum mindesten Pfaffen ihres eigenen Gedankens. Der letzte Philosoph, der letzte Menschenerlöser wird lachen und das Maul halten, ansteckend lachen, und die Mitmenschen lehren, gleich ihm das Maul zu halten und es noch zum Lachen und zum Essen aufzureißen.

Und natürlich zwischendurch etwas Schopenhauer, so wie heute. Da steht wieder so etwas Gescheites: „Die Amtsehre ist die Meinung anderer." Da steht noch viel darüber. Aber wozu weiter lesen. Salbaderei, Pfaffengeschwätz. Die Amtsehre ist die Meinung anderer. Die Meinung anderer geht mich nichts an. Da streckt man sich behaglich aus, schließt die Augen und badet sein Gewissen in so einem einfachen, vernünftigen Wort und macht sich das nötige Wortgeplätscher selber dazu. Die Meinung anderer. Was ist die Meinung anderer? Die Worte anderer. Windstöße, die von überall her kommen und sich kreuzen und alle zusammen dann das ausmachen, was arme Teufel die Witterung nennen. Man ist aber kein armer Teufel. Im Notfall zieht man einen Mantel an und setzt eine Pelzmütze auf. Nun mag der Wind blasen, die Meinung anderer.

Halb träumend, halb phantasierend las van Tenius noch da und dort einige Seiten und war neugierig darauf, wie sich all das in seinem Kopf einmal vereinigen würde. Diese Menschenverachtung, die ihn nun schon lange täglich amüsiert und in den Schlaf eingelullt hatte, konnte ihm doch nichts Fremdes sein, da er sie, oder sie ihn so schnell ergriffen hatte. Und sein warmes Herz für die dummen, armen Tröpfe, die sich schinden ließen ohne Lohn, war ihm doch geblieben. Ein lustiger Mischmasch das. Das kommt davon, wenn ein Märtyrer der Menschenliebe eines schönen Tages zum Mörder wird. Bah, man muß sich eben zu helfen wissen. Ihm helfen diese bösen Freunde, die Advokaten Napoleons.

Dreizehntes Kapitel

Es war Mitte Juni. Van Tenius suchte seinen Untersuchungsgefangenen auf. Es war ihm eine angenehme Gewohnheit geworden, sich von dem behaglichen Dasein seines Opfers persönlich zu überzeugen.

Twardki war heute schlechter Laune.

„Aber seien Sie doch vernünftig, Twardki; ich sehe es Ihnen an, daß Ihnen die Haft auf die Länge doch nicht behagt. Nennen Sie Ihre schöne Freundin, und ich verspreche Ihnen, die ganze Geschichte ist in vier Wochen vorüber."

Twardki kaute die Nägel.

„Lassen Sie mich in Ruh, Herr Advokat. Wenn ich nur ein reicher Mann wäre und Sie mir eine Rechnung schicken könnten, dann würden Sie mich schon sitzen lassen, dann würden Sie nichts dagegen haben. Zwei Jahre könnte ich dann hier sitzen und mir's wohl sein lassen. Aber Sie wissen, ich habe nichts, und darum heißt's auf einmal: Heraus mit dem Lumpen. Nein, Herr Advokat. Geredet wird nicht, und ärgerlich bin ich nur, weil's gestern schlecht war. Linsen! Sonst Leibspeise. Gestern, sag' ich Ihnen, schlechtes Fett dazu getan. Ich bitte, schreiben Sie das mir auf. Dafür will ich gern zahlen. Schicken Sie meiner Frau nächstes Mal einen Taler weniger. Aber schreiben Sie mir so eine Beschwerde auf. Daß das Fett nix getaugt hat. Aber wissen Sie, geschickt, daß wir nicht wegen Beleidigung und so was in die Patsche kommen. Heute ist Reis. Ich

bin neugierig, ob er gut sein wird. Wenn wieder schlecht, dann lasse ich Sie rufen. Dann müssen Sie mir das aufsetzen."

Van Tenius beruhigte den Mann und ließ ihm wieder eine kleine Summe für Extraausgaben zurück.

„Ich danke auch schön, gnädiger Herr," sagte der Pole. „So, und sind Sie zufrieden? Ist der Prozeß gut? Für Sie, mein' ich. Es ist Ihnen ja auch gar nicht ernst, daß ich reden soll. Wird ja so viel schöner werden."

Van Tenius verließ das Gefängnis in der Stimmung seiner neuen Ekel-Philosophie und mußte auch noch an den folgenden Tagen im Verkehr mit Kollegen oft an den Polen denken, der schlau genug war, die Hauptsache zu verstehen: ob der Prozeß gut ging für ihn, für den Advokaten.

Am Sonntag früh überraschte ihn ein Briefchen von Marianne. Niemals noch hatte sie wirklich intime Zeilen an ihn gerichtet, und doch war ihm die feine, fast kindliche Handschrift geläufig. Sie schrieb oft genug an ihn, wenn man bei Ossendorffs seinen Besuch wünschte, oder der Major einen Buchtitel oder so etwas von ihm erbitten wollte. Heute benachrichtigte ihn die Freundin davon, daß Ossendorff leidend sei, in sehr trüber und ungastlicher Stimmung. Van Tenius werde gebeten, heute nicht zu Tisch zu kommen und vorerst auch nicht nachzufragen.

Das Briefchen hatte einen Nachsatz.

„Ich bin unruhig und manche Stunde bis zur Trostlosigkeit traurig. Wir müssen uns sehen."

Van Tenius verbrannte den Brief und blickte nachdenklich auf das Aschenhäufchen. Es wird wohl wiederkommen, das kleine, stille Glück, die Freude an ihrer Seite. Es wäre ja zu bitter, wenn diese Liebe ein Ende hätte, nachdem so Furchtbares um ihretwillen geschehen ist.

Er ging seinem Berufe nach und nahm sich vor, wenn keine neue Absage kam, am Dienstag zu Ossendorff hinauszufahren.

Am Dienstag nachmittag, es war gegen sechs Uhr, erhob sich van Tenius eben vom Sofa. Er legte ein Buch beiseite und wollte sich zum Ausgehen fertig machen. Da klingelte es und er vernahm gleich darauf leise Frauenstimmen. Nach kurzem Klopfen trat die Nichte herein und meldete ihm mit vertraulichem Lachen, eine Dame sei draußen, eine sehr schöne Dame, und wünsche den Herrn Rechtsanwalt zu sprechen.

„Lassen Sie sie herein."

„Ach, Herr Rechtsanwalt . . ."

„Was denn?"

„Ach, wer sich nur so bei Ihnen melden lassen könnte."

Die Nichte öffnete die Tür und ließ mit einer gezierten Verbeugung Frau von Ossendorff über die Schwelle treten. Van Tenius verbeugte sich höflich und bat die gnädige Frau Platz zu nehmen. Die Nichte wollte gar kein Ende finden, die Tür zu schließen. Dann dauerte es noch eine ganze Weile, bevor man sie die Küchentür hinter sich zumachen hörte.

Es war über van Tenius gekommen wie ein warmer Sonnentag im Winter, da die Freundin so schön in ihrer stolzen Verlegenheit vor ihm stand. Als er sich vor der neugierigen Person einigermaßen sicher fühlte, eilte er auf Marianne zu und legte ihr den Arm um die Schulter.

„Sag nicht gleich, warum du kommst, Marianne. Es ist vielleicht nicht, weil du mich liebst. Es hat vielleicht irgendeinen traurigen Grund. Aber sag mir's nicht gleich. Laß mich erst eine Minute glücklich sein."

„Ich bin traurig, mein Herz, und habe dir Trauriges zu erzählen. Aber ich bin nur gekommen, weil ich dich liebe, und weil ich geglaubt habe, daß ich kommen muß."

Van Tenius faßte Marianne an beiden Händen und führte sie langsam zum Sofa. Das alte Buch warf er im Bogen zur Erde. Noch lachte er, dann sank er plötzlich nieder vor ihr auf seine Knie, er warf seinen Kopf auf die weiche Seide ihres Kleides und streckte verlangend die Hände aus.

„Sag, daß du mich lieb hast! Noch einmal! Immer wieder!"

Einen Augenblick ließ Marianne ihre Hände auf seinem Kopf ruhen. Durch die Gewaltsamkeit seiner Bewegung war sie zum Sitzen gebracht worden, wider Willen.

Plötzlich schob sie den geliebten Mann zurück und stand rasch auf.

„Nicht!" rief sie ängstlich. „Ich wäre sonst nicht gekommen."

„Ich will ja brav sein, brav wie immer!"

„Ich fürchte mich auch nicht vor dir!"

„So laß mich . . ."

„Robert, nur ein Wort, es kostet mich so viel, darüber nur ein Wort zu sagen."

Sie weinte leise. Van Tenius erhob sich und führte sie zu seinem Arbeitsstuhl. Da ließ sie sich müde nieder; er lehnte sich an den Schreibtisch.

„Du brauchst nicht zu sprechen. Ich . . ."

„Doch, Robert. Ich will es dir sagen. Ich brauche meine ganze Kraft, hörst du, meine ganze Kraft, um mich zu bezwingen. Gegen mich! Auch noch gegen dich zu kämpfen, das wäre . . . das würde mich umbringen!"

Van Tenius beugte sich hinab und flüsterte:

„Warum kämpfen?"

Marianne blickte lächelnd auf.

„Du willst mich gar verführen? Gut, versuch's. Es ist leicht. Du brauchst mir vorher nur meinen Stolz zu nehmen. Aber sieh zu, was dann noch übrig bleibt! Ob du das noch lieb hättest!"

Van Tenius glaubte ein Geräusch an der Tür zu hören. Er horchte und öffnete dann vorsichtig. Es war nichts.

„Siehst du!" sagte Marianne nach einer Pause, während er, durch die halbe Stube von ihr getrennt, auf dem Sofa Platz nahm. „Die Heimlichkeit ist schon so häßlich, so verlogen. Ich leide jetzt schon mehr als du wissen darfst."

„Marianne!"

„Oh, mein liebes Herz! Wenn das nur nicht wäre, daß ich lügen muß, einerlei, ob stumm oder mit Worten. Ich denke manchmal, ich muß ihm alles sagen oder wahnsinnig werden!"

Van Tenius klopfte ein paarmal mit dem Fuße auf.

„Es hat jeder was zu verbergen," rief er fast heftig. Dann sprang er plötzlich auf, ging ans Fenster, blickte hinaus und sagte mit gleichgültiger Stimme:

„Dann wird es dir am Ende ganz lieb sein ... Du brauchst nicht wahnsinnig zu werden. Er weiß alles. Er hat mich gefragt, vor ein paar Wochen. Ich habe ihm alles gesagt."

„Alles?"

Van Tenius wandte sich lebhaft um.

„Alles. Nämlich was man so alles nennt. Ich glaubte ehrlich zu sein und habe gelogen wie ein Schuljunge. Aber ... das ... was sich so klipp und klar sagen läßt, das weiß er doch."

„Und ... und ... er ...?"

„Ja. Wenigstens versteht er es."

Marianne hatte die Mitteilung zuerst mit leuchtenden Augen aufgenommen, als ob sie froh einem Entscheidungskampf entgegengehen wollte. Jetzt schluchzte sie plötzlich auf und weinte bitterlich. Dazwischen waren nur einzelne Worte vernehmbar:

„Der Aermste! ... So gut! ... Und ich bin so schlecht! ... Nicht mit einer Miene! ... Der Aermste! ... Und er ... so gut!"

Van Tenius ließ sie gewähren. Erst als sie sich von selbst etwas beruhigt hatte, begann er von sich zu sprechen und von seiner festen und treuen Liebe zu ihr.

Sie befahl dem Freunde aufzustehen und sich ordentlich neben sie zu setzen.

Sein verändertes Wesen habe sie vielleicht erst so nervös gemacht. Ob er frei werden wolle?

Ernst wiederholte ihr van Tenius immer wieder, daß es nichts mit ihrer Liebe zu schaffen habe, was ihn nun seit drei Monaten peinige. Marianne solle ihn nicht fragen.

„Dein Vertrauen zu mir ist doch geblieben? So vertraue mir, daß ich es dir nicht sagen kann. Ich mache eine Krisis durch, Marianne, so eine Krisis, in welcher der Kopf um Tod oder Leben ringt. Du sollst es erfahren, sofort, wenn ich genesen bin. Inzwischen habe ich furchtbare Tage erlebt, auch Stunden, in denen ich schon glaubte, ich wäre ganz verloren, selbst deine Liebe könnte mich nicht mehr beglücken. Jetzt aber, in deiner Gegenwart fühl' ich's wieder, alles andere ist nichts. Alles andere ist häßlich! Laß mir deine Hände."

Ruhig, wie zwei alte Freunde, saßen sie jetzt nebeneinander. Marianne erzählte endlich, was jüngst ihren Brief und heute ihren Besuch veranlaßt hätte. Van Tenius hörte aufmerksam zu, und nur einmal fuhr ihm wie etwas Fremdes der Gedanke durch den Kopf, daß diese Ruhe doch seltsam

sei. Welche Macht mußte die sichere und leidenschaftslose Frau über ihn ausüben, daß er sie jetzt nicht umarmte und mit seiner eigenen, wilderen Liebe umstrickte und bezwang. Oder war es noch seltsamer, daß er solche Wünsche eigentlich nur dachte, aber in diesem Augenblick nicht empfand?

Marianne berichtete von Ossendorff. Er habe schon seit Wochen ab und zu Schmerzen in seiner Narbe und in seinem linken Auge empfunden. Seit einigen Tagen habe die Narbe sich verändert, vielleicht sehr häßlich verändert. Das Auge sei entzündet und der Arzt habe gleich ein bedenkliches Gesicht gemacht. Gestern sei der Arzt wiedergekommen und habe zu einem Badeaufenthalt in Teplitz geraten. Es sei nach seinen Worten eine gewisse Gefahr für die Augen nicht ausgeschlossen. Und die Entstellung des Gesichts werde möglicherweise fortschreiten ...

„Der arme Wolfgang. Er hat mich seit Sonntag nicht in sein Zimmer gelassen. Du kennst ihn ja. Er ist, wie er mir sagen ließ, entschlossen, allein mit Franz ins Bad zu fahren. Sieh, mein Herz, im ersten Augenblick, da habe ich nur an uns gedacht. Aber dann, nicht wahr, mein Herz, du verstehst das? Ich werde darauf bestehen, ihn zu begleiten, und er wird sich bewegen lassen, ich weiß es. Darum bin ich zu dir gekommen. Wir werden uns lange nicht sehen."

Mit einem leisen Schrei warf sich Marianne in die Sofaecke und weinte dann still vor sich hin.

Van Tenius, der wieder ein verdächtiges Geräusch im Korridor zu vernehmen glaubte, machte einige feste Schritte nach der Tür und kehrte dann zu der trostlosen Frau zurück.

„Marianne," sagte er nach einigem Zögern, „du mußt ihn begleiten. Das ist ausgemacht. Ich werde oft schreiben. An ihn und auch an dich. Und ein- oder zweimal besuche ich euch. Ich werde ihn selbst um die Erlaubnis bitten. Und er wird nichts dagegen haben."

Marianne erhob sich und schaute wieder aus klaren Augen. Sie dankte dem Freunde und blickte sich nun erst in seiner Stube um. Er zeigte ihr das eigene Bild und einige kleine Geschenke, die er im Laufe der zwei Jahre von ihr erhalten hatte, dann stellte sie sich mit ihm ans Fenster und hatte plötzlich ihre Freude daran, ganz keck auf die Straße hinaus zu sehen. Van Tenius verabredete mit ihr, daß er trotz des Verbots morgen abend bei Ossendorff vorsprechen würde. Marianne sollte dafür sorgen, daß er Einlaß fände. Mit einem innigen, langen Kuß, den Marianne ihm ohne Erröten bot, trennten sie sich.

Als die Nichte später die brennende Lampe hereinbrachte, schmollte sie mit dem Rechtsanwalt. Sie schob die weißen Decken auf den Sofalehnen zurecht, meinte aber, bevor sie das Zimmer verließ, doch wieder vertraulich:

„Vor den Blonden muß man sich besonders in acht nehmen, Herr Rechtsanwalt. Die Blonden wollen immer was."

Vierzehntes Kapitel

Als van Tenius am Tage darauf nicht weit von seinen Freunden die Charlottenburger Pferdebahn verließ, traf er auf die Stiftstante, die trotz des warmen Tages ihren ewigen grauen Regenmantel an hatte und unter ihrem schwarzen Hut aussah, als ob sie fragen wollte: „Gibt es keine Beerdigung in der Nähe?"

Sie hielt den Rechtsanwalt fest und klagte ihm ihr Leid. Sie sei nicht vorgelassen worden, und auch Anna Maria habe kaum mit ihr gesprochen. Ihm würde es geradeso gehen.

„Ich bitte Sie, lieber Rechtsanwalt, raten Sie doch zu Baldriantropfen. Wolfgang soll fünfundzwanzig Tropfen in Pfefferminztee nehmen und Anna Maria zehn Tropfen auf Zucker. Ich habe auch welche genommen. Ihnen könnte es auch nicht schaden bei solcher Gemütsbewegung."

Aber die Stiftstante redete nur so. Ihre klugen Augen blickten den Rechtsanwalt dabei sorgenvoll an, als ob sie gern ernsthaft gesprochen hätte. Da kam ein Wagen in der Richtung nach der Stadt, und van Tenius konnte sich empfehlen.

Er sah Marianne im Vorgarten, wo sie unruhig auf und nieder ging. Sie trug so spät noch ihren hellen Morgenrock. Sofort rief sie ihm zu:

„Ich erwarte dich seit einer Stunde."

„Verzeihen Sie, liebste Freundin, aber ich hielt es für richtig, zur gewohnten Zeit zu kommen. Es kann nicht viel nach sieben Uhr sein."

„Kommen Sie nur."

Sie traten in die Laube, die nun ganz dicht von wildem Wein umrankt war. Nur mit einem Händedruck und mit langem Anschauen begrüßten sie sich. Dann berichtete Marianne.

Immer noch hatte Ossendorff sie nicht zu sich gelassen. Der Hausarzt kam täglich, gestern hatte er einen Professor zugezogen, der Augen wegen, und heute noch einen zweiten, den Professor B. . . .

„Mir wollen die Herren nicht Rede stehen. Was sie mir sagen, das klingt beruhigend und doch wieder so furchtbar ängstlich. Franz ist vorzüglich und teilt mir mit, was er weiß. Aber er versteht nichts, als daß sein Major entstellt aussieht und schrecklich schimpft. Heute früh hat sich Wolfgang, noch bevor ich aufgestanden war, in sein Laboratorium hinüberfahren lassen, Sie wissen doch, das Gartenhäuschen, das wir nie betreten dürfen. Die Badereise will er ohne mich antreten. Allein mit Franz. Aber ich fürchte, es ist den Aerzten gar nicht mehr ernst damit. Drüben im Laboratorium soll gewiß irgend etwas Schreckliches geschehen. Irgendeine Operation. Eine Operation an ihm!"

Marianne schluchzte laut auf und drückte sich ihr Tuch fest auf die Augen. Van Tenius bat um die Erlaubnis, als naher Freund den Professor B. aufsuchen zu dürfen.

„Gehen Sie hin und bringen Sie mir die Wahrheit."

Van Tenius ließ sich noch alles erzählen, was die Aerzte gesagt hatten und was Franz wußte. Eben war er aufgestanden, um nach der Stadt zurückzufahren, als der Diener am Eingang der Laube erschien. Er zeigte sein gutmütiges Alltagsgesicht und stattete auch seine Meldung ruhig ab.

„Der Herr Major haben befohlen, daß der Herr Major im Laboratorium die Nacht zubringen werden. Die gnädige

Frau möchten sich nicht stören lassen und es ginge dem Herrn Major besser."

„Hören Sie mal, Franz," sagte van Tenius. „Ich muß den Herrn Major sehen und sprechen. Melden Sie mich an."

„Melden darf ich Sie nicht, Herr Rechtsanwalt. Das haben der Herr Major verboten. Wenn der Herr Rechtsanwalt aber jetzt ohne zu fragen hineingehen werden, ich glaube gehorsamst, das wäre sehr gut. Herr Major sind jetzt ganz allein."

Van Tenius nickte der Freundin zu und ging geradeaus durch den Hausflur und über den wohlgeharkten langen Kiesweg nach dem Ende des schmalen, tiefen Gartens, dorthin, wo das kleine Sommerhäuschen lag. Auf halbem Wege holte Franz ihn ein.

„Ich will doch in der Nähe bleiben, Herr Rechtsanwalt. Wenn der Herr Major den Herrn Rechtsanwalt vielleicht doch nicht hineinlassen wollten."

„Sie haben recht, Franz. Aber sagen Sie mal, was ist denn das eigentlich mit dem Major?"

Franz blickte trübselig drein, und die Tränen traten ihm in die Augen.

„Reden Sie nur, Franz. Wie ein Mann zum andern. Es ist brav von Ihnen, daß Sie die gnädige Frau geschont haben."

„Das hat mir ja der Herr Major mit tausend Flüchen empfohlen. Herr Rechtsanwalt, es ist grausam. Völlig entstellt sind der Herr Major. So ein strammer stattlicher Mann. Und ich glaube, sie wollen ihm noch dazu ein Auge ausschneiden oder so was. Er spaßt mit den Doktoren. Wenn sie aber fort sind, dann sollten Sie ihn schreien hören. Mit mir natürlich. Er soll's nur, aber das Herz dreht sich einem im Leibe rum. So ein schöner, guter, lieber Herr!"

Van Tenius war bewegt und mußte stehen bleiben, um seine Fassung wiederzugewinnen.

„Also bleiben Sie hier, Franz; und wenn der Major nach Ihnen ruft, um mich hinauswerfen zu lassen, so kommen Sie. Früher nicht."

Rasch ging van Tenius weiter und öffnete ohne anzuklopfen die Tür, die vom Garten über zwei Steinstufen unmittelbar in den Arbeitsraum führte. An einem großen Tisch, der halb mit Töpfen, Tiegeln und Retorten bedeckt war, lag Ossendorff in seinem Rollstuhl. Beim Eintreten konnte van Tenius nur wahrnehmen, daß Ossendorffs linkes Auge entzündet war und die Narbe wie mit roten Krallen weiter um sich griff.

„Da sind Sie also wirklich," sagte Ossendorff mit seiner gewohnten tiefen Stimme, nur daß etwas Unbestimmtes jetzt in ihr zitterte. „Sie haben ja oft den Wunsch geäußert, mein Laboratorium zu betreten. Eine der Apotheken des großen Artilleristen. Ich möchte Ihnen gleich vornweg den Wunsch aussprechen, daß Sie sich hier keine Zigarre anzünden. Es würde zwar die Gemütlichkeit erhöhen, aber mein Auge ist seit einigen Tagen etwas empfindlich, und hier in diesen Töpfen sind allerlei Stoffe, die in die Luft springen könnten, lustige Stoffe. Deshalb wollte ich auch niemals den Zutritt gestatten. Sonst, wenn ein Malheur passieren sollte, ist ja nichts Wertvolles in der Nähe, kein Haus und kein Pferdestall. Höchstens die Spatzen draußen und ich. Aber da Sie einmal da sind, van Tenius, schauen Sie sich nur einmal um. Mich kennen Sie ja schon, mich brauchen Sie nicht anzustarren. Betrachten Sie lieber meine Siebensachen. Dort die Wasserleitung. Höchst interessant. Leitet mir echtes Leitungswasser zu. Daneben sehen Sie den Apparat für destilliertes Wasser. Ein schöner Anblick, was? Sauberes, reines Wasser. Dann mein Ofen. Wenn

man da Holz und Kohlen anzündet, so gibt es Licht und Hitze, was ein sehr mysteriöser Vorgang der Natur ist, wenn sich auch keine Köchin darüber wundert. Na und in den Flaschen und Fläschchen ist immer ganz genau das drin, was auf der Etikette steht. Apothekerwaren. Fast keine Gifte. Nur was man so zu Sprengstoffen braucht."

Van Tenius hatte den ganzen Raum möglichst unbefangen betrachtet und glaubte jetzt sein Grauen vor dem entzündeten Auge und der schrecklichen Narbe überwunden zu haben. Gemessen trat er an Ossendorff heran und reichte ihm die Hand. Der blickte ihn durchdringend an und schien auf ein Zeichen des Widerwillens zu lauern. Als van Tenius aber den Blick ruhig aushielt, glitt es wie ein Schein von Freude über die halb vernichteten Züge des Majors.

„Verzeihen Sie, van Tenius. Ernstlich. Es ist mir lieb, daß Sie gekommen sind. Setzen Sie sich zu mir. Hier, es ist noch ein Stuhl da. An meine rechte Seite. Ich höre rechts besser."

Van Tenius gehorchte und faßte abermals Ossendorffs Hand.

„Was haben Ihnen die Aerzte gesagt?"

Ossendorff lachte laut auf.

„Jedenfalls mehr als sie wollten, und mehr als sie wissen. Die beiden Professoren sind nicht ganz einer Meinung. Der eine will erst an mir herumschneiden und mich dann nach Teplitz schicken, wenn meine übriggebliebenen Reste dann nämlich noch, was man so sagt, lebendig sind. Und der andere will mich erst vier Wochen baden und dann schneiden lassen. Sie wollen noch zwei Tage zusehen und dann entscheiden. Wahrscheinlich durch Abstimmung. Ich werde Franz zum stimmberechtigten Mitglied der Fakultät ernennen und mitstimmen lassen. Vor allem aber habe ich

drein zu reden. Ich denke doch. Noch hat der Reichstag kein Gesetz beschlossen, wonach wir den Aerzten zu gehorchen haben. Noch gibt es die deutsche Freiheit, zu gehen, wann es uns gefällt. Und ich denke, es ist Zeit. Van Tenius, Sie haben sich tapfer gehalten, und ich danke Ihnen dafür. Wie ein gedienter Soldat. Aber sagen Sie aufrichtig, ganz aufrichtig und, wenn Sie können, ohne Nebengedanken. Wenn Sie so weit wären wie ich, würden Sie den Herren Doktoren zuliebe bleiben? Würden Sie nicht gehen?"

Van Tenius überlegte nicht. Von Mitleid bewegt sagte er:

„Wenn ich nicht mehr leben könnte, wenn nichts auf der Welt mir mehr Freude machte, so würde ich gewiß gehen. Aber diese Weisheit braucht Ihnen niemand erst zu sagen. Was Sie aber hören müssen, Ossendorff, das ist unser großes Geheimnis, das Sie vergessen haben oder vergessen möchten. Sie wollen nicht fort. Sie haben Freude und Sie können diese Freude festhalten, wenn Sie wollen. Es gibt häßlichere Männer als Sie, die leben und leben wollen. Belügen Sie sich doch nicht selbst, Ossendorff. Posieren Sie nicht mit dem Selbstmord. Sie wollen bleiben."

Ossendorff stöhnte auf.

„Ich habe sie seit vier Tagen nicht gesehen. Was macht sie? Wie sieht sie aus? Welches Kleid?"

Und aufschreiend fuhr er fort:

„Sie! Sie! Sie haben sie gesehen."

„Sie sitzt in der Laube und weint."

„Van Tenius, sie weint? Sie weint ehrlich um mich? Ist sie denn verrückt? Lachen soll sie, fröhlich sein soll sie. Die Kette, die Kette ist ja bald entzwei. Die Kette ist verrostet, und sie kann sie abstreifen. Aber es ist doch gut von ihr, daß sie weint."

Es schüttelte den Major in seinem Rollwagen.

Van Tenius faßte ihn am Arm und redete ihm zu.

„Sie dürfen sie nicht so von sich stoßen, Ossendorff. Sie will ja nichts anderes als bei Ihnen sein, bei Ihnen ausharren, Ihnen alles erleichtern."

Ossendorff atmete schwer und machte heftige Bewegungen mit der Hand. Endlich rief er:

„Sie soll kommen! Gleich auf der Stelle, bevor ich anders denke. Gehen Sie! Anna Maria, allein mit Franz. Ich möchte sie sehen. Sie sehen! Denn wissen Sie, van Tenius, auch das ist ja noch möglich, daß ich leben bleibe und sie nicht mehr sehen kann. Blind! Sie soll kommen. Franz! Meine Frau!"

Van Tenius verließ das Laboratorium ohne Abschied und eilte nach dem Vorgarten.

„Er will Sie sehen," rief er der Frau zu.

„Gott sei Dank! Sie sind gut. Sie haben ihn überredet."

„Kommen Sie, Marianne, ich führe Sie bis zur Tür. Aber machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt. Werden Sie einen entsetzlichen Anblick ertragen können?"

„Lieber Freund, ich müßte mich schämen . . . er soll mir nichts anmerken. Aber ich danke Ihnen auch dafür, daß Sie mich vorbereitet haben. Ist es sehr schrecklich?"

„Ja, mein armes Herz."

„So kann ich doch etwas für ihn tun. Lassen Sie mich, ich werde gefaßter sein, wenn ich die paar Schritte allein mache. Erwarten Sie mich vorn im Haus."

Van Tenius sah noch, wie Marianne die Hände faltete und mit langsamen Schritten auf das Laboratorium zuging, wo Franz verstört in der halbgeöffneten Tür stand.

„Anna Maria! Sie soll kommen!" tönte es heraus.

Eine Sekunde blieb die Frau an der Schwelle stehen.

Dann gab sie ihrer ganzen Gestalt einen Ruck, und mit dem kindlich verlegenen Lächeln trat sie ein.

„Wie gut du bist, Wolfgang . . .“

Mit freudig gespannter Aufmerksamkeit starrte Ossendorff sie an. Franz hatte die Tür geschlossen und schob den Stuhl zurecht. Ossendorff streckte die Hand nach seiner Frau aus.

Marianne war ohne eine Miene zu verändern stehen geblieben. Nur einen Augenblick. Schon fuhr es schreckhaft über Ossendorffs Stirn. Da schüttelte sie den Kopf ganz leise, lächelte, trat noch einen Schritt vor und öffnete den Mund.

„Ich danke dir . . .“

Dann verfärbte sie sich und schlug auf den Boden hin.

„Keinen Laut, Kerl,“ schrie Ossendorff außer sich. „Vielleicht ist sie tot.“

Und Ossendorff beugte sich auf seinem Stuhl vor, immer weiter.

„Aber, gnädiger Herr!“ wimmerte Franz.

„Schweigen! Ich! Ich!“

Immer weiter beugte sich Ossendorff heraus. Und langsam fiel er über die schwarze Samtdecke herab auf den Boden, so daß er neben der ohnmächtigen Frau kniete. Näher und näher schob er sein Gesicht zu dem ihren. Dann plötzlich griff er mit der Hand in ihr Haar und stürzte vollends nieder.

„Anna Maria! Weißt du noch! Du hast einmal gelebt und mich liebgehabt! Anna Maria! Hier, du, du selbst!“

Er hob seinen Kopf und hob den der Frau. Plötzlich fuhr er zurück.

„Franz! Zurück in den Stuhl. Sie atmet. Helfen Sie und halten Sie den Mund!“

Franz hatte mit einem festen Griff dem Major emporgeholfen und setzte ihn dann rasch in den Stuhl zurück.

„Die Decke!"

„Gnädiger Herr!"

„Halt's Maul. Tragen Sie meine Frau bis vor die Tür. Bevor sie die Augen öffnet. Draußen holen Sie Hilfe."

„Gnädiger Herr . . ."

„Halt's Maul. Sie sind ein guter Kerl. Fort."

Franz öffnete die Tür, und Ossendorff verfolgte ihn mit seinen Blicken, wie er das ohnmächtige Weib etwa zehn Schritte weit in den Garten trug. Man hatte wohl vom Hause aus was bemerkt. Denn Ossendorff sah, wie die Mädchen und van Tenius herbeiliefen. Er wandte die Augen ab.

Als Franz nach ungefähr zehn Minuten wiederkam, trommelte der Major ungeduldig mit den Fingern auf dem Tisch, schien aber sonst wieder in ruhiger Stimmung. Nur in dem gesunden Auge flackerte es.

„Die gnädige Frau sind draußen gleich zu sich gekommen. Sie sind zu Bett gebracht, und der Herr Rechtsanwalt sind wegen eines Doktors fortgegangen. Mathilde meint, es wäre nichts."

„Es ist gut, Franz. Was, Franz, was für Zierpuppen die Frauenzimmer sind? Sie werden nicht ohnmächtig, Franz?"

„Nee, gnädiger Herr, noch lange nicht."

„Und da wird es doch besser sein, wenn wir die Frau in Berlin lassen und allein auf Reisen gehen."

„Zu Befehl, gnädiger Herr."

„Na, es ist nur gut, daß wir das nun wissen. Hören Sie, Franz. Zünden Sie die Sicherheitslampe an. Ich möchte noch die paar Chosen da zu Ende bringen, bevor ich

abreise. Die Arbeit wird mich zerstreuen. Sie können mir helfen."

„Das ist recht, gnädiger Herr."

Franz war gut abgerichtet. Ohne das mindeste von den Dingen zu verstehen, die der Major nötig hatte, reichte er ihm alles mit der Sicherheit eines Assistenten.

Ossendorff ließ sich mehrere Tiegel bringen und mischte in einem eisernen Gefäße eine Flüssigkeit mit einer staubartigen Masse.

„Sie müssen nämlich wissen, Franz, daß das große Geheimnisse sind, die wir hier zusammen treiben. Wir arbeiten an dem Krieg der Zukunft. Der wird ganz anders geführt werden, als das bisher war. Wissen Sie, Franz, mit unsern Flinten und Kanonen, da gehörte immer noch Mut dazu, in der Schlacht auszuhalten. Da konnte man die blauen Bohnen in den Leib kriegen, und nicht immer so bequem irgendwo ins dicke Fleisch. Nein, die blauen Bohnen suchten sich ganz dumme Stellen aus. Es konnte wehtun. Und dann konnte aus einer Kanone was herausfliegen, was einem Arm und Bein fortnahm. Das wird jetzt alles aufhören."

„Ach nee, gnädiger Herr!"

„Wahrhaftig, Franz. Im Kriege der Zukunft wird gar keine Tapferkeit mehr nötig sein, und es wird keine eisernen Kreuze mehr geben. Bloß die höchsten Offiziere werden wissen, was vorgeht. Die Armeen werden einander nicht sehen. Hier werden die einen lagern und meilenweit davon die andern. Und dann wird einer von den höheren Offizieren nur auf einen Knopf drücken . . . Sie brauchen nicht zu erschrecken, Franz. Es wird keinem Menschen wehtun. Hunderttausend auf einmal werden umgelegt werden. Einfach umgelegt. Wissen Sie, wie wenn der Pflug durch ein Ackerfeld geht. Wie da das Erdreich umgelegt wird. So

und nun geben Sie mir eines von den Zündhütchen. Nein, ein großes aus der gelben Schachtel. So und das wollen wir hier befestigen. Wir wollen heute ein bißchen experimentieren. Das ist sehr hübsch. Ich wollte eigentlich meine Frau bitten, da zu bleiben, und mir zu helfen."

„Kann ich's nicht, gnädiger Herr?"

Ossendorff blickte den Diener eine Weile spöttisch an.

„Es wäre eigentlich ganz feudal. Nein, Franz, oder wie Sie wollen. Wissen Sie was, Franz, gehen Sie erst mal nach dem Hause hinüber, und fragen Sie, was meine Frau macht."

„Zu Befehl, gnädiger Herr."

Franz hatte schon die Türklinke in der Hand, da rief Ossendorff noch einmal:

„Franz, hören Sie, sagen Sie meiner Frau . . ."

„Was befehlen der Herr Major?"

„Nichts! Nur wie sie sich befindet."

Franz ging schnell zwischen den alten Bäumen dem Hause zu. Als er eben zum Küchengang abbiegen wollte, ertönte hinter ihm ein entsetzlicher Knall und Franz bekam einen Stoß.

Das Laboratorium war in die Luft geflogen.

Fünfzehntes Kapitel

Van Tenius verließ das Unglückshaus erst gegen Morgen. Er war wie gelähmt. Es war kaum zu glauben, daß er in den wenigen Stunden so viel Aufregungen hatte durchmachen, so viel Anordnungen treffen, so viel Briefe verfassen können. Ohne seine Absicht war er der Herr geworden. Die Mädchen und Franz umstanden ihn, händeringend, schreiend und weinend, und erwarteten seine Befehle. Mit dem Hausarzt hatte er zu verhandeln, und dann wieder mit einem andern Arzt, der freiwillig herbeigelaufen war. Mit den Polizeimannschaften hatte er zu reden, die die verwüstete Stätte besetzten und das Publikum vom Betreten des Gartens abhielten. Zudringliche Gesellen hatte er persönlich, ohne Lärm und ohne Aufenthalt, aus dem Hause zu weisen. Und wieder mit Beamten der Polizei mußte er reden, den Tatbestand aufnehmen helfen und seine Vermutungen über den Anlaß des Unglücks aussprechen. Zu später Stunde kamen dann wieder Offiziere aus der Artillerieschule, alte Bekannte des Majors von Ossendorff und Fremde. Die Herren machten sich's im Studierzimmer bequem und richteten alle ihre Fragen an van Tenius, weil sie ihn als Leiter des Hauses vorfanden.

Gegen Mitternacht erschien atemlos Vetter Richard, der bei Kroll, lange nach Schluß der Vorstellung, ganz zufällig die entsetzliche Nachricht erhalten hatte. Vetter Richard schluchzte wie ein Knabe und fühlte sich dabei doch als Vertreter der Familie. Er verhörte Franz und die Mädchen

und verhörte beinahe auch den Rechtsanwalt. Dann hielt er sich für verpflichtet, einige Anzeigen aufzusetzen, eine für die Zeitungen und eine, die auf große Bogen mit der schönsten Schrift gedruckt werden sollte.

So ein Mann wie Vetter Wolfgang!

Und Vetter Richard schluchzte wieder.

Auch waren schleunigst eine Anzahl Briefe zu schreiben. An Behörden, an hohe Militärs und an alle Verwandten in der Heimat, an die Ossendorffs. Van Tenius mußte die Anzeigen aufsetzen und dem Leutnant auch beim Briefschreiben behilflich sein.

Gegen Marianne hatte van Tenius seinen strengsten Einfluß geltend gemacht. Gewaltsam an ihren Armgelenken hatte er sie festgehalten, als sie das Haus verlassen wollte. So wie sie seit heute morgen umherging, in ihrem hellen Schlafrock, der nun weit geöffnet um ihre Schultern flatterte, so war sie aus dem Bett gesprungen, und so hatte sie an van Tenius vorüberstürzen wollen.

„Laßt mich, er hat sich erschossen! Durch meine Schuld."

Wieder fiel sie in Ohnmacht, und so ließ sie van Tenius ins Bett zurücktragen. Er empfing den Hausarzt und hatte mit ihm eine kurze Unterredung, bevor der Herr Geheime Sanitätsrat Marianne aufsuchte und sie durch eine stundenlange Unterredung zur Vernunft zu bringen suchte. Marianne erfuhr, daß Ossendorff sich allerdings erschossen habe — das ganze Grauen der Katastrophe blieb ihr verborgen —, weil nämlich sein Augenlicht schon so gut wie verloren gewesen wäre, daß Ossendorff das durch den Sanitätsrat wußte, und daß der mißhandelte Körper des armen Mannes ohnehin die neuen Verheerungen nicht mehr lange ausgehalten hätte. Ossendorff sei einen Soldatentod gestorben.

Und der Sanitätsrat setzte es durch, daß Marianne das Bett nicht verließ.

Es war also zwischen drei und vier Uhr morgens, als van Tenius und Vetter Richard aufbrachen. Ein herrlicher Morgen, und als sie die große Berliner Chaussee betraten, ging gerade vor ihnen über Berlin die Sonne auf. Sie hatten seit der Schwelle des Hauses kein Wort miteinander gewechselt. Jetzt überwältigte es den Leutnant. Er öffnete weit die Arme und fiel seinem Begleiter um den Hals. Als ob er berauscht wäre. Sie setzten sich auf eine der Bänke nieder und Vetter Richard fing zu schwatzen an. Wie ihm Vetter Wolfgang seit der frühesten Jugend vorangeleuchtet habe als das Muster eines Mannes und Offiziers, und wie später ein noch höheres Ideal an der Seite Vetter Wolfgangs aufgetaucht sei, die herrliche Märtyrerin, die Sixtina, die er nicht zu nennen brauche, und für die es noch auf Erden eine Belohnung geben müsse.

„Wahrhaftig, Rechtsanwalt, man ist doch ein Schuft. Ich könnte meinen rechten Arm hergeben, wenn ich Vetter Wolfgang damit heil und ganz machen könnte, ich meine, unverkrüppelt, so wie er vor zehn Jahren war. Das könnte ich, das täte ich. Und daneben habe ich doch so eine hundsföttische Empfindung, als ob der arme Teufel nun Ruhe hätte und als ob's so am besten wäre für alle. Wenn ich nur wüßte, welchen Eindruck es auf Anna Maria machen wird. Sie ist überhaupt unberechenbar. Finden Sie nicht?"

Van Tenius erhob sich schwerfällig. Das Gespräch wurde ihm unerträglich. Was der gute Junge da der Sonne entgegenträumte, das war für ihn, den Geliebten Mariannens, eiserne Wirklichkeit geworden. Er hatte keine Lust, die Schwärmereien des Leutnants länger mit anzuhören. Sie gingen weiter, und van Tenius lenkte das Gespräch wieder auf das Nächste und Dringlichste. Die Stiftstante sollte morgen in aller Frühe zu Frau von Ossendorff ziehen, um sie zu zerstreuen, vielleicht um sie zu pflegen. Wölfi

sollte aus Dresden geholt werden. Und jemand mußte doch die Besorgung der Beerdigung auf sich nehmen.

Vetter Richard wurde plötzlich würdevoll und wunderte sich, daß der Rechtsanwalt an diese Dinge erinnern zu müssen glaubte. Das heißt, das mit der Tante sei ein guter Einfall. Und mit Beerdigungen habe er, der Leutnant, noch gar keine Erfahrungen gemacht. Er kenne die Technik nicht. Wahrscheinlich eine Droschke zu nehmen und so herumzufahren bei Pastoren, Gärtnern und Fuhrwerksbesitzern. Er werde die Sorge aber keinem anderen abtreten. Er habe da einen Kameraden, der kenne die Technik. Sei auf lauter Erbonkel gestellt. Nur das mit Wölfi sei schwer. Der Leutnant könne unmöglich die Beerdigung übernehmen und zugleich die Reise nach Dresden.

„Wissen Sie was, Rechtsanwalt. Eigentlich standen Sie ja mit Vetter Wolfgang sehr gut und sind auch mit Anna Maria befreundet. Rosseln Sie mal hinüber und holen Sie den Jungen. Wäre mir ohnehin nicht gerade angenehm."

Van Tenius hatte nicht übel Lust, dem Leutnant zu sagen, daß er, der Rechtsanwalt, von nun ab alle Pflichten gegen Wölfi übernehmen werde, also auch die erste. Aber das ging nun doch wohl nicht, bevor Ossendorff bestattet war. Er sagte also kurz, daß er sich für den nächsten Freund der Familie halte und sich's nicht nehmen lassen werde, Wölfi abzuholen.

Der Leutnant schwieg etwas betroffen, und sie schritten stumm dem Brandenburger Tor zu.

Van Tenius schrieb sofort einige knappe Zeilen, in denen er Marianne meldete, daß er noch heute abend den Knaben aus Dresden heimbringen würde. Marianne solle sich dem Kinde zuliebe schonen. Er nannte sie in seinem Briefe du. Mit dem ersten Morgenzuge fuhr er nach Dresden. In der Pension der Frau Krieger wußte man noch nichts von dem Unglücksfall. Van Tenius stattete der Frau einen kurzen

Bericht ab und holte den Knaben selbst aus der Schule. Er sagte ihm, Papa wäre schwer erkrankt und wünsche Wölfi zu sehen. Unter hervorbrechenden Tränen verlangte das Kind auf der Stelle abzureisen. Onkel Rechtsanwalt solle einen Extrazug bestellen.

Wölfi war kaum zu halten. Er genoß keinen Bissen und verlangte immer nur nach Hause zu Papa. Kurz nach der Abfahrt sagte van Tenius dem schluchzenden Knaben die Wahrheit. Papa sei verunglückt, sei tot. Da trocknete sich Wölfi die Augen und fing immer von neuem zu fragen an. Wie es gekommen wäre, und was Mama gesagt hätte, und warum ihn der Onkel Rechtsanwalt abhole. Man hätte ihm nur zu telegraphieren brauchen. Als auf einer Zwischenstation Fremde ins Kupee stiegen, hielt sich Wölfi tapfer und stellte sich schlafend.

Gegen Abend fuhr van Tenius mit Wölfi beim Ossendorffschen Hause vor. Der Knabe verließ ihn ohne Gruß und jagte die Treppe hinauf.

„Mama!!"

Franz berichtete dem Rechtsanwalt. Die Frau Baronin sei nicht krank, aber so schwach, daß sie kein Glied rühren könne. Herr Leutnant von Ossendorff habe alles geordnet. Aufs vornehmste. Die gnädige Frau Tante sei seit acht Uhr morgens hier und habe die Frau Baronin nicht einen Augenblick verlassen. Für den Herrn Rechtsanwalt habe die Frau Baronin keinen Auftrag gegeben.

Van Tenius ging nach Hause. Am nächsten Morgen schrieb er wieder einige Zeilen. Er glaubte ihre Stimmung zu treffen, wenn er dem guten Vetter Richard die nächsten und traurigsten Pflichten überlasse. Er selbst werde sich bei der Freundin nicht melden. Sie werde ihn ja wohl rufen, wenn sie es für richtig halte. Ob heute oder erst nach Wochen, das stehe bei ihr. Er schreibe bloß, um ihr im Geiste die Hand zu reichen.

Am Begräbnistage war van Tenius frühzeitig in der Villa. Vetter Richard hatte seine Sache gut gemacht. Im Arbeitszimmer Ossendorffs war der Sarg aufgebahrt. Eine Anzahl schöner Kränze lag gefällig auf der schwarzen Samtdecke, die jetzt den Sarg verhüllte. Eine Palme, die van Tenius gesandt hatte, lag obenauf. Sonst war der Raum durch schwarze Stoffe und viele Kerzen feierlich abgestimmt. Langsam versammelten sich einige Leidtragende. Plötzlich aber, Schlag elf Uhr, strömten Offiziere aller Waffengattungen herbei. Der Raum war von Uniformen gefüllt. Ein General und ein Generalleutnant gingen an der Spitze. Der Kriegsminister hatte einen Adjutanten entsandt. Vetter Richard tauschte beflissen Händedrücke aus.

Dann trat Marianne herein, vom Sanitätsrat und der Tante mehr getragen als geführt. Sie wurde auf einen Stuhl gesetzt, und niemand wagte sie aufzuheben, als sie vollkommen kraftlos vom Stuhle zur Erde sank und da wie ohne Anteil liegen blieb. Die tiefe Witwentracht verhüllte ihr goldenes Haar. Wölfi, der sich beim Eintreten hinter die Stiftstante versteckt hatte, stand jetzt neben seiner Mama und blickte feindselig um sich. Die beiden Generale und der Adjutant des Ministers wollten der Witwe ihr Beileid ausdrücken, schwiegen aber bald wieder, verlegen vor der halb ohnmächtigen Frau. Marianne lächelte höflich und nickte mit dem Kopf und schien gar nicht zu wissen, daß sie dabei auf dem Boden lag. Dann sprachen die hohen Offiziere mit Wölfi. Der blickte sie nur erstaunt an.

Endlich trat die Stiftstante vor und sprach den Dank der Familie aus; ihre Augen blickten überraschend schön und und ernst in ihrem tiefen Schmerz.

Während der Rede des Geistlichen kam eine große Erregung über van Tenius. Er hatte seinen besten Freund verloren. Weiter empfand er jetzt nichts. Auch viele Offiziere schienen

ergriffen. Man schneuzte sich allgemein. Mitten während der Rede fing Marianne leise zu stöhnen an. Kaum vernehmbar flüsterte sie: „Wolfgang! Verzeih mir! Wolfgang!"

Wölfi beugte sich zur Mama hinab und flüsterte ihr etwas zu. Sie zog ihn an sich und küßte ihn.

Dann war die häusliche Feier beendet, und man trug den Sarg hinaus. Die Träger hatten kaum die Tür hinter sich, als sie leise Bemerkungen über das geringe Gewicht des Sarges austauschten.

Marianne wurde jetzt von Franz, dem Sanitätsrat und den beiden Mädchen hinweggeführt. Sie hatte nicht das Bewußtsein verloren, hatte aber keine Herrschaft über ihre Gliedmaßen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Und jetzt empfand es van Tenius plötzlich wie eine Feigheit, daß er sich unter den Leidtragenden verlor, daß er sich von diesen vielen Uniformen langsam hatte in eine der letzten Reihen drängen lassen. Auf dem langen Wege zum Kirchhof bemächtigte sich seiner allmählich ein herrischer Trotz. Er war der Erbe des Verstorbenen, er allein, und er wünschte den Platz hinter dem Sarge einzunehmen. Was war das für ein Rückfall in die alte Sentimentalität, daß er sich vom Pastor hatte rühren lassen. Gewiß war Ossendorf ihm ein lieber Kamerad gewesen. Aber es war doch gut, daß er aus dem Wege war. Es war notwendig. Damals, den Schuft, den hatte er selbst aus der Welt schaffen müssen, hatte Vorsehung spielen müssen. Da hatte der Tod häßliche Nebenumstände herbeigeführt. Aber jetzt, dieses Mal war alles aufs natürlichste zugegangen. Dem armen Freund war wohl, und der Ueberlebende wird der Witwe und der Waise halten, was der Tote nur irgend für sie wünschen konnte.

Wenn nur die Geschichte mit dem Zerpen nicht wäre.

Und wieder, nach vielen Wochen zum erstenmal, flog ein eisiger Schauer über die Stirn des Rechtsanwalts.

Er nahm sich zusammen. Auf dem Kirchhof drängte er sich durch an die offene Grube, auf seinen Platz. Dort stand Vetter Richard neben den beiden Generalen. Wölfi, den er losgelassen hatte, weinte bitterlich. Van Tenius ergriff fest die Hand des Knaben. Die beiden Generale blickten ihn erstaunt an, und Vetter Richard machte ein herablassendes Gesicht.

Der Pastor sprach noch einige Worte, die fast nur an die Offiziere gerichtet schienen. Dann das Gebet.

Die beiden Generale warfen Erde in die Grube. Nach ihnen Vetter Richard. Dann trat van Tenius mit dem Knaben heran. Es war ihm unheimlich, wie hohl es klang, als die Schollen aus seiner Hand auf den Sargdeckel niederfielen.

„Er ist ja eigentlich leer," hörte er hinter sich einen Hauptmann sagen.

Wölfi krampfte sich zitternd in seine Hand ein.

„Nicht werfen," wimmerte er. „Nicht wieder auf Papa werfen. Komm zu Mama."

Van Tenius sprach dem Knaben freundlich zu, vermittelte ein paar Abschiedsworte mit den höchsten Offizieren und brachte ihn dann im Wagen nach Hause.

Marianne sei wieder zu Bett.

Van Tenius trat ins Haus und ließ den Sanitätsrat zu sich bitten.

Es sei durchaus keine Gefahr. Ein ganz begreiflicher Bankrott aller Nerven. Frau von Ossendorff werde sich schon wieder erholen. Bei ihrer gesunden Anlage vielleicht sehr rasch. Fürs erste allerdings verlangte ihr Zustand unbedingte Ruhe.

Van Tenius widerstand nur schwer dem Wunsch, die Geliebte zu sehen. Er beruhigte sich aber, als der Sanitätsrat versicherte, absolut niemand, auch kein Familienglied, außer der Tante, würde vorgelassen werden.

Er hatte noch eine lange Unterredung mit Franz. Der Diener sollte dem Rechtsanwalt jeden Morgen telegraphieren, wie Frau von Ossendorff die Nacht verbracht habe. Nachmittags werde van Tenius immer selbst anfragen.

Acht Tage lang erfuhr van Tenius immer dasselbe. Frau von Ossendorff befinde sich wohl, habe aber immer noch nicht den Wunsch oder die Kraft, aufzustehen. Zweimal schickte sie, als sie erst die Besuchsstunde des Freundes kannte, Wölfi zu ihm hinunter. Der Knabe hatte Sorge um Mama und sprach sich darüber mit dem Onkel Rechtsanwalt freundschaftlich aus.

Wieder acht Tage später erfuhr van Tenius durch das Morgentelegramm des Dieners, die Frau Baronin sei heute um sechs Uhr aufgestanden und habe mit dem jungen Herrn Baron das Grab aufgesucht. Als van Tenius früher als sonst herauskam, wurde er von der Stiftstante empfangen. Sie überreichte ihm einen Brief von Marianne.

„Eine merkwürdige Natur, unsere Anna Maria. Elastisch. Exzellenz hat bei der Beerdigung gesagt, er begreife Ossendorff nicht. Eine so schöne Frau zu verlassen. Und denken Sie nur, Herr Rechtsanwalt, ich reise mit. Wissen Sie, bei solchen Familienereignissen muß man seine Bequemlichkeit daransetzen. Wir reisen morgen früh. Nach der Schweiz natürlich. Denken Sie nur, ich habe die Schweiz noch nicht gesehen. Alle Welt fährt ja hin. Es ist gut für Anna Maria, daß ich mitfahre; sie weiß ja gar nicht Bescheid. Aber sie ist auch fügsam. Sie läßt mich ganz allein die Reiseroute machen."

Während die Tante dummes Zeug schwatzte, schien sie den Rechtsanwalt mit ihren klugen Augen durchdringen zu wollen.

Van Tenius empfahl sich, um in Ruhe seinen Brief lesen zu können.

Marianne schrieb:

„Mein geliebter Freund! Als ich heute erwachte, konnte ich aufstehen, denken und schreiben. Ich habe an Dich gedacht, und ich schreibe Dir.

Wir müssen uns aufeinander verlassen können. Ich glaube nicht, daß ich etwas tun oder unterlassen kann, was Du nicht verstehst.

Ich kann hier nicht bleiben. Der gute Sanitätsrat schickt mich weg. Aber so klug bin ich von selbst. Ich hoffe, ich werde bald genesen, wenn ich erst fort bin.

Ich kann Dich nicht sehen. Jetzt nicht! Nicht wahr, Du verstehst mich, mein geliebtes Herz? Wir wollen kein Unrecht begehen. Der Leute wegen, das ist ja Unsinn. Aber auch der Leute wegen. Sein Andenken ist heilig. Ich könnte Dich jetzt nicht sehen. So drücke ich Dir denn die Hand und sage Dir Lebewohl und auf Wiedersehen.

Werde nicht ungeduldig, wenn ich nicht gleich schreiben sollte. Ich kann das nicht vorher sagen. Wenn ich nach einem Briefe von Dir verlange, werde ich Dir meine Adresse angeben.

Und wenn ich genesen bin, so komme ich zu Dir zurück oder rufe Dich zu mir. In der ersten Stunde, da ich genesen bin.

Sei gut und behalte mich lieb.

Ueber das, was in mir vorgeht, heute kein Wort. Du mußt ja alles verstehen.

Wölfi ist entzückend gut und rücksichtsvoll. Ich verdanke ihm viel, er scheint mir weit über sein Alter hinaus. Und dabei so vornehm und — wahrhaftig galant gegen mich. Er spricht oft von Dir.

Lebewohl! Auf Wiedersehen!

Daß ich Dein bin, weißt Du ja.

Deine Marianne."

Van Tenius besorgte einen dichten Strauß von Veilchen und etwas Konfekt. Er schickte das Paket an Frau von Ossendorff und schrieb dazu:

„Mein geliebtes Herz! Schone Dich, genese und bleibe mir gut. Was immer Du beschlossen hast, sei sicher, mein Denken ist eins mit Deinem Denken.

Und noch dies, damit Du um mich keine Sorge hast. Ich werde während Deiner Reise zu arbeiten haben. Um der Arbeit selbst willen, um Deinetwillen, aber auch weil ich wie Du etwas Schweres zu vergessen habe. Befreie Dich in den Alpen. Ich bin ein Mann und werde es hier fertig bringen. Grüße Wölfi und übergib ihm von mir die Süßigkeiten. Ich möchte mir seine Freundschaft erhalten. Die Veilchen sind für Dich. Und wenn Du wieder fröhlich bist, so grüße die Tante.

Nimm an, daß ich unaufhörlich auf Nachricht von Dir warte. Doch schreibe darum nicht früher, als bis Du Dich frei fühlst. Ich werde nicht ungeduldig sein. Lebe wohl! Auf Wiedersehen, mein Weib!

Und daß ich Dein bin, weißt Du."

Damit hatte van Tenius von Marianne Abschied genommen, machte keinen Versuch mehr, sie vor der Abreise noch zu sehen, und dachte an sie nur noch als an die ferne Geliebte. Ohne Ueberstürzung, aber mit festem Willen ging er wieder an seine Tätigkeit, die in den letzten Monaten doch nur ruckweise vorwärts gegangen war, und die seit vierzehn Tagen völlig geruht hatte.

Uebers Jahr, wenn der Jasmin wieder blüht, wird Marianne seine Frau sein.

Im Spätherbst etwa wird sie von der Reise zurückkommen, etwas melancholisch noch und blaß, vielleicht auch leidend, aber endlich sein geworden, und dann wird die heimliche Brautzeit beginnen. Dann wird er anders als bisher,

ernsthafter, herrischer, seine Zukunftspläne, seine kleinen Erfolge und seine großen Studien vor ihr ausbreiten, und bis dahin möchte er wenigstens seine wissenschaftliche Arbeit vollenden.

Ein seltsames Brautgeschenk. Aber sie hat ihn lieb genug, um ihn zu verstehen. Er wird das Buch über das große Invalidenheer der Arbeit nicht dem Andenken Ossendorffs widmen, aber es wird ihn und sie an den Toten erinnern und so die anderen Erinnerungen tragen helfen. Und sollte es, wie doch möglich, ein hübscher wissenschaftlicher Erfolg werden, so wär das gut. Zum erstenmal regte sich im Rechtsanwalt die Eitelkeit, der Baronin von Ossendorff einen Namen zu schenken, der nicht geringer wäre als der ihre. Wenn es auch nur der Leute wegen geschähe; er hatte ihr doch auch die überflüssigen Blumen gesandt.

Und dann wollte er, bevor sie zurückkehrte, mit der anderen Sache fertig werden, mit dem Gespenst, dessen kalten Hauch er nicht mehr spüren wollte, wenn Marianne sein war.

Sechzehntes Kapitel

Anfang Juli kam ein Brief aus Zürich. Von fremder Hand. Die Stiftstante!

Die Reisenden seien der kühlen Witterung wegen in der Ebene geblieben, die eigentliche Gebirgsfahrt habe man für besseres Wetter aufgeschoben. Frau von Ossendorff sei munter und widme sich ganz dem süßen Wölfi, dessen Erziehung unter dem Hotelleben nicht leiden dürfe. Sie, die Stiftstante, sei eigentlich immer dagegen gewesen, Kinder ins Hotel zu nehmen, schon wegen der vielen Gänge bei Tisch, obgleich das berühmte Hotel Bauer wirklich, das müsse sie sagen, sehr viel leiste. Besonders die Früchte zum Nachtisch seien zu loben. Anna Maria lasse übrigens auf dem Zimmer servieren und sehr einfach, fast unter ihren Verhältnissen. Nun, der Herr Rechtsanwalt wisse die Adresse und sei höflichst gebeten, die und die Noten und die und die Zeichenhefte für Wölfi gegen gelegentliche Erstattung der Barauslagen zu senden. Anna Maria beschäftige das Kind in wirklich lobenswerter Weise.

„Sie werden sich sagen, lieber Herr Rechtsanwalt, daß mein Neffe Richard der nächste dazu wäre, so kleine Aufträge zu besorgen. Und ich meinte das auch. Anna Maria bestand aber darauf, ich sollte mich an Sie wenden. Die Aermste mag wohl recht haben. Die Leutnants sind eben ein anderer Menschenschlag, und Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit ist in so kleinen Geschäften nicht von ihnen zu verlangen. Schrecklich sind die Offiziere in der Schweiz. Sie reden

wahrhaftig platt. Denken Sie nur, lieber Herr Rechtsanwalt, Dialekt reden sie, und noch dazu den Schweizer. Ich verstehe gar nicht, wie die Leute sich in dieser Sprache etwas befehlen lassen können.

Aber ich schwatze und schwatze und habe doch nur einen Auftrag auszuführen gehabt.

Zu Gegendiensten gern bereit Ihre

Mathilde Freiin von Ossendorff."

Van Tenius besorgte Noten und Hefte und schickte sie mit ein paar freundlichen Worten an Wölfis Adresse ab. Wenige Tage darauf kam ein Dankbrief des Knaben mit Grüßen von der lieben, lieben Mama.

Dann vergingen Wochen ohne jede Nachricht. Van Tenius hielt sich selbst im Zaum und ließ seine Gedanken selten nach der Schweiz hinüberschweifen. Nur des Abends ertappte er sich wohl darauf, daß er sich vorzustellen suchte, was Marianne in diesem Augenblicke trieb oder sprach oder wie sie aussah. Auch las er in seiner Zeitung immer die kurzen Berichte und Telegramme aus der Schweiz, und in der Witterungstafel verfolgte er die Temperatur der schweizerischen Stationen. Die politischen Aufregungen der Schweizer interessierten ihn freilich nicht. Wenn aber ein Eisenbahnunglück stattfand oder eine Lawine niedergegangen war, so machte er gar ein ernsthaftes Gesicht.

Gegen Mitte August kam ein Brief, dessen Adresse von Mariannens Hand geschrieben war. Van Tenius riß den Umschlag ab und las:

„Pontresina, Sonntag

Mein geliebter Freund! Ich bin froh, daß es mich treibt, Dir endlich zu schreiben. Ich widerstrebe nicht. Glaube mir, daß ich es bis heute nicht vermochte. Nun aber, hoffe ich, wird alles bald gut werden.

Wenn wir einander nicht gehörten, so fest und treu, wie ich es weiß und glaube, so hätte ich keinen so weiten Raum und keine so lange Zeit zwischen uns treten lassen dürfen. Weil wir einander haben, darum durfte ich's.

Mein Herz, Du hast recht, ich muß mich von etwas befreien. Du hast auch gewiß erraten, wovon, und hast gütigst gelogen, als Du mir schriebst, auf Dir laste etwas ebenso Schweres. Du aber hast nicht den Tod eines Menschen auf dem Gewissen. Du weißt ganz gut, daß es das ist. Was sie mir auch sagen, er hätte nicht so geendet, wenn ich in der letzten Stunde nicht so erbärmlich schwach gewesen wäre. Er hatte mir die Kraft zugetraut, und Du hast mir auch vertraut, als Du mich zu ihm führtest. Er würde noch leben, oder er wäre still hinübergegangen, wenn ich nicht so erbärmlich kindisch gewesen wäre. Das ist meine Schuld, und noch weiß ich nicht, wie ich sie bezahlen soll. Aber ruhiger und klarer kann ich an all das denken und kann zugleich unserer Liebe vertrauen, und kann Dir schon heut sagen, daß mein Schuldgefühl mich nicht von Dir trennen kann. Laß mir nur Zeit. Vertraue mir und meiner Liebe. Ich habe gegen den Toten keine höheren Pflichten als gegen die Lebendigen, gegen Dich und meinen süßen Wölfi, den prächtigen Jungen.

Mittwoch.

Verzeih, mein Herz, der Brief ist liegen geblieben. Wölfi hat sich erkältet, und ich war namenlos ängstlich. Es war Gott sei Dank nichts. Der Junge hat eine gute Natur. Der schleudert die Krankheiten nur so von sich! Aber ich war doch zwei Tage unruhig und könnte jetzt meinen Brief nicht fortsetzen. Meine Gedanken sind noch bei dem Kind. Ich will das Blatt abschicken.

Wir sind seit drei Wochen hier. Es ist gewaltig, und wenn ich abends allein die Wege hinauf und hinab schreite

und Deine Liebe wie ein treuer Schatten mich begleitet, dann möchte ich wohl mit Dir plaudern. Aber, nicht wahr, Du kommst nicht, wenn ich Dich nicht rufe?

Mein dunkles Kleid schützt mich vor lästigem Verkehr. Die Tante unterhält die Beziehungen zur Außenwelt. Du sollst nicht über sie lachen. Du verstehst diese Menschen nicht recht, die sich als Glieder einer alten Familie fühlen und sich ihr unterordnen. Du mit Deinem Glauben an Dein groß geschriebenes Ich kannst der Begründer einer solchen Familie werden. Weißt Du, mein Herz, ich denke in meiner Einsamkeit alle Deine Gespräche hin und her, und da wende ich dann manchmal Deine Worte auf Dich selbst an. Du hast einmal gesagt, Du habest einen Haß gegen die Leute, die etwas von ihren Großeltern wissen, gegen die Urenkel, die sich etwas darauf einbilden, Urenkel zu sein. Siehst Du, Wölfi wird doch gewiß einmal das Ich groß schreiben, wie Du und die Engländer, aber immer wird er sich als ein Ossendorff fühlen.

Mit dem Klavierunterricht geht es nicht recht vorwärts, aber im Zeichnen macht er reizende Fortschritte. Lebe wohl und auf Wiedersehen.

Deine Marianne."

Mehr als einmal wollte van Tenius zornig werden beim Lesen des Briefes. Dann las er aber doch glücklich zu Ende und küßte ganz herzhaft die Stelle der Unterschrift. Da hatte er sich gar nicht zu schämen.

Er antwortete sofort, aber ziemlich kurz. Er werde nicht kommen, solange Marianne ihn nicht rufe, er könne aber über das Tiefste und Ernsteste nicht viel schreiben. Daß Marianne so tapfer an ihrer Befreiung arbeite, das sei gut und lieb. Sie solle ihm aber glauben, daß er Schwereres auf dem Gewissen habe als ihre Gedankenschuld.

„Nimm nur ruhig an, ich hätte irgendeinen Feind ganz brutal erschlagen, und Du wirst nicht allzu sehr irren. Glaube es von mir, aber denke nicht darüber nach. Ein ehrloses Verbrechen habe ich nicht begangen.

Jawohl, es ist ein großer Gegensatz zwischen denen, die nur Enkel sein wollen, und denen, die Ahnherrn werden möchten. Ich habe aber keine so großen historischen Wünsche. Man muß nicht gleich Ahnherr sein, um sich glücklich zu fühlen. Wenn man nur den Anfang machen kann. Nicht wahr, Marianne, das darf ich sagen, wenn es auch vielleicht bei denen von Ossendorff nicht gestattet wäre, so an seine Braut zu schreiben. Lebe wohl und bleib mir gut. Und komm bald oder rufe mich."

Jetzt half ihm seine Arbeit weniger als bisher. Täglich erwartete er einen guten und glücklichen Brief Mariannens, täglich empfand er es wie eine Kränkung, wenn der Brief nicht kam; und die heißen Sommertage, die jetzt über Berlin lasteten, die Gerichtsferien, die ihm gestatteten fortzugehen nach der Schweiz, wenn er wollte, alles schien der Geliebten unrecht zu geben.

Van Tenius war nun bei der endgültigen Ausarbeitung seines Buches und hatte auch mit der Verwaltung der Summe zu tun, die Ossendorff ihm anvertraut hatte. Aber das alles beschäftigte ihn nur so obenhin. Langsam sammelte sich auf dem Grunde seiner Gedanken ein leiser Groll gegen die Geliebte. Täglich hätte sie schreiben sollen. Wohl war er ihrer sicher, aber deshalb brauchte sie doch nicht zu verstummen.

Und es war ihm auch nicht recht, daß sie mit diesem verwöhnten Jungen und der lächerlichen Tante jede Woche gewiß Beträge auszahlte in den fürstlichen Gasthöfen, die dem Jahreseinkommen seiner armen Freunde gleichkamen. Nun gut, sie war eine reiche Frau. Aber sie war seine

Braut und hätte sich beizeiten darauf einrichten sollen, freiwillig und gern auf einen gewissen beleidigenden Luxus zu verzichten. Sie mußte den Armenanwalt besser kennen und ihm von selbst solche Vorschläge machen.

Erst gegen Mitte September kam wieder ein Brief von ihrer Hand. Ein merkwürdig dunkler Brief. Sie bat den Freund, einige Geldangelegenheiten für sie zu ordnen, und als ob sie seine Gedanken erraten hätte, kam sie dieses Mal auf die Vermögenslage zu sprechen.

„Ich wiederhole eines Deiner Lieblingsworte: daß Du kein Philister bist. Auch wenn wir nicht Mann und Weib würden, so könntest Du über unser Vermögen frei verfügen, für Deine Ideen oder für Deine Menschen. Nur eines mußt Du mir gestatten: daß ich Wölfi so aufwachsen lasse, wie es sich für ihn schickt. Du wirst manches überflüssig finden, wirst aber ein Auge zudrücken, nicht wahr, mein Herz? Wölfi ist doch am Ende der Erbe des Namens. Ich selbst verspreche Dir, einfacher zu werden.

Die Tante ist gestern allein nach Hause gereist. Sie müsse ein neues Dienstmädchen aufnehmen und dergleichen mehr. Ich fürchte, sie war in der letzten Zeit unzufrieden mit mir. Ich habe zu oft von Dir gesprochen und zu warm. Es kam zu einer Auseinandersetzung, aber das gute, alte Fräulein ist klüger und feiner, als wir ahnten. Sie hat mir vor der Abreise in der schonendsten und gütigsten Weise einige harte Wahrheiten gesagt. Als sie fort war, habe ich lange geweint. Mit ihr löste sich mehr von mir, als Du ahnst. Doch Wölfi ist mir geblieben, und er tröstete mich wirklich, wie Du es kaum glaubst.

Antworte mir nicht. Ich bin jetzt ganz allein, und der schwerste Kampf mit mir beginnt. Erschrick nicht, mein Herz. Meine Liebe zu Dir steht hoch und fest wie nur eine von den Felswänden, über die hinweg ich Dich grüße, tausendmal."

In die Unruhe des Rechtsanwalts hinein traf acht Tage später ein Brief mit dem Datum „Im Domleschg" und dem Poststempel Reichenau.

Marianne habe sich irgendwo im Rheintal versteckt und trage ihre Briefe nach Reichenau, um ihm ihren Aufenthalt nicht zu verraten. Die Luft sei milder als auf der Höhe, und Wölfi werde den Uebergang leichter haben. Er sehe aber schlank und braun aus, daß es eine Freude sei. Marianne unterhalte sich ernsthaft mit ihrem Herzen und die Gedankenschuld sei langsam von ihr gewichen.

„Habe guten Mut, mein Geliebter, wir werden bald vereint sein, und vertraue meiner Liebe.

Wölfi hat eine Ruine nach der Natur gezeichnet. Kindlich, aber wirklich hübsch."

Bald darauf kam ein langer Brief, der die Gegend des Rheintals und die Ruhe des abgelegenen Dörfchens ausführlich beschrieb, aber wieder den Ort nicht verriet.

„Leb wohl, mein Geliebter, und auf Wiedersehen. Ich mache mich stark und liebe Dich."

Es war über van Tenius allmählich die Angst gekommen, daß sich hinter diesem geheimnisvollen Tun noch eine Gefahr für ihre Liebe berge. Von Zeit zu Zeit fühlte er einen hellen Zorn gegen die unbotmäßige Frau, welche so lange zögerte, ihr Schicksal bedingungslos in seine Hand zu geben. Was mochte es wohl sein, womit sie neuerdings zu kämpfen hatte? Natürlich die von Ossendorff! Jetzt erst war ihr eingefallen, daß die Familie mit dem Rechtsanwalt nicht einverstanden sein werde. Was war das für eine Welt, wo man eine Familie zu fragen hatte! Van Tenius war doch auch nicht aus einer Pistole geschossen auf die Welt gekommen! Wenn er seine Familie gefragt hätte!

Die letzten Tage des September brachten kalte Herbststürme. Und wieder ein Brief mit dem Poststempel Reichenau. Van Tenius sollte nur um Gottes willen nicht ohne Verabredung aufbrechen und Marianne suchen. Das würde das Reifen eines schönen und großen Entschlusses nur stören.

„Ehe Du es ahnst, plötzlich vielleicht bin ich bei Dir, mein Geliebter, und dann, sei dessen versichert, Dein bis ans Ende."

Und wieder verstummte Marianne. Gerade ihr Verbot reizte ihn. Er wollte ins Rheintal fahren und es absuchen nach der schönen blonden Frau in Trauer und dem schlanken Junker. Doch sein Stolz lehrte ihn bleiben: Nur immer lebhafter wurde sein Zorn gegen das selbständige Weib.

Prachtvolle Herbsttage waren gekommen. Alle Welt war nach Berlin zurückgekehrt. Die Gesellschaft, die Marianne offenbar so viel zu schaffen machte. Von ihr aber kein Wort mehr. Van Tenius fing an, den Briefträger auf der Straße anzuhalten und des Morgens ungeduldig zu klingeln, wenn Briefe für ihn abgegeben wurden und nicht wenige Sekunden später in seiner Hand waren. Die schöne Nichte neckte ihn mit seinem Eifer.

Aus den Augen, aus dem Sinn. Der Herr Rechtsanwalt solle nicht glauben, daß die vornehmen Damen treu wären. Die! Die machen ihre großen Reisen doch nur der Bekanntschaften wegen. Und gar die Blonden!

Van Tenius überlegte wieder einen Plan, die Braut zu überraschen. Nur noch einen Tag wollte er warten. Und dann noch einen.

Endlich! Ein Telegramm aus Wien.

„Ich komme morgen und wohne im Hotel de Rome. Ich erwarte Dich, übermorgen, so früh Du magst. Gruß Marianne."

Van Tenius fand das Blatt vor, als er abends nach kurzem Aufenthalt im Bierhaus ungeduldig und unruhig nach Hause zurückkehrte. Die Nichte mußte es hingelegt haben. Es lag ein wenig kokett abseits von anderen Briefschaften gegen Mariannens Photographie gelehnt. An der Oblate hatte eine unbefugte Hand vergeblich herumgefingert.

Mit einem Schlage fiel der Zorn von der Seele des Rechtsanwalts ab. Als ob er in eine warme Stube getreten wäre und den Mantel ablegen müßte. Er ging noch einmal aus und führte dieses Mal seine Freude weit ins Freie hinaus. Endlich war sie sein geworden, Und freiwillig war sie sein geworden, von der Ferne schon gab sie ihm ein Zeichen, wie sich das für ihn und für sie schickte. Keine Ueberredung, keine Verführung. Selbständig war sie mit sich fertig geworden, und nun kam sie.

Plötzlich bewältigte sich seiner eine Sehnsucht, gegen die er nicht anzukämpfen vermochte. Jeder Schritt, der ihn der Geliebten nicht entgegenbrachte, schien ihm verächtlich, jeder Atemzug endlose Langweile. Sie kam von Wien, sie mußte also morgen über Dresden fahren. Vielleicht ließ sie dort den Knaben zurück. Bis nach Dresden konnte er ihr entgegeneilen. Er wird morgen mit dem ersten Zug hinfahren und sie auf dem Bahnhof erwarten. Er kann doch nicht bis übermorgen untätig dasitzen.

Wieder nach Hause gekommen sah er das Reichskursbuch durch. Das war Pech! Es war möglich, daß sie Dresden schon vor neun Uhr früh passierte. Dann kam er zu spät. Daß sie keine Stunde angegeben hatte!

Kann er denn unmöglich morgen früh in Dresden sein? Es ist freilich schon zehn Uhr! Aber halt! Da stehen im Kursbuch „die schnellsten Reiseverbindungen zwischen Berlin und den bedeutendsten Orten Europas." Das gute Reichskursbuch! Und wie schön, daß Dresden einer der bedeutendsten Orte ist!

Es geht! Um Mitternacht gibt es noch eine Verbindung. Freilich, ach, über Kottbus und Görlitz und beinahe acht Stunden wird es dauern.

Bah! Dafür fährt man vom Zentralbahnhof ab! Er braucht nur hinüberzugehen!

Siebzehntes Kapitel

Der Warteſaal war leer. Er ſtudierte die Fahrpläne und ſuchte zu erraten, mit welchem Zuge Marianne in Dresden ankommen würde. Einer von den drei Schnellzügen nur war möglich. Doch wie wird der Zeiger ſeiner Uhr ſtehen, wenn ihr blondes Haupt an einem Kupeefenſter erſcheint und ihre treuen Augen nach ihm ausblicken? Denn ſie muß doch ahnen, daß er ihr nahe iſt!

Endlos dauerte die Zeit. Endlich konnte er einſteigen; er war im Kupee allein.

Jetzt der kurze Stoß, mit dem der Wagen ſich in Bewegung ſetzte. Wie eine Schnecke. Acht Stunden ſoll er ſo hinſchleichen Aber da iſt nicht zu helfen. Er kann den Heizer und den Lokomotivführer nicht beſtechen. Und wenn auch, ob er hier im Wagen wartet oder in Dresden. Sie iſt ja noch nicht dort. Irgendwo auf einer fernen Strecke lehnt ſie in ihrem weichen Seidenkleid zurück in den Kiſſen, und ihr Wagen raſt über die Schienen hin. Ihm entgegen. Glückliche Fahrt! Brich nicht, o Steg! Fährt er ſelbſt wie eine Poſtſchnecke, es geht doch vorwärts, ihr entgegen.

Freilich, ſo recht „einander entgegen" kann man das nicht nennen! Ueber Kottbus!

Endlos dauert die Nacht. Endlos oft hält der Zug an ſinnloſen Stationen. Einerlei, wieder ein paar Meilen näher. Und ihr Zug brauſt ja heran, irgendwo durch die finſtere Nacht.

Es war ein klarer, frischer Tag, als van Tenius in Dresden ankam. Eigentlich recht kühl. Und er hatte natürlich seinen Ueberzieher mitzunehmen vergessen. Ihn fröstelte.

Er mußte die leere Wirtsstube aufsuchen und frühstücken. Immerhin hatte er Zeit dazu. Erst nach halb neun Uhr konnte der erste Schnellzug eintreffen.

Lange vorher stand er auf dem Bahnsteig. Er fragte den Stationsvorsteher und manchen Wagenschieber, ob der Wiener Zug auch gewiß an dieser Stelle halten würde. Dann ließ er sich von einem abgelösten Schaffner einige Signale für ein- und ausfahrende Züge erklären. So konnte er doch an allem teilnehmen, was ihre Ankunft vorbereitete. Aufmerksam verfolgte er das Treiben der Beamten und täuschte sich so über die langen Minuten hinweg; er hatte die Genugtuung, daß der Zug jetzt wirklich von dort, jenseits des Straßenübergangs, auftauchte und herangebraust kam.

Neben den Packträgern wartete van Tenius und ging dann von Wagen zu Wagen, blickte in alle Abteilungen erster und zweiter Klasse, neugierig, ängstlich, ungeduldig, ärgerlich. Es half nichts. Nicht einmal, daß er jetzt auch die Wagen dritter Klasse untersuchte, zauberte Marianne herbei.

Van Tenius suchte sich selber auszulachen, aber es gelang ihm schlecht. Am liebsten wäre er nach Berlin zurückgefahren. Vielleicht meldete ihm dorthin ein neues Telegramm die Stunde der Ankunft. Aber nun war er einmal hier und wollte sich nicht verscheuchen lassen. Es war doch eigentlich eine hübsche Sache um so einen großen Bahnhof. Wie ein Paß im Gebirge. Hier mußten sie alle vorüber, und er brauchte nur zu warten. Das Warten konnte im schönen Dresden nicht gar so schlimm werden.

Er machte sich also auf den Weg, um ein wenig in der Galerie herumzuschlendern. Von der Straße kehrte

er wieder um. Es lohnte sich doch wohl nicht. Der nächste Schnellzug kam in zwei Stunden. Da gelangte man kaum bis zur Sixtina und wieder zurück. Ebenso gut konnte man hier bleiben und mit den müßigen Bahnbeamten plaudern. Da kam von rechts wieder ein Zug und von links wurde einer signalisiert.

Etwas nervös durfte einen das alles schon machen. Auch waren die Bahnhofsbeamten gar nicht so müßig wie es aussah. Er bekam kurze Antworten, unfreundliche sogar, wie es ihm schien. Das machte nichts. In zwei Stunden kam sie ja an. Ganz bestimmt mit dem nächsten Zuge. Er hätte sich das gleich sagen sollen. Sie waren eben spätabends von Wien fortgefahren. Einfach.

Van Tenius schmollte mit den Beamten und ging. Zu einem kleinen Spaziergang hatte er Zeit. Um den Bahnhof herum, über den Bahnkörper hinüber, dem breiten Platze zu und den Hügel hinauf, von wo irgendein ausländischer, russischer oder türkischer Kirchenstil ihn lockte. Dort vorbei und hinaus! Er schaute oft auf die Uhr und nahm sich vor, genau die Hälfte der verfügbaren Zeit vor sich hin zu gehen, im selben Schritt wieder zurückzukehren und so mit dem Zug zugleich einzutreffen. Er hatte keine Lust, der Narr zu sein und wie ein verliebter Gymnasiast oder wie Wilhelm Tell hinter dem Holunderstrauch zu lauern. Er hatte keine Lust, Ritter Toggenburg zu spielen. Sie ein paar Stunden früher sehen als in Berlin, warum nicht. Aber vernünftig, und nicht wie ein verliebter dummer Junge.

Je weiter er kam, desto häufiger verglich er die Taschenuhr. Er hielt seinen Vorsatz aufrecht, fast eine Stunde lang auf der Landstraße vorwärts zu gehen. Aber er betrog sich selbst; immer langsamer wurde sein Schritt. Er wollte sich doch nicht gar zu weit entfernen.

So war es wieder mehr als eine halbe Stunde zu früh, als er am Bahnübergang stand. Es war wärmer geworden, und nun mußte gerade ein endloser Lastzug passieren und der Weg gesperrt sein. Van Tenius geriet in einen unberechtigten Zorn. Fast hätte er mit dem Wächter Streit angefangen. Wenn indessen der Wiener Zug kam! Zwar einen Lastzug von einer halben Stunde Länge gab es nicht.

Schon konnte man hinübergehen, und van Tenius war der erste. Wieder lauerte er auf den einlaufenden Zug. Er fragte nicht mehr so viel, aber er empfand schon die Blicke der Beamten wie unfreundliche Auskünfte.

Endlos dehnten sich die letzten fünf Minuten. Und dann noch eine Minute Verspätung. Er wollte sich beschweren. Aber jetzt kam sie! Mit ungeheurer Kraft und Ruhe rollte der Zug in den Bahnhof. Wieder drängte sich van Tenius vor, wieder blickte er in alle Fenster. Von Marianne und ihrem Söhnchen keine Spur.

Jetzt hatte van Tenius ernstlich Lust, sich zu beschweren. Nichts wollte klappen. Die Uhr ging falsch, die Züge kamen zu spät, die Beamten waren grob, der Bahnhof war zugig, die Reisenden . . . wahrhaftig, da ging man lieber wieder fort. Man brauchte sich doch nicht von wildfremden Reisenden angaffen zu lassen. Bevor van Tenius fortging, fragte er doch nach der Ankunft des nächsten Wiener Zuges. Vor Abend passierte kein Schnellzug mehr. Aber es war immer möglich, daß seine Freunde um halb drei Uhr nach Berlin fuhren, wenn sie etwa in Dresden übernachtet hatten. Unsinn!

Van Tenius eilte fort und hetzte sich selbst durch die Stadt nach der Galerie zur Sixtina — keine Spur von Aehnlichkeit! — und wieder hinaus über die Elbbrücke hinüber, wieder zurück auf die Brühlsche Terrasse und wieder hinunter. Endlich war es Zeit Mittagbrot zu essen und

so ganz zuverlässig und dumm die Zeit totzuschlagen. Van Tenius ging vorsichtig zu Werke und gab dem Kellner Auftrag, ihn langsam zu bedienen. Auf den Zug von halb drei Uhr wenigstens, mit dem Marianne gewiß nicht fuhr, wollte er nicht lauern — wie ein Kriminalbeamter mußte er ja den Leuten vorkommen.

Und doch; vor zwei Uhr stand er wieder da unter der Bahnhofsuhr und machte sein trotzigstes Gesicht, um sofort grob zu werden, wenn einer der Beamten ihn fragte, was er hier wollte. Das ging niemanden etwas an. Der Bahnhof war ein öffentlicher Platz, und van Tenius brauchte es keinem Menschen auf die Nase zu binden, was er hier wollte. Luft schöpfen, wenn es ihm paßte. Sein Berliner Arzt hatte ihm Dresdener Bahnhofluft verordnet. Bum. Da sollte nur einer kommen und fragen.

Aber niemand kam. Niemand vertrieb ihm auch nur mit einer Frage die Zeit. Die schlich nur so hin. Es war schließlich ein warmer Tag geworden, und die Zeit schien noch müder zu sein als am Morgen. Endlos, endlos. Die Zeiger bewegten sich nicht. Noch zwölf Minuten. Nach einer Ewigkeit sind es immer noch zwölf Minuten. Und dann, diese Tücke, plötzlich ist der Zug da, und van Tenius, der ihn später erwartet hatte, mußte laufen, um ihn zu erreichen, bevor ein Passagier aus- oder eingestiegen ist. Atemlos langte er an. Aber er hat sich's denken können, von Marianne kein Goldhaar zu sehen. Es ist ja gar kein Wiener Schnellzug.

Van Tenius hatte nun ganze fünf Stunden vor sich, in denen sie unbedingt nicht kommen konnte. Fünf Stunden totschlagen! Ja, wenn es noch fünf Minuten wären! Fünf Menschen schlägt man eben tot, so gut wie einen, höchstens, daß man dabei ungewollt auch noch die Zeit totschlägt. Der reine Vorteil.

Van Tenius beschäftigte seine Phantasie nach vielen Wochen zum erstenmal wieder mit der Tat von damals. Wie lange es wohl gedauert hatte von der Begegnung mit Zerpen bis zum Faustschlag und dann wieder bis zur Besinnung auf sich selbst und dann bis zum Fortschleudern der Uhr. Fünf Stunden gewiß nicht. Gewiß nicht so furchtbare fünf Stunden . . .

Van Tenius war auf etwas verfallen, was zu grauenhaft war, um die gemeine Langeweile aufkommen zu lassen. Er konnte sich mit Selbstvorwürfen die Zeit vertreiben. Mit Selbstvorwürfen über seine Gewissensarmut.

Aber er hörte nicht auf die Selbstanklage. Sein besseres Ich hielt ihm Predigten über seine menschlichen Pflichten und über das einzige, was ihn befreien konnte von dem Schatten der unseligen Tat, er aber zog dabei seine Taschenuhr, und sein anderes Selbst murmelte:

„Mein Gott, mein Gott, erst eine Stunde."

Es war nicht gewöhnliche Langeweile, die ihn so angriff. Langeweile kannte er nicht, hatte er sein Lebelang nicht gekannt. Das aber, was ihn von Berlin hierher getrieben hatte, und was ihn in der fremden Stadt umherjagte wie einen Hund auf der Fährte des verlorenen Herrn, das war nicht Langeweile, das war Ungeduld, Sehnsucht, heiße verzehrende Sehnsucht nach ihr, an der sein Leben nun einmal hing seit Jahren, fest, unzerreißbar, und die er nun endlich hoffen durfte in das Gewebe seines Lebens hineinzuflechten, unverlierbar, sein Eigen.

Mit allen Künsten müßiger Langeweile, mit Hilfe von Cafés und Zeitungen, von Einkäufen und Streifereien brachte es van Tenius so weit, daß er nur eine Stunde vor Ankunft des letzten Wiener Zuges wieder auf dem Bahnhof war.

Dieses Mal wurde es ernst. Dieses Mal mußte Marianne unter den Reisenden sein. Van Tenius wußte gar nicht, wie er das Unrecht fassen sollte, wenn sie nicht kam. Wie ein weiser alter Mann suchte er sich zu beruhigen. Dann kam sie eben morgen oder dann war sie schon in Berlin. Aber es gelang ihm nicht, sich zu beruhigen.

Er ging aufs Telegraphenamt am Bahnhof und suchte dort Minuten zu morden. Er telegraphierte an seine eigene Adresse, weil ihm nichts Besseres einfiel. Dann telegraphierte er an seine Wirtin; er wäre plötzlich abgereist, käme aber heute bestimmt nach Hause. Dann fragte er den Beamten, ob er hier in Dresden vielleicht Auskunft erhalten könnte über ein Telegramm, das vielleicht . . .

Er fragte nicht zu Ende. Er hatte durchaus nicht die Absicht, sich lächerlich zu machen. Schöne volle zehn Minuten waren totgeschlagen. Und wieder auf dem Bahnhof hinauf und hinab. Jetzt nicht mehr die Langeweile, die Ungeduld; jetzt das bängste Vorgefühl einer Entscheidung. Aber welche Entscheidung kann es bringen, daß er Marianne um einige Stunden früher sieht? Sie wird sich wohl freuen und ihm ohne Staunen die Hand reichen. Das wird alles sein. Aber das ist es ja eben! Für diesen Augenblick ist ja der ganze entsetzliche Tag nicht vergebens gewesen.

Eine vorzügliche Verwaltung. Sie sorgt für Abwechslung. Auf dem Bahnhof wird Licht gemacht. Man kann das Anstecken der verschiedenen Flammen lange verfolgen. So hat die Zeit ein Einsehen. Sie steht nicht still. Langsam zwar rückt der Zeiger vor, aber doch mit einer gewissen anständigen Stetigkeit. Van Tenius weiß schon, wie weit er die Rampe hinauf und hinab gehen muß, um eine Minute zu gewinnen. Hätte er das schon früher so gemacht! Das ist ja weit vergnüglicher, als unter der Uhr zu stehen und die Zeiger anzustarren, bis man hypnotisch wird.

Das Signal!

Herr Gott, van Tenius will ja mitfahren und hat sein Billet noch nicht abstempeln lassen. Er eilt an die Kasse, die Abstempelung erfolgt, und richtig, da er auf den Bahnsteig zurückkehrt, ist der Zug schon eingelaufen.

Drüben, hell beschienen von der nächsten hellen Laterne, unter dem schwarzen Krepphut, über den schwarzen Schulterlinien das goldige Haar.

Van Tenius lächelte und ging ruhig auf Marianne zu. Was denn weiter! Er hatte ein bißchen gewartet.

Sie erblickte ihn, und ein Zucken der Freude spielte um ihren verlegenen Mund. Sie sprach etwas ins Kupee hinein und streckte dann weit den Arm hinaus.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich wollte Sie fast darum bitten. Aber dann habe ich Sie doch wieder nicht erwartet. Ich danke Ihnen."

Sie weinte leise vor Erregung, während sie glücklich seine Hände festhielt.

„Onkel, wir haben zwei Schweizen gesehen," rief es aus dem Kupee, „heute die sächsische, und vor ein paar Tagen noch die schweizische."

„Grüß Gott, Wölfi!" rief van Tenius, um doch auch etwas zu sagen. Aber er starrte die Freundin an; auch er war glücklich und erregt. Sie schien ihm wohler auszusehen, vielleicht auch voller geworden. Sie schien ihm kleiner als im Frühling, da er die Tür öffnete und sie in ihrer stillen Trauerkleidung zu ihm herunterſprang.

Bevor noch Wölfi ihr gefolgt war, hatte van Tenius ihr den Arm gereicht und fragte nun nach Monaten zum erstenmal wieder.

„Gut?"

„Ja."

„Nicht ja! Gut will ich hören, das Wort, den Ton."

„Laß! Du siehst ja, ich habe gerufen, aber ich habe viel mit dir zu sprechen."

Wölfi war herabgeklettert und brachte dem Onkel van Tenius ein Sträußchen von Edelweiß. Mama hätte es sehr schön gefunden und passend. Wölfi bringe allen etwas mit. Die andern Namen könne er nicht so gut behalten. Aber van Tenius, über den habe er mit Mama oft gesprochen. Auch wenn Mama nicht angefangen habe.

Der kleine Junker war tüchtig gewachsen und sah in seiner schwarzen Kleidung allerliebst aus.

Van Tenius ließ ihn plaudern und beantwortete freundlich eine ganze Reihe von Fragen. Wölfi sollte nicht mehr in seine Dresdener Pension zurückkehren, aber er lebte noch im Geiste mit seinen Freunden und ließ sich jetzt ganz bescheiden über Dinge belehren, mit denen er besonders Wilhelm Rödiger zu ducken hoffte. Van Tenius erklärte ihm nach Tunlichkeit die Arbeit der Lokomotive, und was es mit den Landesgrenzen auf sich hätte. Die Stellen, wo der Kaiser von Deutschland auf einmal nichts zu sagen hatte, und wo gar ein Land ganz ohne Kaiser und König anfing, hatten des Knaben Neugier besonders geweckt.

Dabei hielt van Tenius den Arm Mariannens ganz fest an den seinen gepreßt und nahm so stillschweigend immer entschiedener von ihr Besitz.

Wölfi war ins Kupee zurückgesprungen, um dem großen Freunde einen echten Tiroler Apfel aus Tirol zu zeigen. Da sagte van Tenius:

„Wie zutraulich Wölfi zu mir ist. Ich will ihn auch ehrlich liebhaben."

Schnell fuhr es wie ein Schatten über Mariannens Züge. Dann war Wölfi wieder bei ihnen; ohne Apfel, er hatte ihn doch wohl aufgegessen. Und zwischen dem Jungen und van Tenius gab es eine frohe Neckerei.

„Einsteigen!" riefen die Schaffner, und Marianne suchte mit den Augen ihren Wagen.

„Fährst du mit uns nach Berlin?" rief Wölfi. „Das ist gescheit. Mama, der Onkel Rechtsanwalt darf doch erster Klasse fahren?"

„Aber, Wölfi!"

„Dummer Junge!" rief van Tenius. Aber schon unterbrach er sich und lachte ärgerlich laut auf. Er stieg mit der Freundin und ihrem Knaben in das Kupee erster Klasse und bekannte erst hier, daß er allerdings nur ein Retourbillet zweiter Klasse genommen habe.

„Dann fahren wir auch Zweiter, Mama," rief Wölfi. „Sie haben das in der Schule immer so gemacht. Wenn einer aus der Klasse nicht konnte, lieber alle einen unter."

„Ich werde schon bei euch bleiben."

„Das wirst du nicht, Onkel Rechtsanwalt! Das darfst du nicht. Weißt du was, dann fahre ich allein Zweiter. Lieber will ich mich zu Tode langweilen . . ."

Der Schaffner kam und Wölfi beruhigte sich, als er hörte, wie sein Freund ein Zuschlagbillet bestellte. Dann ging die Fahrt los, und ein regelrechtes Erzählen konnte beginnen. Es blieb natürlich an Aeußerlichkeiten haften. Da hatten sie sich soundso lange aufgehalten und dort so lange. Da hatten sie gutes Wetter gehabt und dort schlechtes; da hatte Wölfi Gesellschaft gefunden und dort nicht. Von Mariannens Fühlen und Denken war nicht die Rede. Wölfi mischte sich immer wieder ins Gespräch und hatte kleine Abenteuer zu berichten. Eine Kahnfahrt auf dem Bodensee und ein Ritt über ein Gebirgsjoch schienen für ihn die beiden lichtesten Punkte der Reise zu sein. Und in Chur hatte er einem Jungen eine Maulschelle gegeben. „Preuß" hatte der ihm nachgerufen.

Nach neun Uhr fing Wölfi an, sich's zum Spaß bequem zu machen im Kupee. In der einen Ecke saßen Mama und der Onkel Rechtsanwalt einander gegenüber, in der andern Ecke, bald hüben, bald drüben, streckte sich der Knabe aus und bramarbasierte damit, wie viele Reisestrapazen er schon aushalten könne. Auf einmal war er fest eingeschlafen.

Van Tenius erhob sich, deckte das Kind zu, zog den kleinen dunkelbraunen Vorhang vor die Flamme der Wagenabteilung und setzte sich dann wieder auf seinen Platz. Er konnte sich's nicht versagen, die Hände der Geliebten zu ergreifen, und dann war's bald mit seiner Selbstbeherrschung vorbei. Er beugte sich vor, sah ihr lange tief in die Augen und flüsterte:

„So habe ich dich endlich, und so halte ich dich, Marianne, mein Weib."

Als Marianne darauf schwermütig den Kopf sinken ließ, sprach er weiter, so leise, daß Wölfi es nicht hätte hören können, auch wenn er plötzlich aufgewacht wäre. Der Zug rasselte in regelmäßigem Takt zu laut dazwischen.

„Ich bitte dich, Marianne, versuche es mir zuliebe und begrabe die Vergangenheit. Du wärst nicht mein liebes Weib, wenn du das Furchtbare leichter verwunden hättest. Und das war das reinste Glück, gestern an deiner Nachricht, daß du mir aus der Ferne zuriefst: Die Vergangenheit ist tot. Wir wollen nicht häßlich sein. Wir wollen das Grab nicht vergessen. Aber ich will es sein, der an seine Pflege erinnert, von Zeit zu Zeit, an Gedenktagen. Du sollst mich nie erinnern, auch nicht durch deine Tränen, mein geliebtes Herz."

Marianne hatte ihm die Hände nicht entzogen. Sie saß still zurückgelehnt und weinte sich nur herzlich aus, so behaglich, als ob's zum letztenmal sein sollte. Dann suchte

sie lächelnd nach ihrem Taschentuch und mußte sich ordentlich damit die Augen trocknen. Endlich sagte sie:

„Es ist nicht ganz so, wie du glaubst, mein Herz. Ich habe die Monate über fast nichts gewollt und gedacht als unser Glück und unsere Zukunft. In derselben Stunde, da ich zu einem festen Entschluß gekommen war, bin ich auch heimgereist zu dir. Bei dir ist meine Heimat jetzt und für immer, und hier hast du meine Hand und das ist ein Schwur. Aber mein Entschluß ist doch ein bißchen anders . . ."

„Was hast du, mein Herz? Du erschreckst mich!"

„Jetzt nicht. Auch heute abend noch nicht. So habe ich es mir ausgedacht: Wir gehen zusammen irgendwohin, wo wir sonst schon heimlich wanderten, weißt du in unserm grünen Saal . . ."

„Es ist immer noch die schönste Stelle im Tiergarten. Ich war erst vor kurzem da."

„Und hast du an mich gedacht?"

„Nein, mein Herz," flüsterte van Tenius lachend.

„Dort will ich dir meinen Entschluß mitteilen. Dort wirst du ihn verstehen, und dort werden wir einig werden über alles, was wir dürfen und was wir nicht dürfen."

„Was wir nicht dürfen?"

„Frage mich nicht!"

„Marianne!"

„Du darfst nicht mein Mann werden!"

Marianne hatte sich vorgebeugt, als sie fast wider Willen diese Worte hervorstieß, und hatte van Tenius mit beiden Händen krampfhaft an den Armen gefaßt. Er fuhr zurück, sie folgte seiner Bewegung und flüsterte leidenschaftlich:

„Mein geliebter, mein einziger Mann. Ich bin dein, ich habe mich dir zugeschworen früher und immer und zu dieser Stunde, und ich tu's noch einmal. Solange dein

liebes Leben meine Liebe brauchen will und brauchen kann, bis in den Tod, ja, mein Herz, will ich dein sein. Aber ich darf deine Frau nicht werden."

Van Tenius machte sich von ihren Händen frei und starrte ihr entsetzt ins Gesicht.

„Aber das ist ja Wahnsinn! Bist du zurückgekehrt, um mir das zu sagen?"

„Ja, mein geliebtes Herz. Und glaube mir, die endlosen Stunden bei Tag und Nacht, in denen ich zu diesem Entschluß reif geworden bin, es waren Stunden meiner Liebe zu dir."

„Und ich hatte geglaubt, du hättest allein die Kraft gefunden, die furchtbare Erinnerung zu überwinden."

„Das ist es gar nicht, mein Herz. Ueber sein Unglück und selbst über sein Ende vermag ich zu sprechen. Du verstehst das nicht recht. Ich bin eine Offizierstochter und war eine Offiziersfrau."

„Aha, das verstehe ich nicht recht."

„Sei nicht bitter, Robert. Ich verstehe ja nicht einmal so einfache Dinge wie deine Prozesse und will doch für dich leben. Nein, Robert, das ist es nicht. Das hat mich körperlich krank gemacht, und ich habe eine Zeitlang geglaubt, die Erinnerung nie verwinden zu können. Und sieh, sie ist verblaßt. Mein Trauerkleid ist heute schon ein bißchen Lüge. Dir sag ich's. Und noch mehr kann ich dir jetzt sagen. Sein Tod hat mich vielleicht gerettet. Ich wäre wahnsinnig geworden in meinem Doppelleben und in meiner Sehnsucht nach dir ... Aber eine andere Erinnerung will und wird nicht verblassen. An eine andere fürchterliche Stunde. Ich werde es dir noch einmal genau erzählen müssen. Ihr hattet euch bei Tisch beinahme gezankt ..."

„O, ich erinnere mich sehr gut."

„Nachher kam er zu mir ... Nicht, Robert! Er war

der beste Mensch und der edelste, rühre nicht an seinem Andenken. Aber er kam zu mir in seiner schreienden Not, der Aermste, und nahm mir den Schwur ab, hörst du, den Schwur, dem Kinde dort, unserm Sohn, du weißt nicht ..."

„Du bist sehr rücksichtsvoll, Marianne, daß du mir den Titel nicht gibst, den er mir gab damals. Ich kann mir die Szene vorstellen."

„Ich hoffe nein. Es ging über Menschenkräfte."

„Ich kann mir die Szene vorstellen, mein Herz. Denn ich habe sie selbst mit ihm gehabt, kurz vorher, du weißt es ja ... ich habe ihm da gesagt, wie wir zusammen stehen, und er hat sich wohl eingebildet, daß ich ihm auch so ein Versprechen gebe."

„Du hast ihm gesagt, wie wir zusammen stehen, und er hat dich nicht umgebracht. Ich weiß."

„Wie du siehst, mein Herz. Und du siehst, daß nicht alle Titel auf mich passen. Ein Feigling ist der nicht, den du dem Junker nicht zum Vater zu geben dich getraust. Und wenn es nur der Schwur ist ... Höre, Marianne, wir werden auf der kurzen Fahrt nicht zu Ende kommen mit dieser Ueberlegung. Das kann ich dir aber schon in dieser Stunde sagen. Ein Schwur, in solcher Stimmung einem Toten gegeben, hält die Lebenden nicht auf. Gegen diesen Schwur kämpfe ich gar nicht, höchstens achten will ich ihn, warten will ich, noch länger warten, als ich glaubte, daß mir beschieden ist. Und der Schwur, der heute noch zwischen uns zu stehen scheint, wird verfliegen, wie der Hauch verflogen ist, mit dem deine Lippen damals den Schwur geleistet haben. Meinst du, nur Helden können Schwüre brechen und Feldherren, du Offizierstochter? Nur einen Schwur breche ich nicht. Und den habe ich bis heute noch nie geleistet. Jetzt aber will ich ihn aussprechen, damit du ihn hörst und er den anderen überwindet. Ich schwöre dir,

daß wir einander gehören, daß ich dich lieb habe, dich allein, und daß ich dich nicht mehr lasse."

Er hatte sich vorgebeugt, und Marianne kam ihm mit Seele und Leib entgegen. Fest hielten sie einander die Hände, und ihr Atem vermischte sich. Beide murmelten unverständliche Dinge. Dann wiederholte van Tenius noch einmal:

„Ich schwöre dir, daß wir einander gehören. Und nun miß ab, welcher Schwur der stärkere ist."

„Ich habe es nicht verlangt, Robert, aber ich bin so glücklich. Nicht wahr? Treu zusammen bis ans Ende?"

„Mit dir bis ans Ende, auch wenn du nicht willst."

„So, Robert! Du weißt gar nicht, wie stark du mich gemacht hast. Es ist nämlich ... Deine Heftigkeit hat mich nicht ausreden lassen. Es war nicht eigentlich der Schwur. Ich hätte nicht davon gesprochen, aber glaube mir, auch mit dem Schwur wäre ich fertig geworden, ich für mich allein. Was ich ihm damals versprach, war notwendig. Ich war es ihm schuldig. Und so war ich d i r schuldig, i h m mein Wort nicht zu halten. Siehst du, mein Geliebter, so viel habe ich gegrübelt, die Monate über, so ruchlos bin ich geworden, aus Liebe zu dir. Ich habe mich in schlaflosen Nächten von vielem befreit, von vielem, was ich für ewig hielt. Robert, lach' nicht über ein Weib. Du weißt vielleicht nicht, was es mich gekostet hat, frei zu werden."

„Marianne!"

„Und so höre mich jetzt geduldiger an. Mit dem Schwur bin ich fertig geworden. Aber mit seinen Gründen nicht, mit seiner Liebe zu dem Knaben nicht. Robert, mach' was du willst, nenn' mich wie du willst, aber ich habe recht gehabt in jener Nacht. Es ist eine andere Art, du und der Junker, wie du ihn nennst, und es wäre ein Unrecht von uns, wenn wir dir den Junker unterwerfen wollten. Darüber komme

ich nicht hinweg. Ich bin seine Mutter, und ich nehme dir nichts, wahrhaftig nichts von aller Liebe, wenn ich dir's sage. Da ist sie, die Liebe zu dir, und da ist beides, und ich kann und ich will beides nicht verlieren. Und so bin ich zu dem Entschluß gekommen, der gut sein muß, weil er mich ganz zufriedenstellt. Um des Knaben willen darfst du nicht mein Mann werden."

Van Tenius wußte nicht, was er tat. Langsam streckte er beide Arme vor, faßte Marianne rücksichtslos um ihre Schultern und begann sie zu sich herüberzuziehen.

Sie wehrte sich kaum und blickte ihm liebevoll in die Augen. Dann wand sie sich plötzlich los und flüsterte:

„Nicht. Nicht so häßlich."

„Ja, glaubst du denn, Marianne, daß es so weitergehen kann wie bisher? Glaubst du denn, ich hätte nicht die Kraft, für die standesgemäße Erziehung eines Knaben zu tun, was ich für deine Frauenehre tat? Hältst du es denn für möglich, oder willst du auch nur, daß ich jetzt auf dich verzichte?"

„Ich halte es nicht für möglich, und ich will es auch nicht."

„Was willst du denn, Marianne?"

„Was du willst, mein Geliebter. So miteinander weiterleben wie bisher, wenn es uns möglich ist. Und wenn es über unsere Kräfte geht, Robert . . . laß es mich nicht sagen."

„Ich will dich nicht verstehen."

„So hast du mich richtig verstanden."

„Du bist wahnsinnig! Meine Frau willst du nicht werden, aber meine Geliebte?"

„Ja. Ich will aber nicht. Ich bin es ja. Ich bin deine Geliebte."

Wenn van Tenius sie nicht zurückgehalten hätte, sie wäre auf den Teppich des Kupees niedergesunken. Er preßte sie auf ihren Platz zurück und entzog ihr auch seine Hände. Sie schloß die Augen, als ob sie schliefe. Von Zeit zu Zeit schlug

sie die Lider auf und blickte ängstlich nach ihm hinüber. Van Tenius stand auf und warf mit einer mechanischen Bewegung seinen Hut ins Netz. Dann setzte er sich in die andere Ecke dem Junker gegenüber. Der hatte sich in die Decke eingewühlt und atmete ruhig in festem Schlaf. Van Tenius entfernte den Lichtschirm wieder und sah auf seine Uhr.

„Es ist Zeit, aufzuwachen," sagte er. „Wölfi! Wölfi!"

Als der Knabe immer noch nicht erwachte, entzog er ihm die Decke.

„Ist Abendbrotzeit?" fragte das Kind schlaftrunken.

„Steh auf, Junker!" sagte van Tenius. „Du verschläfst ja die ganze schöne Reise. Wir fahren eben durch eine der herrlichsten Gegenden Europas, und wenn es draußen nicht so finster wäre, so würdest du zur Rechten und zur Linken der Bahnstrecke schon die herrliche Mark Brandenburg sehen und ihre Göttin, die heilige Pflichterfüllung, von der du später auf der Schule lernen wirst, daß sie der kategorische Imperativ heiße."

„Mama, warum ist die Gegend nicht beleuchtet, wenn sie so schön ist? Mama, warum fahren wir bei Nacht?"

„Ich bitte Sie," sagte Marianne flehend.

„Der junge Herr Baron könnte sich erkälten, wenn er bis in den Anhalter Bahnhof hinein schläft und dann in die kalte Halle tritt. Jetzt gewöhnt er sich langsam und wird an seinem ebenso kräftigen wie eleganten Körper keinen Schaden nehmen."

„Ich bitte!"

Van Tenius machte eine abwehrende Handbewegung und plauderte mit dem Knaben.

Auf dem Bahnhof war er der Frau artig beim Aussteigen behilflich, nahm ihr die kleinen Besorgungen ab und brachte sie bis zu einem Wagen.

„Sie fahren nicht mit? Sie bringen uns nicht zum Hotel?"

„Nein, meine gnädigste Frau."

„Ich verstehe nicht. Kann es einen größeren Beweis . . ."

„Sie haben sich in mir getäuscht, meine gnädigste Frau. Was Sie mir bieten, ist ein unschätzbares Geschenk. Und ich glaube, es wäre keine Phrase, wenn ich es ein göttliches Geschenk nennen würde. Halten Sie mich nur nicht für ungalant. Aber es ist mir zu wenig. Das haben Sie nicht bedacht. Kutscher, Hotel de Rome. Gute Nacht, meine gnädigste Frau. Gute Nacht, Junker!"

Van Tenius ging zu Fuß nach Hause. Ein Zorn bewegte ihn, für den er nur keine Worte fand und kein Ziel und kein Opfer. Das hätte er nicht für möglich gehalten! Nicht für möglich unter der Sonne! Unter der gemeinsamen Sonne, auf der alten, ewigen Welt. Aber es war recht so! Wie oft hatte er sich den Vorwurf gemacht, daß er ein satter Spießbürger geworden wäre und zu seinen armen Teufeln nur noch stände wie ein Wohltäter, wie einer über ihnen. Er war ja kein Proletarier mehr. Er gehörte der Gesellschaft an. Und nun hatte sie, sie, sein Weib, ihn einen Proletarier zu nennen gewagt und ihn aus ihrem Zimmer hinausgestoßen. In der Gesindestube sollte er sich den Tisch decken lassen und das Bett aufschlagen. Heimlichkeiten haben wollte sie da mit dem Kerl aus der Gesindestube, weil sie den Kerl liebhatte. Aber die Brut solle sich nicht vermischen. Man hielt auf Rasse!

Es war halb zwölf Uhr, als van Tenius seine Stube betrat. Hut und Plaid warf er aufs Sofa. Dann ging er heftig auf und nieder. Es war gut so. Bei seinem Proletariergewissen hatte ihn sein Weib gepackt. Das sollte sie büßen, sie und alle von der Baronsrasse! Was noch an ihm

haften geblieben war von Rücksicht und Mitleid nach oben, das sollte aufhören. Seine Faust sollten sie fühlen.

Draußen hörte er es schleichen. Dann klopfte es leise an der Tür. Gedankenlos sagte er Herein. Die Nichte kam, ein Licht in der Hand. Sie hatte außer dem weißen Rock nur ein loses Hemd an und über die Schultern ein rotkariertes Wolltuch geschlagen. Zweimal ließ sie die nackten Schultern darunter sehen, um dann schüchtern und schämig die Tuchenden übereinander zu schlagen.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Rechtsanwalt. Aber ich habe mich so um Sie geängstigt. Plötzlich reisen Sie fort, ohne uns was zu sagen, und dann sind Sie wieder da und gehen so aufgeregt hin und her, und doch hätte ich mir nicht erlaubt, obwohl ich fragen wollte, ob Herr Rechtsanwalt etwas genießen wollen."

Van Tenius hatte seine Gedanken immer noch nicht gesammelt. Zerstreut ließ er seine Augen über die Schultern des Mädchens gleiten und sagte nur:

„Das wäre wahrhaftig nicht dumm. Ich glaube, ich wäre nicht so erregt, wenn ich nicht einen so barbarischen Hunger hätte."

„Ach, das ist schön, Herr Rechtsanwalt. Etwas Kaltes ist da. Wurst und Käse und Bier. Aber ich hätte auch darum nicht gewagt. Es schickt sich ja gar nicht. Ich muß mich ja schämen. Aber da ist ein Telegramm ..."

„Ich weiß."

„Und dann war zweimal eine Person hier. Herr Rechtsanwalt müßten hinausgehen zu dem Polen. Es ginge auf Tod und Leben. Wegen des Mordes, Herr Rechtsanwalt. Und sie will morgen früh wiederkommen, die Person. Weil das mit dem Mord so interessant ist, Herr Rechtsanwalt, darum habe ich es über mich gebracht, trotzdem es sich doch ganz und gar nicht schickt."

„Wissen Sie, Fräulein," sagte van Tenius ungewiß, „von mir haben Sie ja nichts zu fürchten. Ich hoffe, ich habe es nie an der gebührenden Achtung fehlen lassen."

Das Mädchen zitterte.

„Wie heißen Sie eigentlich?" fragte er verlegen.

„Camilla," sagte sie mit einem frohen Aufleuchten der dunkeln Augen. Sie stand schweratmend vor ihm. Langsam ließ sie das rechte Ende des Tuches heruntersinken, dann riß sie es mit der linken Hand völlig fort. Einen Augenblick sah sie frech aus, als ob sie gewußt hätte, was der prächtige Bau ihrer Schultern und der fast unverhüllten Brust nun endlich dem Rechtsanwalt zu sagen hatte. Dann blickte sie wieder zu Boden und atmete tief. Ihr Nacken bedeckte sich mit Schamröte, und mit echtem Gefühl sagte sie:

„Das ist es ja eben, Herr Rechtsanwalt. Sie sollen mich nicht mit solcher Achtung behandeln. Gerade sag' ich's Ihnen. Ich habe schon einmal ein Kind gehabt."

Es gab van Tenius einen Ruck. Er mußte sich räuspern und sagte fast grob:

„Warum sagen Sie mir das?"

„Warum? Warum?" Sie schlug die Augen langsam und verlangend zu ihm auf.

Da faßte er sie mit der rechten Hand um den Leib, grub ihr die Linke in die schwarzen Zöpfe, daß sie aufstöhnte vor Glück und Schmerz, und bog ihr Gesicht sich zu.

Achtzehntes Kapitel

Van Tenius war wie gewöhnlich um sieben Uhr mit dem Ankleiden fertig und klingelte nach dem Kaffee und seinen Zeitungen. Er hatte sich mit Aufbietung aller Härte vorgenommen, an Marianne und die schwere Enttäuschung nicht mehr zu denken. Es gelang ihm so ziemlich. Nur daß er eigentlich auch an nichts anderes denken konnte, daß es dumpf auf ihm lastete, als hätte er gestern sein Leben verspielt, und daß von Zeit zu Zeit immer wieder ein jäher Schmerz oder auch wohl nur ein jäher Zorn in ihm aufstieg. Dazu hatte er auch noch ein unbestimmtes bitteres Gefühl auf den Lippen. Er wußte nur nicht wovon.

Die Nichte brachte Kaffee und Zeitungen, und als sie mit einem stolzen Lächeln, sich in ihren Hüften wiegend, näher kam und ihm über das Teebrett hinweg den hübschen roten Mund zum Kusse entgegenstreckte, da fiel ihm noch nicht einmal alles zugleich ein. Er mußte sich besinnen. Sie hob den Kopf beleidigt wieder empor und stellte die Sachen hin. Er reichte ihr traurig die Hand

„Guten Morgen, Camilla."

Da faßte sie ihn rasch beim Schopf, küßte ihn ein paarmal ab und sagte leise:

„Schon gut, Herr Rechtsanwalt. Wenn Sie nur Camilla sagen. So ein Mann wie Sie soll gar nicht lauter Weibergeschichten im Kopf haben! Dann wären Sie gar nicht mein Mann. Lesen Sie nur und trinken Sie. Ich wollte ihn besser machen heute, etwas mehr Bohnen, aber

Tante hat's vom Bett aus bemerkt und ist dazwischen gefahren. Auf Wiedersehen, Herr Rechtsanwalt."

„Grüß dich Gott, Camilla."

Und dankbar reichte er ihr noch einmal die Hand.

Er war mit dem Frühstück kaum fertig geworden und hatte eins der Blätter nur überflogen, als es draußen klingelte und gleich darauf Camilla hereintrat.

„Das Mädel ist wieder da."

„Welches Mädel?"

„Die Person von dem Polen, Sie wissen doch, Herr Rechtsanwalt."

„Ach richtig, Sie haben es mir ja gesagt. Lassen Sie sie herein. Es handelt sich da wirklich um etwas Wichtiges."

„Aber sie ist hübsch, Herr Rechtsanwalt."

„Gewiß nicht so hübsch wie Sie, Camilla," sagte van Tenius in dem Gefühl, dem guten Mädchen etwas schuldig zu sein. Sie lächelte auch errötend, als wenn er ihr wer weiß was geschenkt hätte, und ließ dann mit übermäßiger Verachtung die „Person" herein.

Van Tenius war überrascht. Er hatte sich die Geliebte Twardkis nun einmal als ein widerwärtiges, schmutziges, von Kohlenstaub geschwärztes Frauenzimmer vorgestellt und mußte jetzt lachen. Ein bildsauberes Mädchen von höchstens zwanzig Jahren trat ein. Ueber den ärmlichen Kleidern eine tadellos weiße Sonntagsschürze, auf dem aschblonden Kopf ein knallrotes Tuch, wie die polnischen Arbeiterinnen es am Sonntag zu tragen lieben, und am Arm einen großen, viereckigen Deckelkorb. Sie setzte den Korb gleich neben der Tür hin, machte zwei hübsche Knixe und trat dann schnell an van Tenius heran.

„Sind Sie der Advokat vom Twardki?" fragte sie und schaute ihm dabei frech in die Augen. Sie sprach unverfälschten Berliner Dialekt.

„Jawohl, mein Kind, und wer sind Sie?"

„Sie werden mir nich kennen. Er will mir ja nich verraten."

„Sie sind die Kohlengöre?"

Das Mädel lachte laut auf.

„Dann kennen Sie mir also doch."

„Nun sagen Sie mir einmal, wie heißen Sie sonst noch? Seit Monaten suchen wir Sie, die Kriminalpolizei und ich, und können Sie nicht finden. Ich habe Sie mir freilich anders vorgestellt, und wenn die Kriminalpolizei auch so etwas gesucht hat . . ."

„Det's lustig, Herr Rechtsanwalt. Ick muß wohl Herr Rechtsanwalt sagen, nich wahr, wenn Sie auch nur so'n Advokat sind?"

„Wie Sie wollen."

„Ja also, die Kohlengöre nannten sie mir vor sieben Jahren. Damals hab' ick wat mit sie jehabt. Ick war aber erst ein dummes Ding von Zwölf und konnte nich bestraft werden. Kohlen haben sie jestohlen jehabt. Ick werde auch einen falschen Namen anjejeben haben. Na also, da bin ick und will für den Twardki aussagen. Ick schwöre es Ihnen bei meiner Seele Seligkeit, er ist keen Mörder."

„Das weiß ich, liebes Kind, und wir werden ihn auch loskriegen. Aber es ist gut für ihn, wenn Sie aussagen."

„Jestern habe ick aus Moabit einen Zettel jekriegt. Sie, Herr Rechtsanwalt, nich wahr, Sie dürfen nich petzen? Zu Sie darf man allens sagen."

„Alles, mein Kind."

„Also er hat's plötzlich mit die Angst jekriegt, und ick soll ihn helfen. Da bin ick."

„Also zuerst, wie heißen Sie eigentlich?"

„Martha Neubrodt, Herr Rechtsanwalt."

„Und der Twardki ist . . ."

„Mein Schatz, Herr Rechtsanwalt."

„Sie wissen, daß er verheiratet ist?"

„Nu nee, Herr Rechtsanwalt! Haben Sie vielleicht Pastor studiert?" Und wieder schaute sie ihm frech lachend ins Gesicht.

„Ich bitte um Entschuldigung, liebes Kind. Sie haben recht. Das geht mich nichts an. Aber der Präsident wird Sie nach solchen Dingen fragen."

„Na, denn soll er meine Antwort besehen. Pastoren kann ick nich leiden. Den Twardki will ick herausschwören, und Sie sollen mir dabei helfen."

Und ohne Scheu und Rücksicht erzählte sie, was in jener Nacht eigentlich passiert war, und was den guten Twardki veranlaßte, sie zu schonen. Er hätte ihr beim Kartoffelstehlen geholfen, nun dürfte er sie natürlich nicht hineinlegen.

„Das hat er mir schon eingestanden," unterbrach sie van Tenius, „aber es ist ja bei Ihrem Vorsatz geblieben. Sie sind ja unverrichteter Sache nach Hause zurückgekehrt und haben auf dem Wege die goldene Uhr gefunden."

„Wat sagen Se? Wat? Unverrichteter? Zwei Scheffel voll jut jemessen. So'n Liejenmaul. Aber seien Sie nich böse. Er is nur so dumm und weiß nich, daß ein Rechtsanwalt nich petzen darf."

Van Tenius ließ sich nun alles erzählen, machte sich ein paar Notizen und redete dem Mädchen zu, vor Gericht unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen.

„So weit's dem Twardki nützt. Nich 'n Wort mehr."

Van Tenius war neugierig geworden und hätte gern erfahren, wer die Geliebte des Polen eigentlich war, wovon sie lebte und wie es im Grunde mit ihrer Moral aussah. Auch mußte er als Verteidiger wissen, ob die Polizei sie kannte, und ob ihr Zeugnis für vollgültig angesehen würde. Die Kohlengöre wich seinen Fragen geschickt aus, und erst als er offen sprach und ihr den letzten Gedanken vortrug, fing sie wieder zu plaudern an.

„Ach so, wejen dem. Ob ick vorbestraft bin oder so oder bei die Blauen uffjeschrieben? Nee, lieber Herr, so dumm sind wir nich. Ick bin 'n anständiges Mädchen. Nich so viel wissen sie von mir. Einmal hätten sie mir beinahe jekriegt, wie wir noch in Berlin waren. Da bin ick ihnen aber ausjewitscht. Und seitdem nie wieder. Wat glauben Se denn, Herr Rechtsanwalt? So bin ick nich, wie Se glauben. Arbeiten tue ick, det mir der Bast von die Hände jeht. Nich schlecht, sag' ick Ihnen. Drei Jahre hab' ick in Charlottenburg bei die Seifenfabrik jearbeet. Und jetzt, seitdem der Twardki mein Schatz is, jehe ick hausieren mit feiner Seife. So zu die Kellner in die Vororte." Sie brachte ihren Deckelkorb heran, öffnete ihn und hob ein frisch gestärktes und noch nicht getragenes Männerhemd auf; darunter lagen Seifenstücke von grellen Farben und von durchdringendem Geruch. „Det Hemd is wegen die Spitzel. Hausierschein hab' ick nich. Is auch Unsinn. Wenn einer nu reinkieken will, kriegt er det Hemde zu sehen. Denn wasche ick vor meinem Bruder. Kennen Sie meinen Bruder nich, Herr Rechtsanwalt? Ick ooch nich. Den hab ick mir selber anjeschafft und hat mich nich wehjetan."

Van Tenius mußte lachen, dann sagte er aber ernsthaft: „Ich will nur hoffen, daß der Präsident nach all diesen Dingen nicht fragt. Denn ich wiederhole Ihnen, Sie müssen die Wahrheit aussagen. Nein, nein, liebes Kind, jetzt rede ich nicht wie ein Pastor, sondern als Twardkis guter Freund. Wenn Sie in einem Punkte lügen, so glaubt man Ihnen nichts mehr."

Martha Neubrodt hatte den Korb wieder über den linken Arm genommen. Sie legte dem Rechtsanwalt die rechte Hand vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Sie kennen mir noch nich. Mit dem Jerichtshof werde ick schon fertig werden. Wer sich jrün macht, den fressen

die Ziegen. Und jrün sind wir nich. Ick bin unter die Frankfurter Linden jeboren. Da kriegt jedes Kind Jrütze mit uf die Welt. Die Jungens einen Kopf voll und die Mächens zwee. Daß Sie's nur wissen, Herr Rechtsanwalt. Und vor Ihrem Jerichtshof habe ick auch nich so viel Bange."

Van Tenius suchte dem kecken Mädchen noch einmal klar zu machen, warum sie sich genau an die Wahrheit halten müßte, und dann schieden sie als gute Freunde.

Als er wieder allein war, sank die Erinnerung an den gestrigen Tag sofort auf ihn nieder. Er suchte sich durch Arbeit zu befreien. Er erledigte mit seinem Schreiber einige eilige Geschäfte und fuhr dann nach Moabit, wo er die Verteidigung in einer Sozialistensache zu führen hatte. Darauf suchte er den Polen auf.

Er erzählte ihm von dem Besuch der Kohlengöre und veranlaßte ihn in einer schwierigen Unterhaltung, in der Twardki seinen Advokaten immer wieder überlisten wollte, dem Untersuchungsrichter den Namen seiner Zeugin zu nennen. Twardki konnte sich kaum entschließen. Er hätte sich vor einigen Tagen an einem Gericht Erbsen den Magen überladen. Da hätte ihm das Leben nicht mehr gefallen, und so hätte er seinen Schatz zu Hilfe gerufen. Jetzt wäre er aber wieder auf den Beinen, und der Herr Advokat müßte es schon allein fertig bringen.

Als van Tenius Twardkis Zelle verließ und sofort auf dem öden Korridor der Gedanke an das verlorene Liebesglück sich seiner wieder bemächtigen wollte, stampfte er die Schwäche energisch nieder und besuchte nacheinander die drei Klienten, die er in den Räumen des Untersuchungsgefängnisses hatte. Von jedem hatte er etwas zu erfahren, was entweder dem Prozeß oder seinen wissenschaftlichen Arbeiten zugutekommen konnte, und so waren einige Stunden wieder mit Arbeit ausgefüllt.

Langsam und nachdenklich kehrte er zurück. Er ist ein Mann und wird's überwinden, und seine armen Teufel werden keinen Nachteil davon haben, daß ihr Anwalt sich eines schönen Weibes willen hat ein behagliches Heim errichten wollen. Der Verteidiger der armen Leute soll nicht reich sein, nicht zufrieden, nicht glücklich. Er soll einsam ein alter Narr werden, damit er für nichts Besseres lebt als für die andern.

In seiner Stube fand van Tenius einen Brief. Mariannens Handschrift. Ein Lohndiener aus dem Hotel hatte ihn gebracht.

„Mein einzig geliebter Freund!

Es ist nicht möglich, Du kannst und darfst so nicht von mir gehen. Ich kann es nicht glauben, daß eine grenzenlose Hingebung von Jahren, daß eine treue Liebe ohne Wanken und Schwanken so endigen soll. Robert, wenn Du mich so verlassen kannst, dann hast Du mich elend getäuscht, dann haben wir uns beide belogen, dann wäre es besser, wir hätten uns nie gesehen, und ich hätte in meinem armseligen Dasein nicht jahrelang geglaubt und gehofft, daß Du mich liebst. Verächtlich bin ich Dir erschienen, und noch verächtlicher erscheine ich Dir vielleicht heute. Ich aber habe keine Scham vor Dir, denn ich liebe Dich besser als Du mich. Ich sage Dir heute wie gestern, ich bin Dein, ich liebe Dich, ich kann und will mein Leben nicht denken ohne Dich, und ich bitte Dich, sei großmütig, nimm mein Geschenk an. Ich erwarte Dich oder ein gutes Wort von Dir.

Mein einziges geliebtes Herz, ich liebe Dich. Aber auch das muß ich Dir sagen in diesem Brief, und wenn ich wüßte, daß jedes Wort mein Todesurteil ist. Ich ändere meinen Entschluß nicht. Die ganze Nacht habe ich mich selbst gefoltert, um mir das zu entreißen, was Du verlangst. Aber ich kann's nicht. Du irrst nur, wenn Du glaubst, das habe etwas mit der Liebe zu Dir zu tun. Mit Leib und Seele

bin ich Dein und schenke mich Dir mit Leib und Seele, und weiß dabei nur, daß ich mein Kind zu schützen habe, gegen meine Liebe zu Dir. Das tue ich, weil ich so handeln muß. Und wenn ich damit mein Leben zertrümmert habe ... aber nein, das wird nicht geschehen, Du wirst wiederkommen. Dein, in Schmerz und Liebe immer Dein! Marianne."

Van Tenius ließ die Hand mit dem Brief auf den Tisch niedersinken. Sein Kopf schob sich schwer vor. Die Adern auf seiner Stirn schwollen an, und der Mund verzog sich wie zu einem Fluch. Dann zerriß er die Blätter in kleine Stückchen, warf sie in den Papierkorb und setzte sich an den Schreibtisch.

„Meine Teure."

Er zerriß das Blatt und fing von neuem an.

„Innig verehrte Frau Baronin!

Ich habe zwischen uns eine Mauer aufgerichtet. Ich bin Ihrer nicht wert. Sie würden mich nicht mehr sehen wollen, wenn Sie wüßten, wozu mein Zorn mich gebracht hat.

Sie irren, wenn Sie geglaubt haben, oder wenn Sie nach dieser Erklärung glauben, meinen Gefühlen für Sie wäre Lüge beigemischt gewesen. Nein, innig verehrte Frau, ich habe Sie geliebt so echt und so tief, wie Sie es nur in Ihren stolzesten Frauengedanken wünschen konnten.

Hätte ich Ihren Entschluß nicht für ernst und unabänderlich genommen, ich hätte um Sie gekämpft. Sie haben gegen mich entschieden. Sie haben den Mann in mir aufs schwerste beleidigt. Sie haben mich durch diese Beleidigung gezwungen, zu überlegen. Ich bin kein verliebter Müßiggänger, dem das, was Sie mir schenken wollen, seine Ehre ersetzen, seine Arbeit heiligen, sein Leben adeln kann. Wir sind wirklich von verschiedener Rasse.

Leben Sie wohl, verehrte Frau, und glauben Sie einem ernsten Eide, daß Sie sich des Mannes nicht zu schämen brauchen, dem Sie so verächtlich Ihre Hand entgegen-

gestreckt haben. Leben Sie wohl, ich kann mich kaum von Ihnen trennen, nicht einmal in diesen Zeilen. Leben Sie wohl, leben Sie wohl."

Van Tenius unterschrieb seinen Brief, adressierte und sandte ihn durch einen Dienstmann ins Hotel.

Der Dienstmann kam nach einer Stunde zurück und brachte eine Antwort.

„In dieser furchtbaren Stunde weiß ich nichts. Ich muß nur sagen, was ich tun will, und was mir durch den Kopf geht. Ohne Rücksicht auf mich. Das ist das Letzte.

Ich verlasse noch heute Berlin. Ich habe den Plan, in Dresden zu leben, entweder mit meinem Knaben oder doch in seiner Nähe. Ich weiß noch nicht. In Dresden werde ich zu finden sein. Denn das ist es ja, was ich in dieser furchtbaren Stunde sagen muß. Ohne Rücksicht auf mich. Mein Leben ist ja entzwei. Jawohl, entzwei. Was nicht meinem Knaben gehört, das bewahre ich ohne Abzug, ohne Rückhalt für einen andern auf. Ich werde ihn erwarten. Ich weiß ja — — ich werde warten.

Und noch eins. Ich glaube Sie zu verstehen. Die Männer sind ja so rücksichtslos, so hart. Ich glaube Sie zu verstehen, und ich achte Ihren Willen. Und darum immer noch

Ihre Marianne.

Denken Sie nicht schlecht von mir. Was Sie mir schrieben, daß Sie meiner nicht wert sind, das habe ich nicht gelesen, nicht verstanden. Noch eine Bitte habe ich an Sie. Bleiben Sie sich selbst getreu. Tragen Sie Ihren Schmerz, wie ich ihn trage. Wenigstens nicht gemein wollen wir werden, wenn wir schon unglücklich sind. Leben Sie wohl. Und auch ich weiß nicht, wie ich mich trennen soll von Ihnen. Und darum glaube ich nicht, daß es unser letztes Wort ist."

Neunzehntes Kapitel

Marianne hatte sich bei Dresden niedergelassen und hatte ihren Sohn dort wieder in seiner Schule untergebracht.

Sie suchte in dem stillen Vorort der ruhigen Stadt keinen Verkehr und löste allmählich auch die Beziehungen zu den wenigen Berliner Bekannten. Nur mit der Tante wechselte sie regelmäßig Briefe. Sie teilte dem teilnehmenden Fräulein alles Wichtige und Unwichtige aus ihrem Leben mit und las die ausführlichen, zwölf bis sechzehn Seiten langen Antworten stets mit aufmerksamer Erwartung durch. Aber die Stiftstante hielt sich immer nur an den Gegenstand, den Mariannens Brief ihr gegeben hatte, und gedachte des Rechtsanwalts mit keinem Wort und mit keiner Anspielung. Es war nicht unmöglich, daß die alte Dame den Freund der Ossendorffs wirklich vergessen hatte; es war aber auch möglich, daß sie einen Groll gegen ihn bewahrte. Jedenfalls hütete sich Marianne, nach ihm zu fragen.

Einmal schrieb Vetter Richard einen drolligen und unklaren Brief. Leutnantlich und galant, ein wenig junkerlich und doch im Grunde treu und herzlich. Durch die Abreise der in parlamentarischen Ausdrücken nicht genug zu preisenden Kusine sei er, der Vetter Richard, ein wenig verrückt geworden und mit ihm die berühmte mathematische Geographie, die ihn beim Examen schon so bedrückt habe. Die gemäßigte Zone sei südlicher geschoben worden. In Berlin friere es. An der Rousseau-Insel werde man das ganze Jahr Schlittschuh laufen können. Auch seien schon Eisbären und Eidergänse dort gesehen worden.

Die schöne Kusine solle nicht vergessen, daß sie durch den Zufall der Weltgeschichte den Namen Ossendorff trage. Das sei schließlich ein Ereignis von einiger Bedeutung. Wer immer das ideale Glück gehabt hätte, denselben Namen in dieses Kommißjammertal mitzukriegen, der werde eifersüchtig über der stolzesten Beute des Geschlechts wachen, und die Stiftstante sei eigentlich, wenn man sich Mühe gebe und von ihren Schrullen absehen lerne, doch keine völlig und heillos verdrehte Schraube. Uebrigens und erstens und letztens heiße einer der vielen Ossendorffs Richard, und der werfe sich der schönen Kusine unter allen Umständen zu Füßen und sei im äußersten Notfall bereit, als Ritter Anna Marias jede gewünschte Tat oder Dummheit zu begehen. Im Ernst und im Scherz. Dann kamen noch Notizen über Kameraden, über Avancementsverhältnisse und Anspielungen auf eine hübsche Berlinerin, derentwegen die bevorstehende Wintersaison erträglich werden könnte, und die wenigstens blonde Haare habe.

Marianne antwortete freundlich und munterte den lustigen Verehrer zu vernünftigen Briefen auf. Vetter Richard schrieb aber kein zweites Mal.

Marianne verkehrte einzig und allein mit Frau Krieger, die ihr ihre Erfahrungen mit Wölfi und mit anderen Knaben seines Alters anvertrauen mußte, und von der sie sich zuerst pädagogische Werke und dann andere gedankenreiche Bücher ausbat. Ihr Mann und van Tenius hatten sie, mehr als Marianne selbst geahnt hatte, an geistige Bedürfnisse gewöhnt, und sie empfand den Verlust täglich, wenn sie die Zeitung las und niemanden hatte, den sie nach Unverstandenem fragen konnte.

Sie las die beiden Berliner Zeitungen weiter, die sie in Charlottenburg gehalten hatten. Das gemäßigt konservative Blatt, in dem die Familie Ossendorff ihre Familienanzeigen einzurücken pflegte, und das kleine demokratische

Blatt, zu dem van Tenius wohl einige Beziehungen unterhielt. Ossendorff hatte dieses Blatt dem Rechtsanwalt zuliebe abonniert, und weil es die zuverlässigsten Angaben zu dem Gegenstande ihrer gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit brachte. Darin hatte Marianne auch von Zeit zu Zeit den Namen van Tenius gefunden, viel häufiger, als in der anderen Zeitung. Gerade die Prozesse, die der Rechtsanwalt als Verteidiger von Arbeitern führte, wurden dort gewissenhaft registriert und über seine öffentlichen Vorträge wurde eingehend berichtet. Dieses Blatt nun studierte sie aufmerksam. Sie suchte täglich nach seinem Namen. Das Blatt kam regelmäßig in der Mittagsstunde an, und Wölfi, der zur selben Zeit aus der Schule zurückkehrte, hatte sich oft darüber zu ärgern, daß Mama in die dumme Zeitung schaute, anstatt sich seine wichtigen Vormittagserlebnisse erzählen zu lassen.

„Steht denn wenigstens was von Papa drin?" fragte er einmal.

Wirklich stand kurz nach der Uebersiedelung etwas von seinem Papa drin. Der so fürchterlich verunglückte Major von Ossendorff habe kurz vor seinem tragischen Ende eine bedeutende Summe für die Erforschung und Heilung gewisser sozialer Schäden auf dem Gebiete der Berufskrankheiten bestimmt, und der bekannte Rechtsanwalt van Tenius sei nun an der Arbeit, die Zinsen des ansehnlichen Vermögens im Sinne des großmütigen Aristokraten, das heißt diesmal im demokratischen Sinne, dauernd zu verwenden.

Marianne las die Notiz und gedachte mit inniger Rührung jener Stunde. Wie herzlich Wolfgang wieder gelacht hätte über den Stil dieser Zeitungsnotiz. Und ob er wohl mit ihr zufrieden wäre?

Anfang November brachte das Blatt, aber auch die konservative Zeitung, zweimal den Namen van Tenius. In dem Mordprozeß von Westend, in dem bekanntlich der

Rechtsanwalt van Tenius die aussichtslose Verteidigung des polnischen Angeklagten führe, sei es endlich zum Abschluß der Voruntersuchung gekommen. Die unausgesetzten Bemühungen der Kriminalpolizei seien vom Erfolge gekrönt worden, man habe endlich die Geliebte und Mitschuldige des Polen hinter Schloß und Riegel.

Wenige Tage später hieß es in beiden Blättern gleichlautend:

„Wir müssen unsere Nachricht über den Mordprozeß von Westend dahin ergänzen, daß es gelungen ist, diejenige Zeugin zu eruieren, welche den Angeklagten oder vielmehr Verdächtigen entlasten sollte, welche aber der Polizei zu nennen er sich hartnäckig weigerte. Das verwahrloste Mädchen, eine Fabrikarbeiterin aus Charlottenburg, ist nun dem Untersuchungsrichter vorgeführt worden und hat so unwesentliche Angaben gemacht, daß die Voruntersuchung abgeschlossen werden konnte. Es war eine durchaus unhaltbare Annahme, daß diese Zeugin verhaftet worden sei. Die öffentliche Verhandlung wird eine der Sensationen der nächsten Schwurgerichtsperiode bilden, und zwar wird der Mörder von Westend kurz nach den Weihnachtsferien die Anklagebank betreten. Das beleidigte Rechtsgefühl unserer Residenzstadt usw."

Marianne legte das Blatt träumerisch fort. Bis dahin gab der Geliebte kein Lebenszeichen von sich. Das schien ihr gewiß. Aber dann im Januar, wenn diese Last ihm genommen war, dann mußte es anders werden. Er hatte diesem Prozeß ein zu lebhaftes Interesse entgegengebracht, Marianne wollte die Verhandlung aufmerksam verfolgen. Wölfi stürmte mit seiner Büchermappe herein und hatte über eine Schlacht mit einer andern Klasse zu berichten.

„Mama, du hörst nicht zu! Was hast du schon wieder mit deiner dummen Zeitung?"

„Da steht etwas vom Onkel Rechtsanwalt. Den hast du doch auch lieb?"

„Wen? den? Na ja. Mama, steht denn in der Zeitung auch etwas über Rechtsanwalts? Was steht da? Ist er gestorben?"

„Nein, Wölfi, du kannst ja lesen." Wölfi buchstabierte die letzten Zeilen der Notiz, in denen van Tenius „einer unserer schneidigsten Juristen" genannt wurde, und sagte dann:

„Ich sage dir, Mama, Papa war tausendmal schneidiger. Wir haben einen in der vierten Klasse, dessen Papa ist Rechtsanwalt, und der geht krumm und hat kein Haar auf dem Kopf, sein Papa, verstehst du."

„Aber so ist doch Onkel van Tenius nicht."

„Der! Der ist auch ein Freund von Papa gewesen, und ich sage dir, Mama, der ist gar kein rechter Rechtsanwalt."

Marianne gab Wölfi einen Kuß auf die trotzigen Lippen und noch einen auf die Fläche seines rechten Händchens, auf die kleine Narbe; aber was in der Zeitung über van Tenius stand, das zeigte sie dem Knaben nicht mehr.

Kurz vor Weihnachten wurde sein Name wieder genannt. In dem demokratischen Blatt, sehr ehrenvoll. Ein langer und ohne die Hilfe der gelehrten Männer schwer verständlicher Artikel. So viel begriff Marianne nach zweimaligem Lesen doch, daß ihr Freund seine große wissenschaftliche Arbeit nun beendet hatte, und daß sie wenigstens bei den Gleichgesinnten mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Eine endlos lange Anmerkung zu dem Artikel wiederholte den Titel und kritisierte das Werk. Der Verfasser habe mit großem Fleiß und mit bisher unerreichter tendenzloser Objektivität alle statistischen Tatsachen über die Abnutzung menschlicher Arbeitskraft gesammelt und seine Resultate auf nicht weniger als zweihundertfünfunddreißig Seiten zusammengestellt, die nichts enthielten als Tabellen und Ziffern. Es

sei nur einem Fachmann möglich, dieses Buch zu studieren. Lesen lasse es sich nicht. Den Tabellen folge nur ein knapper Druckbogen Text. Verfasser solle diesen Druckbogen besonders veröffentlichen. Er enthalte auf Grund fast durchaus offizieller Zahlen ein neues soziales Programm, er stelle den Staat vor das Dilemma: Reform oder Revolution. In dem Artikel selbst war dann, ohne daß van Tenius weiter genannt wurde, sein Grundgedanke paraphrasiert.

Vor hundert Jahren habe man es gewagt, den Menschen bezüglich aller seiner physiologischen Funktionen eine Maschine zu nennen. Dieser Gedanke sei für uns teils zu einer erwiesenen Wahrheit, teils zu einer Doktorfrage geworden. Unsere Gegenwart beschäftige die soziale Not dringender als jede wissenschaftliche Theorie. Und so müsse es gesagt werden, daß der Arbeiter, die arbeitende Frau und das arbeitende Kind für das Kapital Maschinen geworden seien, menschliche Maschinen, die feiner arbeiteten, billiger wären und vor allem nicht repariert zu werden brauchten. Die großen eisernen Maschinen, auch die geistreichsten, seien nur auf schablonenhafte Arbeit gestellt, sie seien kostspielig, und für ihre Abnutzung und Reparatur müsse der Besitzer alljährlich noch etwas von seinem Vermögen abschreiben. Anders der Arbeiter, das arbeitende Weib und das arbeitende Kind. In blinder Unterwerfung unter tierische Instinkte erzeuge die Natur endlos und sinnlos immer wieder neue Millionen von diesen Maschinen, die die Eigentümlichkeit hätten, daß sie nur hungerten nach Heizmaterial, daß die Maschinen selbst ganz umsonst zu haben wären und nur geheizt zu werden verlangten. Als ob eine große Maschinenfabrik dem Kapital ihre Kolosse umsonst zur Verfügung stellte; das Kapital brauchte nur den Kessel zu heizen, und die Maschinen, wenn sie unbrauchbar geworden seien, abholen zu lassen von den Totengräbern der großen Maschinenfabrik.

Aber diese lebendigen Maschinen hätten in ihrem Elend doch etwas Denkkraft nebenbei erzeugt. Und so gehe es jetzt wie eine dumpfe Ahnung durch die Arbeiterwelt, daß man nicht schlechter bezahlt werden wolle als eine eiserne Maschine. Nach wie vor werde man sich dem Kapital anbieten. Denn der Kommunismus und Anarchismus sei ein wüster Traum von Menschen, die durch zu viel Liebe oder zu viel Haß zur Gedankenverzweiflung gebracht worden seien. Anbieten werde sich die menschliche Maschine nach wie vor, aber das Kapital müsse durch eine überkapitalistische Macht gezwungen werden, die Maschine zuerst zu bezahlen, nach ihrem Werte, das Heizmaterial außerdem zu liefern, und die menschlichen Maschinen zu schonen, ihre Schäden zu reparieren ... „so daß endlich in Zukunft der Tag anbricht, an welchem der Arbeiter, die arbeitende Frau und das arbeitende Kind es nicht schlechter haben wird als die große, blanke, glänzende, fröhliche Dampfmaschine im luftigen, hellen, geräumigen Maschinenhaus."

Diese soziale Reform sei das mindeste, was Menschen von Menschen verlangen können. Konsequent durchgeführt, genüge es aber, um die Klagen von Millionen verstummen zu lassen. Uebrigbleiben werde nur die geistige Not der Armen, und aus der geistigen Not könne sich der einzelne nur durch Glück, Martyrium oder Selbstzertrümmerung erlösen. Die Gesellschaft aber werde an diese radikale Reformation gehen müssen, wolle sie nicht eine noch radikalere Revolution heraufbeschwören.

Der Artikel ließ zum Schluß dem Verfasser des Buchs wieder das Wort:

„Wir haben uns die Mühe nicht verdrießen lassen, jahrelang die Ziffern zu sammeln, welche in jahrzehntelanger Arbeit die Statistik ermittelt hat. Wir haben Achtung vor der Wissenschaft. Und wissenschaftlich, streng wissenschaftlich

ist die Grundlage unserer Forderungen. Aber es ist Zeit, daß die Wissenschaft sich einem Höheren unterwerfe. Auch in den Naturwissenschaften haben die Gelehrten seit Jahrzehnten nichts getan als beobachtet und gesammelt, mit dem Messer und dem Mikroskop beobachtet und gesammelt, und es wäre Zeit, daß einer aufstünde, die Sammlungen verbrenne wie jener Osmane, um der Natur den Herrn zu zeigen. Noch wichtiger aber ist es, daß die Wissenschaft der Statistik endlich aufhöre, sich für die letzte soziale Weisheit zu halten. Wie ein Arzt, der dem Kranken lateinische Namen sagt und nicht helfen kann, so steht die Statistik der sozialen Not gegenüber. Schwerverständliche Ziffern hat sie aufzuweisen, weiter nichts. Ziffern und Tabellen, hohle Worte. Es ist Zeit, daß die Statistik diesen eingebildeten Größen aus der Hand gerissen werde, daß die Polizei weiterhin die Statistik treibe, wie der Soldat das Knöpfeputzen, daß die Gesellschaft aber endlich aufs Wort verzichte und zur Tat schreite. Nach der erlösenden Tat schreit die menschliche Maschine, und die erlösende Tat steht vor der Tür. Will der Staat nicht abdanken, so muß er selbst die Tat begehen, auch wenn er sie für selbstmörderisch hielte, was sie nicht ist. Selbstmörderisch wäre es, es den Maschinen zu überlassen, daß sie rebellieren und nach den Lehren der Gedankenverzweiflung ihren ungeheuren Kraftüberfluß anstemmen zur Selbstzertrümmerung, zur Staatenzertrümmerung, zur Kulturzertrümmerung. Geschehen muß die Tat. Wehe uns, wenn kein Held sich findet, der sie ausführt, uns zum Heil."

Tagelang behielt Marianne das Blatt auf ihrem Schreibtisch, las es immer wieder und versenkte sich in die Gedankenwelt des Geliebten. Es war ihr, als ob sie seine Stimme hörte. Mitunter auch, als ob ihr verstorbener Mann mit leiser Ironie Einwürfe machte. Dann aber wurde dieser Zweifel übertönt von der mächtigen Stimme des Redners.

Er sollte es niemals durch Worte erfahren, nur durch die Tat. Wenn er der ihre wurde, dann wollte sie sich als seine Schülerin zeigen und sich mit allem, was sie besaß, hingeben, alles wollte sie ihm widmen.

Sie ließ durch die Buchhandlung das Werk kommen und hatte in den Weihnachtstagen genug zu tun, den letzten Bogen sich zueigen zu machen. Sogar einzelne Ziffern der Tabellen lernte sie endlich verstehen, wenn ihr diese endlosen Seiten auch zuerst wie Hieroglyphen erschienen waren. Und Wölfi mußte auch heran. Sie ließ ihn ganze Tabellenreihen sinnlos addieren. Wölfi besorgte das mit großem Vergnügen und freute sich, daß er dem Onkel Rechtsanwalt helfen durfte.

Die Tage vergingen. Wölfi ging nach den schönen Weihnachtsferien schon wieder seit acht Tagen zur Schule, als die Berliner Blätter endlich ihre spaltenlangen Berichte über den Mord von Westend brachten. Marianne schrak ordentlich zusammen, als sie die Ueberschrift zum ersten Male sah. Es war ihr so plötzlich gekommen. Und ihr war doch, als hätte sie vom Ausgang dieses Prozesses etwas Großes erwartet. Aber jetzt hatte sie keine Zeit zum Nachdenken. Es war lächerlich, aber sie verbrachte den halben Tag damit, den großen Prozeß des Geliebten in den beiden Berichten aufmerksam zu verfolgen. Das demokratische Blatt brachte die Verhandlungen kürzer und, wie es ihr scheinen wollte, tendenziöser. Das mächtige Format der konservativen Zeitung schien Lesefutter zu suchen und verlangte wohl die ausführlichen stenographischen Berichte.

An einem Montag hatte die Schlußverhandlung im großen Schwurgerichtssaale des Berliner Kriminalgerichts begonnen, und am nächsten Tage las Marianne den ersten Bericht. Eine kurze Wiedergabe der Anklageschrift und das Verhör des Angeklagten. Der Pole machte von vorn-

herein einen ungünstigen Eindruck. Er schien gänzlich unbewegt, hatte beständig ein böses Lächeln auf den Lippen und sagte einigemal die Unwahrheit. Der Staatsanwalt hatte die Akten seiner Vorstrafen kommen lassen, und die konnten seiner Sache gefährlich werden. Der Staatsanwalt wies nach, daß der Pole seine Habsucht und Unredlichkeit durch eine Fundunterschlagung, daß er seinen gewalttätigen Sinn schon durch lebensgefährliche Mißhandlungen eines Genossen bewiesen habe. Erst gegen den Schluß der Sitzung hatte der Verteidiger das Wort verlangt. Das Bild änderte sich so rasch, daß Marianne ganz fröhlich wurde beim Lesen. Van Tenius überredete den Angeklagten, seine falschen Angaben zurückzunehmen und über die Verwendung des Geldes, das er für das goldene Uehrchen erhalten hatte, die Wahrheit zu sagen. Dann aber erreichte es van Tenius, daß die Akten der Vorstrafen vorgelesen wurden. Und der Verteidiger unterstrich durch Zwischenfragen und einige Bemerkungen diejenigen Umstände, welche sowohl die Fundunterschlagung als die kleine Schlägerei harmlos machen konnten. Der Verhandlungstag schloß mit einer heiteren Wirkung. Auf die wiederholte Frage des Präsidenten, ob Twardki seine Schuld bekenne, sagte der Pole:

„Das ist nämlich nur eine Sekiererei. Ich weiß gar nix von der Mordgeschichte. Aber mein Advokat weiß alles, und der wird auf alles antworten. Er ist ein sehr guter Mann."

Am Dienstag hatte die Verhandlung einen heftigeren Charakter angenommen. Die Sachverständigen wurden vernommen, Chemiker und Aerzte. Diese Herren wiederholten zuerst einfach ihre Gutachten, wonach Zerpen gewiß durch den einen Schlag auf der Stelle getötet worden sein müsse und der Tod in den Morgenstunden des Montag eingetreten sei. Es entspann sich ein lebhafter Kampf zwischen dem Ankläger und dem Verteidiger. Van Tenius zwang

die Sachverständigen, die logische Kette ihrer Schlüsse dem Gerichtshof vorzulegen.

Einige versuchten sich hochmütig auf ihre wissenschaftliche Ueberlegenheit zu steifen und die Aussagen auf ihren Eid zu nehmen. Der Staatsanwalt erklärte sich gegen das Recht der Verteidigung, die Sachverständigen mit Mißtrauen zu behandeln. Der Gerichtshof aber erklärte sich für van Tenius, und die Herren mußten Rede stehen. Es kam heraus, daß sie die Leiche, weil sie erst Dienstag früh gefunden worden war, auch erst in den Nachmittagsstunden des Dienstag besichtigt hätten. Van Tenius stellte fest, daß nach Verlauf einer so langen Zeit die Bestimmung der Todesstunde nicht mehr genau möglich sei. Die Totenstarre wäre schon nach wenigen Stunden eingetreten. Und ein Physikus gab wenigstens theoretisch zu, daß die Leichenflecke gar kein Beweis dafür wären, ob die Zersetzung vor vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden begonnen habe.

Endlich mußten alle Sachverständigen der Verteidigung zugestehen, daß die Zersetzung bei verschiedenen Körpern mit verschiedener Schnelligkeit vor sich gehe. Die Herren blieben zwar bei dem Gutachten der Voruntersuchung, aber die Kette ihrer Schlüsse war gerissen, und van Tenius konnte gegen sie den Ausdruck „eigensinnig" gebrauchen. Das trug ihm, zum Schrecken Mariannens, einen Tadel von seiten des Präsidenten ein. An diesem Tage wurden noch einige Zeugen über das Vorleben und den Charakter des Angeklagten vernommen. Die Genossen des Polen, die ihn zum Teil seit seiner Knabenzeit kannten, wußten nur Freundliches über ihn zu berichten. Aber der Staatsanwalt entlockte ihnen die Aeußerung, daß sie den Angeklagten gern hätten und sich freuten, wenn sie ihm nützen könnten. Endlich wurde das Zeugnis des Ortspfarrers aus der polnischen Heimat der armen Arbeiter verlesen. Das stellte den Ange-

klagten als einen unbotmäßigen und gefährlichen Menschen hin. Er habe im Konfirmationsunterricht über einige tiefsinnige Worte des Katechismus gelacht. Als darüber im Zuhörerraum ein Gemurmel entstand, drohte der Präsident mit Räumung des Saales. Da aber in diesem Augenblick die Verhandlung des Dienstag zu Ende war, gab es im Saale und am Richtertische einige Heiterkeit.

Die Mitteilungen über die Mittwoch-Sitzung waren wieder in anderer Beziehung interessant und selbst aufregend. Zwei Frauen wurden nacheinander vernommen. Die Geliebte des Angeklagten und nach ihr die Braut des Ermordeten. Zuerst eine Proletarierin und dann die reiche junge Witwe. Das demokratische Blatt wies darauf hin, daß die Arbeiterin, Martha Neubrodt, einigemal heftig angefahren wurde, daß man ihren festen und den Stempel der Ehrlichkeit tragenden Aussagen durchaus nicht glauben wolle, daß hingegen die offenbar verlegene und zurückhaltende reiche Frau mit der äußersten Schonung behandelt worden sei.

Es schien, daß diese merkwürdige Person, die Martha Neubrodt, sich anfangs nicht recht mit der Sprache heraustraute. Der längere Bericht wußte zu erzählen, wie sie zuerst auf den Boden starrte und jedesmal blaß wurde, wenn der Staatsanwalt mit unhöflichen Worten ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel zog. Als die Verteidigung aber ihr Leumundszeugnis verlesen ließ und dieses günstig lautete, da blickte das hübsche Mädchen vergnügt auf und gab von da ab deutliche und unzweifelhafte Auskunft.

Jawohl, sie sei die Geliebte des Angeklagten gewesen. Jawohl, sie habe gewußt, daß er zu Hause eine Frau und Kinder hätte. Jawohl, das sei Sünde. Sie sei eine Sünderin, aber deshalb dürfe Twardki doch nicht verurteilt werden. Und auf die Aufforderung des Präsidenten und den Rat des Verteidigers, nichts zu verschweigen, gab Martha

Neubrodt in ausführlicher und schwatzhafter Darstellung zum besten, was in der Nacht vom Sonntag zum Montag zwischen ihr und dem Angeklagten vorgegangen sei. Ueber ihre Liebesbeziehungen äußerte sie sich dabei so rückhaltlos, daß der Präsident sie unterbrach und zur Tugend vermahnte. Martha Neubrodt aber lachte und versicherte, sie habe hier die Wahrheit zu sagen, damit man ihrem Geliebten nicht den Kopf abschlage. Und was man von ihr denke, das sei ihr ganz einerlei. Nach Mitternacht sei Twardki zu ihr gekommen, und sie hätten sich liebgehabt und seien auch spazierengegangen und erst umgekehrt, als das Wetter losbrach. Da sei Twardki nach seiner Arbeitsstätte gelaufen. Und auf dem Spaziergang eben habe sie zuerst die Uhr gesehen und aufgehoben an der und der Stelle. Sie habe sie in derselben Nacht mit Putzpulver blank gemacht und sie am nächsten Abend dem Twardki geschenkt. Alle Kreuzfragen des Präsidenten und des Staatsanwalts konnten das Mädchen zu keinem Widerspruch verführen. Sie blieb ruhig und siegesgewiß lächelnd bei ihren Angaben. Erst auf die merkwürdige Frage des Verteidigers, warum sie auf ihrem Spaziergang gerade den Weg über dieses Feld eingeschlagen hätten, was sie dort zu suchen gehabt hätten, stampfte die Zeugin mit dem Fuß auf und beklagte sich beim Präsidenten über den Advokaten, der sie hineinlegen wolle. Sie ließ sich aber begütigen und sagte aus, bei Nacht und mit seinem Geliebten gehe man eben nicht immer auf der Straße, sondern wohin man wolle. Der Herr Advokat gehe dann wahrscheinlich auch nicht auf der Straße.

Nach der Neubrodt wurden einige Zeugen vernommen, die vom Staatsanwalt oder vom Verteidiger gerufen worden waren, um ihre Aussagen zu entkräften oder zu bestätigen. Großen Spaß machte es, als der Nachtwächter von Friedenau erzählte, Martha Neubrodt habe überall „die

rüdige Bolle von Friedenau" geheißen, und als andere Zeugen diesen Spitznamen wiederholten, aber niemand recht sagen konnte, was damit gemeint sei. Eine ganze Stunde schwirrte der Name „die rüdige Bolle von Friedenau" zur stillen Belustigung von Richtern und Zuhörern durch den Saal. Dann kam ein Uhrmacher und ein Chemiker an die Reihe. Der eine sollte als Sachverständiger bekunden, wann die Uhr stehengeblieben sei, der andere hatte das Uhrgehäuse unter dem Mikroskop betrachtet und Spuren von Putzpulver sowie winzige Klümpchen Lehm bemerkt. Endlich wurde noch ein Sachverständiger vernommen, der mit Gerichtspersonen, mit der Neubrodt und dem Angeklagten an Ort und Stelle gewesen war und die Entfernung von der Chaussee abgemessen hatte. Der Verteidiger wollte durch ihn feststellen lassen, daß die Uhr recht wohl von der Straße bis zur Fundstelle geworfen sein konnte. Mit einem Stein von der gleichen Schwere und ungefähren Form hatte der Sachverständige den Versuch glücklich ausgeführt.

In der Nachmittagssitzung kam es zu der unbehaglichen und unheimlichen Vernehmung der Frau Berta Schade. Die anmutige, schwarzgekleidete Dame wurde vom Präsidenten mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Als sie über ihre Beziehungen zu Zerpen nur undeutliche Angaben machte und selbst die Frage, ob er ihr Bräutigam gewesen sei, nicht mit einem entschiedenen Ja beantwortet hatte, da schwieg der Staatsanwalt, und erst der Verteidiger brachte sie zu einer etwas bestimmteren Aussage. Ueber Einzelheiten aus ihrem letzten Gespräch mit Zerpen wüßte sie aber nichts mitzuteilen. Sie hätte durch ihr furchtbares Schicksal jede Erinnerung an diese letzte Stunde verloren.

Der Staatsanwalt schien sich dabei beruhigen zu wollen und anzunehmen, daß Frau Berta Schade das Gedächtnis an jenen Tag wirklich eingebüßt habe und daher auch nicht

mehr wisse, ob Zerpen noch einmal dagewesen sei oder nicht. Zwei Gerichtsärzte gaben die Möglichkeit solcher partiellen Gedächtnisstörungen zu.

Gegen diese Auffassung wandte sich van Tenius sehr lebhaft. Er bestritt die Möglichkeit einer so bequemen Gedächtnisstörung und setzte der Dame mit seinen Fragen hart zu. Sie verlangte einmal nach Wasser, und der Präsident bat den Verteidiger, schonendere Worte zu gebrauchen. Van Tenius aber schüttelte den Kopf und verlangte rücksichtslos, daß die Briefe verlesen würden, welche Zerpen von der Hand dieser Zeugin besessen hatte. Der Gerichtshof zog sich zur Beratung zurück und erklärte, die Briefe würden nicht verlesen werden. Nach dem Protokoll des Untersuchungsrichters sei in ihnen durchaus nichts enthalten als der Beweis, daß die Zeugin dem Ermordeten ihre Neigung geschenkt habe. Diese Tatsache stelle die Zeugin nicht in Abrede. Die Verlesung der Briefe hätte also mit dem Prozeß nichts zu tun. Auch die Ankündigung des Verteidigers, er werde behaupten, daß der Ermordete mit Hilfe dieser Briefe als Erpresser gegen die unglückliche Frau vorgegangen sei, änderte nichts an den Beschlüssen des Gerichtshofes. Da ließ van Tenius diesen Gegenstand fallen, um aufs neue durch weitere Fragen festzustellen, daß Frau Schade unter ihrem Eide ganz wohl sich alles dessen erinnere, wonach man frage. Und dreimal in immer verschiedener Form ließ er sich von Frau Schade bestätigen, daß Zerpen sie um sechs Uhr verlassen habe und nicht wiedergekommen sei. Als der Staatsanwalt darauf noch einmal den Sachverständigen für Gedächtnisstörungen — wie van Tenius sich ausdrückte — heanrief, da überraschte van Tenius den Gerichtshof mit einem neuen Antrag. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die beiden Dienstmädchen der Zeugin der Verhandlung beiwohnten. Sie wurden auf

der Stelle vorgerufen und vereidet. Die Köchin, die im Souterrain schlief, hatte nichts Wesentliches auszusagen. Das Stubenmädchen aber hatte ihr Zimmer neben dem Haupteingang. Und nach der ganzen Ortsgelegenheit, bei ihrer natürlichen Neugier und Spionierlust, über welche die Köchin wieder Angaben machte, hätte sie unter allen Umständen wissen müssen, wenn Zerpen einige Stunden der Nacht auf den Montag in der Villa zugebracht hätte. Und das Stubenmädchen sagte mit voller Bestimmtheit aus, daß Zerpen nach sechs Uhr nicht wiedergekommen sei. Er habe die gnädige Frau sehr bekniffen verlassen. Diese habe von sieben Uhr ab lange nach ihm ausgeschaut. Das Mädchen sprach sich über Zerpen ungünstig aus. In der letzten Unterredung habe er so gewissermaßen zischend gesprochen, und die gnädige Frau habe geweint. Als die gnädige Frau dann von seiner Ermordung in der Zeitung las, habe sie zuerst geschrien wie eine Verzweifelte und sich auf die Erde geworfen. Von dieser Stunde an sei sie aber immer sehr vergnügt gewesen. Frau Schade mußte auf Wunsch der Verteidigung die Angaben des Mädchens bestätigen.

Der Donnerstag hatte ganz und gar den Entlastungszeugen des Verteidigers gehört, und van Tenius hatte einen kleinen Triumph zu verzeichnen. Von dem Angeklagten und dem ganzen übrigen Mordprozeß war kaum die Rede. Van Tenius hatte den Beweis führen wollen, daß Zerpen ein höchst gefährlicher und erwerbsmäßiger Erpresser war. Und daß nicht ein Räuber, sondern einer der vielen Menschen, die sich durch das Herumschnüffeln Zerpens in ihrer ganzen Existenz bedroht sahen, den Mann aus der Welt geschafft habe. Bei Beginn der Verhandlung deutete der Verteidiger in einem artigen Konflikt mit dem Staatsanwalt an, dieser Teil seiner Tätigkeit sei ihm unendlich erschwert worden durch die Scheu der Zeugen, über diese Dinge etwas auszusagen.

Er aber müsse sich mit dem Angeklagten vollständig identifizieren. Im Kampf um Leben und Tod könne er die Empfindungen der geehrten Herren nicht schonen, soweit seine Sache es verlange. Ueber seine Sache hinaus werde er keine Frage stellen und pflichte darin dem Herrn Staatsanwalt vollkommen bei, daß sie nicht hier wären, um nachträglich die Geschäfte des beseitigten Erpressers zu führen. Nur daß er ein gefährlicher Erpresser war, was die Voruntersuchung nicht genügend beachtet hätte, nur dieses eine wolle er beweisen.

Der Gerichtssaal war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und die Zuhörer erwarteten nach den Namen der Zeugen pikante Enthüllungen und einen unerhörten Skandal für die Hauptstadt. Aber die Verteidigung hielt Wort und führte die Verhandlung in stillschweigender Verabredung mit dem Staatsanwalt und Gerichtshof so, daß immer nur das Urteil des Zeugen über Zerpen zur Hauptsache gemacht, das aber, was der Erpresser ausspioniert hatte, gar nicht gesagt oder nur leise gestreift wurde. Trotzdem war es, wenigstens nach den Darstellungen der Zeitungen, ein sensationeller Tag.

Zuerst ließ der Staatsanwalt, aber freilich nur, um der Verteidigung diese moralische Genugtuung zu nehmen, die Polizeiakten vorlesen. Zerpen war in Berlin, was keiner seiner Bekannten wußte, zweimal zu Polizeistrafen verurteilt worden. Einmal wegen falscher Meldung, da er einen ihm nicht gehörigen Adelsnamen geführt habe, das andere Mal wegen einer in Trunkenheit begangenen Uebertretung. Das waren Kleinigkeiten gegen die Tatsache, daß er in Genf eine längere Freiheitsstrafe wegen eines Meineides zu verbüßen gehabt hatte, und daß er zu Paris in eine Erpressergeschichte verwickelt gewesen war. Van Tenius erinnerte diesen Tatsachen gegenüber daran, wie die Presse unmittelbar nach dem Mord die Gemüter auch noch durch die Apotheosen des Opfers erregt habe.

Nach diesen Akten kamen einige Briefe zur Verlesung, welche der Untersuchungsrichter in der Wohnung Zerpens gefunden hatte. In dieser Angelegenheit schloß sich der Staatsanwalt wieder den Bemühungen des Verteidigers höflich an. Van Tenius verzichtete, da die Nichtswürdigkeit des Zerpen genügend dargetan war, auf Verlesung der zahlreichen Liebesbriefe, die Zerpen von Frauen aller Kreise erhalten hatte. Er verzichtete auf die Briefe von Millionärinnen und Näherinnen, von Schauspielerinnen und ehrsamen Schlächterfrauen. Nur um die Feststellung seines Erpresschercharakters sei es ihm zu tun. Und dafür war auch bei der Korrespondenz reiches Material, trotzdem man nur die an Zerpen gerichteten Briefe gefunden hatte. In drei Briefen von verschiedenen Absenderinnen baten die Frauen den Verführer verzweifelt, ihre Ehre zu schonen. Die eine versprach seine Geldforderung zu erfüllen, die beiden andern deuteten dunkel an, seine Forderung werde durchgesetzt werden. Ein vierter Brief war von einem Mann geschrieben. Er drohte den Schuft der Staatsanwaltschaft anzuzeigen, wenn er die Gattin des Briefschreibers noch einmal mit seinen Erpresserversuchen belästigen werde. Ein fünfter Brief endlich lautete wörtlich:

„An den Herrn von Zerpen!

Es freut mich, daß Sie meine Herausforderung abgelehnt haben. Ich glaubte noch vor einigen Tagen, Sie wegen der meiner Schwester zugefügten Beleidigung fordern zu müssen. Seitdem habe ich durch zuverlässige Freunde in Erfahrung gebracht, daß Sie ein gemeiner Erpresser sind. Ich werde über die Angelegenheit Schweigen beobachten. Sollten Sie jemals ein Wort darüber verlauten lassen, so werden Sie die Bekanntschaft meiner Reitpeitsche machen."

Der Gerichtshof hatte auf Antrag der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung beschlossen, daß die Briefe ohne

Unterschrift verlesen werden sollten. Der Verteidiger, der diesen ganzen Verhandlungstag zu leiten schien, stellte diesen Antrag selbst.

Der Staatsanwalt gab den Charakter Zerpens jetzt völlig preis, wollte aber dafür von der Verteidigung erreichen, daß weitere Zeugen gegen den Charakter Zerpens nicht vernommen würden. Darauf ging aber van Tenius nicht ein. Er hätte das lebhafteste Interesse daran, den Geschworenen vor Augen zu führen, daß es zahlreiche Menschen aus den höheren Ständen gebe, die wohl im Zorn dazu gebracht werden konnten, den Schuft Zerpen niederzuschlagen, einen Totschlag oder einen Mord zu begehen. Ueber diese Aeußerung des Verteidigers gab es eine lebhafte Diskussion mit dem Präsidenten und mit dem Staatsanwalt. Van Tenius erklärte, er habe keinen der Herren persönlich im Auge gehabt, und die Zeugen wurden nacheinander vorgerufen. Unter atemloser Spannung der Zuhörer — beide Zeitungen brachten diesen Verhandlungstag sehr ausführlich — wurden zwei Bankiers, zwei pensionierte Offiziere und ein angesehener alter Rechtsanwalt vernommen. Zwei von den Herren erklärten unter ihrem Eid, sie wüßten nichts zur Sache auszusagen. Und blieben auch unter dem Verhör des Verteidigers dabei. Es kam schließlich nichts weiter heraus, als daß sie den Zerpen gut gekannt hätten, daß er in ihrem Hause ein und aus gegangen wäre und eine sehr boshafte Zunge gehabt hätte. Sie hätten allerdings da und dort geäußert, sie duldeten ihn nur aus Furcht vor ihm. Aber zu einer Erpressung hätte kein Grund vorgelegen.

Die anderen drei Herren sagten übereinstimmend aus, Zerpen hätte gegen sie selbst, beziehungsweise gegen einen ihrer Angehörigen, Erpressungsversuche gemacht. Zwei von diesen Zeugen machten von ihrem Recht Gebrauch, nichts weiter auszusagen, weil sie nach Paragraph soundso das Recht

hätten, das Zeugnis zu verweigern. Van Tenius erklärte mit erhobener Stimme, daß er keine weiteren Fragen zu stellen hätte, daß er aber die Herren Geschworenen bitte, das Bild dieser furchtbaren Stunde nicht zu vergessen, das Bild einer Gesellschaft, in deren Mitte ein Halunke leben durfte, weil er zu viel Geheimnisse dieser Gesellschaft kannte.

Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich, wie die konservative Zeitung schrieb, des ganzen Saales, als nach dieser Ansprache der alte Rechtsanwalt noch einmal ums Wort bat und sich bereit erklärte, im einzelnen zu erzählen, wie Zerpen gegen ihn als Erpresser aufgetreten sei. Er habe sich der Oeffentlichkeit nicht zu schämen, und was Zerpen ausspioniert habe, könne jedermann wissen. Der Gerichtshof beschloß, auf jede weitere Vernehmung zu verzichten. Was die Verteidigung habe beweisen wollen, sei glänzend bewiesen.

Nun gab es aber doch noch einen Streit zwischen dem Präsidenten und dem Verteidiger.

Am Freitag, dem vorletzten Tage der Verhandlung, sollten diejenigen Zeugen vernommen werden, durch deren Aussagen der Verteidiger wahrscheinlich machen wollte, daß der Mord am Sonntag abend zwischen sechs und sieben Uhr verübt worden sei. Der blinde Drehorgelspieler, einige Einwohner von Westend und Berliner Ausflügler, welche den Tatort etwa um diese Zeit passiert hatten, sollten befragt werden. Van Tenius aber verlangte in unmotivierter Erregung — wie einer der Berichterstatter schrieb — auch noch die Vorladung des Droschkenkutschers Raduschk. Der Staatsanwalt widersprach, weil die Voruntersuchung die Belanglosigkeit dieses Zeugnisses dargetan habe, und der Gerichtshof lehnte den Antrag ab. Van Tenius kündigte an, daß er auf den Kutscher Raduschk nicht verzichten werde.

Als Marianne am Freitag diesen letzten Bericht gelesen hatte und in einer ziellosen Aufregung auf und nieder ging,

glaubte sie immer ihren Freund vor sich zu sehen, wie er tapfer und stolz für die Wahrheit stritt. Aber sie war doch nicht froh. Es quälte sie etwas.

Nachmittags nahm sie die Zeitung noch einmal zur Hand, und da erst bemerkte sie, daß das demokratische Blatt einen Leitartikel über den Prozeß und über das Wesen der Verteidigung in diesem Prozeß brachte. Mit grellen Farben war da ein Bild des Gerichtssaals und der Zeugen entworfen und van Tenius geschildert, wie er, der Verfasser eines bahnbrechenden sozialen Buchs, nun auch im Gerichtssaal bei aller Mäßigung und Rücksicht doch die Gesellschaft an den Pranger gestellt habe. Begeisterte Worte für van Tenius schlossen den kleinen Aufsatz.

Mit geröteten Wangen las Marianne zu Ende. Dann legte sie das Blatt ruhig hin, schrieb ein Telegramm an die Stiftstante, ließ es aufs Amt tragen und teilte den Mädchen mit, daß sie heute nacht noch nach Berlin fahren würde.

Die nächsten Stunden schenkte sie ihrem Knaben, der zuerst Mama nicht fortlassen wollte. Er sollte morgen von der Schule zu Frau Krieger gehen und dort bis zu Mamas Rückkehr bleiben. Sie lachte mit Wölfi, arbeitete mit ihm ein wenig, saß beim Abendbrot neben ihm und ließ ihn zur gewohnten Zeit zu Bette gehn. Er wollte noch lange plaudern. Marianne befahl ihm still zu sein.

„Schlaf wohl, mein Kind. Du bist artig bei Tante Krieger, und spätestens Sonntag mittag bin ich wieder da."

„Das ist übermorgen?"

„Jawohl, mein Wölfi. Es wird nicht lange dauern."

„Das ist wieviel Stunden, Mami?"

„Das kann ich gar nicht ausrechnen. Vielleicht vierzig Stunden."

„Vierzig Stunden, Mami? Wieviele Minuten ist das, was du fortbleibst?"

„Das mußt du selbst ausrechnen, Wölfi."

Schlaftrunken drehte Wölfi das Köpfchen weg.

„Eine Stunde hat sechzig. Sechzig mal vierzig ... sechzig mal ... Du, Mami, wird dem Onkel Rechtsanwalt der Kopf abgeschlagen? Dann ... nimm mich ... sechzig mal ... Du, Kopf abgeschlagen."

Das Kind war fest eingeschlafen, und Marianne ging an ihre Reisevorbereitungen. Ein kleines Köfferchen nur sollte gepackt werden. Aber sie brachte bis Mitternacht mit dem Auswählen und Wiederzurücklegen der paar Kleinigkeiten zu. Sie wollte die Zeit hinbringen. Sich nicht erst hinlegen. Nicht den Zug versäumen. Hatte Robert um ihretwillen nicht die ewig lange Nachtfahrt gescheut, so wollte sie nicht bequemer sein. Und morgen ... sie wußte immer noch nicht genau, was sie vorhatte. Nur zugegen sein wollte sie bei seinem Erfolge, seine Augen leuchten sehen, seine feste Stimme hören, und dann vielleicht die erste sein, die ihm Glück wünschte zum Siege. Nichts weiter.

Sie las die Verhandlungen der letzten Tage noch einmal durch. Sie wollte die Plaidoyers gut vorbereitet vernehmen. Aber sie las nicht zu Ende. Sie wußte ja doch schon alles. Sie nahm ein Buch nach dem andern zur Hand, aber sie war zu zerstreut, und nichts wollte haften. Endlich fing sie an in ihrer Wohnstube ruhig und heiter auf und nieder zu gehen. Sie verlor ihre stille Heiterkeit nicht und wunderte sich selbst darüber, wie bald in der wohligen Einsamkeit der Nacht die Zeit herum war. Was die Männer doch so anders waren! Die wurden gewiß ungeduldig, wenn sie ein paar Stunden warten mußten. Marianne wurde nur immer froher.

Bald nach zwei Uhr weckte sie flüsternd ihre Leute. Der bestellte Wagen fuhr vor, und sie machte sich fertig. Noch einen ruhigen Kuß auf die Stirn des schlafenden Kindes,

einen Händedruck für das Mädchen, dem sie es für ein paar Stunden anvertraute, und dann fort.

Auf dem verschlafenen Bahnhof ging sie wieder eine Weile spazieren. Sie dachte nichts weiter, als daß diese Schienen so angenehm und glatt viele, viele Meilen weit von ihr zu ihm gelegt waren. Eine hübsche Einrichtung.

Jetzt meldete ihr Franz, daß der Zug eingefahren sei. Der ganze Bahnhof bewegte sich, als ob er nur halb aus dem Schlafe erwacht wäre. Schwerfällig öffnete jemand die Glastür nach dem Perron, schwerfällig gingen die Schaffner hin und her, außer ihr stiegen nur noch zwei Personen ein, beide in ihre Pelze gehüllt und übernächtigt. Sie war allein in dem einzigen Kupee erster Klasse, und auch sie war unerklärlich müde. Sie bemerkte nur noch, daß ihr Diener der einzige ganz wache Mensch auf dem Bahnhofe war, und trug ihm Grüße auf. Der Zug setzte sich in Bewegung, sie lehnte sich in dem warmen Wagen behaglich in die Ecke, versuchte an Wölfi zu denken und an seine letzten Worte vor dem Einschlafen, und lächelnd schlief sie selber ein. So fest, daß sie nur von Zeit zu Zeit auf den Stationen ein wenig auffuhr und halb zur Besinnung kam.

Zwanzigstes Kapitel

Marianne fuhr in die leuchtende Halle des Anhalter Bahnhofs ein, die Baronin von Ossendorff, die die Nacht geopfert hatte, um im Kriminalgericht von Moabit einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen. Es mußte wohl wahr sein, denn drüben stand, frösteln in ihrem grauen Regenmantel, die Stiftstante. Aber deren Erstaunen galt offenbar nur dem Wunder der Erfindung der Eisenbahn und ihrem eigenen Erscheinen auf dem Bahnhof. Daß Marianne herüberkam, das fand sie nett, und sie habe zwei Eintrittskarten.

„Denke nur, mein Senatspräsident hat sie mir durch einen besonderen Boten zugesandt, und ein paar charmante Zeilen dazu geschrieben. Er werde um zehn Uhr selbst in der Loge sein und uns gut zu placieren suchen."

Die beiden Damen fuhren durch den dämmernden Wintermorgen nach der Wohnung der Tante, und dort mußte Marianne ein starkes Frühstück einnehmen. Sie hatte redlichen Hunger, und die Stiftstante hätte nicht zureden müssen. Schokolade gab's, verschiedene Sorten Weißbrot, ein Scheibchen Butter, einen Fingerhut voll Honig, ein Ei, einige Sardinchen, eine Spur Schinken und so noch einige Kleinigkeiten, jedes auf einem besonderen Teller, zu jedem eine besondere Gabel, und die Stiftstante lobte ihre Quellen und schob eines nach dem andern ihrem Gaste zu und hütete sich selbst, die Vorräte anzugreifen.

„Ich habe es doch gleich gesagt, mein Kind, eine Reise zehrt. Und darum habe ich auch ordentlich vorgesorgt. Ich selbst darf zum ersten Frühstück nicht so viel nehmen."

Dabei blickte sie Marianne an, als wüßte sie und verstünde sie alles und hätte alles verziehen.

Pünktlich um Zehn waren sie vor dem Gerichtsgebäude, und die Stiftstante machte große Augen, als Marianne sich ganz tapfer zum großen Schwurgerichtssaal durchfragte.

„Du hast wirklich Mut, mein Kind. Mir ist immer so, als ob aus jeder Tür ein Verbrecher über uns herfallen könnte. Ach, und die schwarzen Talare. Das ist ja, um den Verstand zu verlieren."

In der Loge erwartete sie der Senatspräsident, ein feiner, alter Herr, der sich sichtlich Mühe gab, stramm aufrecht zu gehen. Sein weißer Kaiserbart schien den wenigen Insassen der Loge Achtung einzuflößen. Einer der vorderen Stühle war frei. Trotz ihrem Widerstreben mußte die Stiftstante dort Platz nehmen. Hinter ihr setzte sich Marianne nieder.

Die Verhandlung hatte schon begonnen, und Marianne hätte gern sofort in den Saal hinuntergeblickt. Der Präsident aber unterhielt sie noch ein Weilchen. Er habe sie seit ihrem Hochzeitstage nicht gesehen. Es sei nun heute eine rechte Freude für ihn gewesen, der Schönsten und Jüngsten der Familie eine kleine Gefälligkeit erweisen zu können. So vor fünfzig Jahren sei er auch einmal ein junger Jurist gewesen, ein recht flotter junger Jurist. Und er wollte von Heidelberg erzählen. Als er ihre Ungeduld plötzlich wahrzunehmen glaubte, lenkte er geschickt ein. Trotz seines hohen Alters kenne er doch jeden von dem Kruppzeug da unten. Und er nannte kurz die einzelnen Richter, den Staatsanwalt und endlich auch den Verteidiger.

„Mir sehr sympathisch, dieser van Tenius. Wirklich eine Zierde des Standes. Gegen ihn lag niemals das Leiseste vor. Merkwürdig, wie er sich in diesen Prozeß verbissen hat. Sehr merkwürdig. Ich sage Ihnen, Frau Baronin, wenn Sie, wie man jetzt sagt, psychologische Studien machen

wollen, dieser Verteidiger ist interessant. Er nimmt sich des Polen an wie ... wissen Sie, Frau Baronin, als ob es ein politischer Prozeß wäre. Sehr merkwürdig."

„Das ist wohl der Kutscher, der jetzt vernommen wird?" fragte Marianne.

„Ach ja, ein ganz gleichgültiger Zeuge. Der Verteidiger bestand darauf. Ich verstehe nicht, was er damit will. Der Mann hat gar nichts auszusagen. Und auf Finten läßt sich van Tenius sonst nicht ein. Sehr merkwürdig."

Der Präsident schwieg, Marianne konnte endlich zuhören.

Vor dem großen feierlichen Richtertisch stand ein Mann in der Berliner Kutscheruniform. Er war vereidigt worden und hatte einige unwesentliche Fragen beantwortet, während der Präsident sich mit ihr unterhielt. Jetzt fragte der Vorsitzende nach einer Pause:

„Sie wissen, um was es sich hier handelt. Sollten Sie etwas zur Sache äußern können, so sprechen Sie."

Es lag in der Stimme des ersten Richters etwas, was Marianne mißfiel. Als ob er der Aussage des Mannes nicht die mindeste Bedeutung beilegte. Und in demselben Ton, als wäre er überflüssigerweise gerufen worden, antwortete der Kutscher. Er habe damals, am Abend vor der Mordtat, zwischen sechs und sieben Uhr, einen Herrn und eine Dame spazierengefahren. Im offenen Wagen. Nach seiner Meinung ein Offizier in Zivil und eine feine Dame. Die Herrschaften seien nicht zusammen eingestiegen und auch nicht zusammen ausgestiegen. Wenige Schritte vom Gatter und von der Mordstelle entfernt habe ein junger Mann in den Wagen hineingegrüßt, darauf habe der Offizier in Zivil den Wagen verlassen, und der Kutscher sei weitergefahren. Die Dame habe an der Flora halten lassen.

„Das ist alles sehr interessant," sagte der Vorsitzende des Gerichtshofs ironisch, „aber es hat für den Prozeß nicht

die geringste Bedeutung, wenn der junge Mann nicht mit dem Ermordeten identisch ist. Aeußern Sie sich darüber."

„Ick will Ihnen wat sagen, Herr Präsident," sagte der Kutscher. „Et ist ja meine eigene Schuld, ick habe mir jemeldet, weil der Preis ausjeschrieben war. Und weil es doch keine Schande nich ist, auf ehrliche Weise so 'n Stück Jeld zu verdienen. Aber ick hab et schon dem Herrn Untersuchungsrichter jesagt, et war nischt damit."

„Sehen Sie sich die Photographie des Gemordeten noch einmal genau an. Und machen Sie dann Ihre Aussage."

Der Kutscher hielt die beiden Photographien einen Augenblick auf Armweite vor seine Augen und sagte dann: „Unsinn. Der junge Mann war zwanzig Jahre jünger als der da und vierzig Jahre jünger als der da."

Ein leises Gemurmel der Heiterkeit lief über die Bänke der Zuhörer und Geschworenen.

Jetzt erhob sich vor einem kleinen Tischchen ein Mann in schwarzem Talar. Marianne erblickte ihren Freund und hörte hier zum erstenmal seine Stimme.

„Ich möchte bitten, den Zeugen darauf aufmerksam zu machen, daß die beiden Photographien denselben Menschen darstellen, und daß die Aufnahmen höchstens ein halbes Jahr auseinander lagen. Wenn der Zeuge sich diesbezüglich um zwanzig Jahre irren kann, so ist auch seine Bezeichnung ‚ein junger Mann' nicht eben von klassischer Klarheit."

„Zeuge, wollen Sie uns sagen, für wie alt Sie den Fremden gehalten haben, in Jahren ausgedrückt, ohne Vergleichung mit den Photographien."

Der Kutscher warf dem Verteidiger einen humoristisch-boshaften Blick zu und sagte:

„Höchstens Fünfundzwanzig. Ick weiß janz wohl, wat ein junger Mann is. Der fremde Herr war vielleicht um zehn Jahre jünger als der Herr Verteidiger."

Wieder ging ein leises Murmeln durchs Publikum. Inzwischen bemerkte Marianne etwas Seltsames. Der Kutscher fixierte den Verteidiger herausfordernd, und in diesem Augenblick kam ihr das Gesicht des Kutschers bekannt vor. Sie mußte die Augen schließen. Auch sie war wohl oft mit van Tenius gegen Abend nach dem Grunewald gefahren. Lächelnd senkte sie den Kopf und horchte weiter. Die Stiftstante hatte doch recht. Was für törichte Phantasien in diesen Räumen über einen kommen.

Van Tenius fragte: „Finden Sie überhaupt keine Aehnlichkeit zwischen Ihrem Unbekannten und diesen Photographien? Die Akten ergeben doch, daß Sie dem Untersuchungsrichter gegenüber anfangs zweifelhaft waren?"

„Nee, Herr Rechtsanwalt, zweifelhaft, det is so 'n Wort. Entschuldigen Sie, Herr Präsident, einen ähnlichen Schnurrbart haben sie beide jehabt, aber weiter wüßte ick nich, wat ick zu sagen hätte."

Der Vorsitzende des Gerichtshofs blätterte in den Akten und sagte dann langsam:

„Hat der Herr Verteidiger noch eine Frage an den Zeugen zu richten?"

Van Tenius hatte die Faust auf seinen Tisch gestemmt und blickte den Kutscher eine Weile fest an.

„Sehr merkwürdig," flüsterte der alte Herr hinter Marianne.

„Ich halte an der Ansicht fest, daß der Mord am Sonntag abend, und zwar von dem angeblichen Offizier in Zivil ausgeführt worden ist. Ich baue darauf meine Verteidigung, und muß es dem hohen Gerichtshof und dem Herrn Staatsanwalt überlassen, den Zeugen in dieser Richtung zu fragen. Ich habe meine Pflicht getan, da ich auf Vorladung dieses Mannes bestand. Ich habe keine weiteren Fragen an ihn zu richten."

Der Präsident des Gerichtshofes sah nach dem Staatsanwalt. Dieser schüttelte lächelnd den Kopf. Da meldete sich einer der Geschworenen. Ob der Kutscher zwischen dem Offizier in Zivil und dem Unbekannten irgendwelche Feindseligkeiten wahrgenommen hätte.

„Nich die Bohne," sagte der Kutscher. „Ick habe mir noch extra umjedreht. Wie zwei alte Freunde sind sie aufeinander zujejangen. Und die Hand haben sie sich jeschüttelt."

„Und zeigte die Dame Zeichen von Erregung oder Angst, als ihr Begleiter ausstieg?"

„Im Jejenteil," sagte der Kutscher. „Fein, sag ick Ihnen, pikfein. So vor sich hin hat sie jelächelt, recht verjnüjt, wie so 'ne Jräfin."

Wieder tauchte es in Mariannens Gedanken auf, als ob dieser Mann in Kutschertracht von etwas Bekanntem spräche. Aber die Verhandlung ging weiter, und ihre Aufmerksamkeit wurde wieder gefesselt. Der Kutscher trat unter einer heiteren Bewegung des Saales ab, der Vorsitzende erklärte die Zeugenvernehmung für geschlossen und erteilte dem Staatsanwalt das Wort. Ein Räuspern des Publikums und atemlose Stille trat ein. Der alte Senatspräsident beugte sich herab und verabschiedete sich von der Stiftstante und der Baronin von Ossendorff. Er habe in seinem Leben zu viel Staatsanwälte reden gehört. Und die Damen seien hier gut aufgehoben.

„Wie kaan der van Tenius nur so einen Menschen verteidigen?" fragte die Stiftstante flüsternd. Dann klang streng und feierlich die scharfe Stimme des Staatsanwalts durch den Saal.

„Meine Herren Geschworenen! Sie sind durch den heiligen Willen des Gesetzgebers berufen, in einer Sache das Taturteil zu fällen, welche — es sind nun dreiviertel Jahr über Land gegangen — die Bewohner unserer Haupt- und Residenzstadt mit namenlosem Schrecken und furcht-

barem Abscheu erfüllt hat. Ein ahnungsloser Mann in den besten Jahren, ein Mitglied der guten Gesellschaft, ein Standesgenosse unserer Dichter und Denker, ist an einem Frühlingsmorgen von ruchloser Hand, ja man kann wohl sagen, in teuflischer Weise hingemordet worden. Und der Mord ist nicht einmal in einer unheimlichen Wildnis verübt worden, in einer verlorenen Gegend, nein, im Weichbild unserer Stadt, wenige Schritte von Villenstraßen, in denen die bevorzugten Glücklichen Ruhe zu finden hoffen von dem Geräusch der Großstadt, fast an der Pforte des Parks, welche fürstliche Munifizenz den Naturfreunden und den Erholungsbedürftigen großmütig geöffnet hat, da, ich möchte sagen, am Busen der Natur, hat der Mordbube seine um Rache schreiende Tat vollführt. Man hat aus dem Leben des unglücklichen Opfers allerlei zusammengetragen, um diesen Literaten, der sich von Zerpen nannte, als ein minderwertiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft hinzustellen. Sollte der Herr Verteidiger diesen Punkt berühren wollen, um die Tat einigermaßen in milderem Lichte erscheinen zu lassen, so habe ich darauf nur die eine Antwort, daß wir hier versammelt sind, nicht um über das Opfer zu urteilen, sondern über den Mord. In dem leichtlebigen Völkchen der Schriftsteller und Dichter ist eine willkürliche Namensänderung nicht so schwer zu nehmen. Und auch die Beziehungen, vielleicht Herzensbeziehungen, welche den von Zerpen zu so früher Stunde auf seinen Todesweg führten, unterliegen nicht den kritischen Blicken der Richter und Geschworenen.

Die Persönlichkeit und der allerdings schwache Charakter des Ermordeten ist aber nicht gleichgültig für einen Punkt, den ich gleich vorwegnehmen will, um nicht wieder auf diese Sache zurückzukommen. Denn, meine Herren, dieser hohe Gerichtshof ist nicht vereinigt, um die müßige Neugier sensationslüsterner Zeitungsleser zu befriedigen,

sondern Richter und Geschworene, so wie gewiß auch die hier anwesenden Vertreter der Presse, sind einig in dem heiligen Wunsche, daß die Wahrheit gefunden werde in einem blutigen Fall, und daß Rache geübt werde für das vergossene Blut. Der Punkt, den ich nun streifen will, bevor ich in den objektiven und subjektiven Tatbestand eingehe, ist die unter so entsetzlichen Verhältnissen und in einer so bejammernswerten Lage, in einer Notlage möchte ich sagen, abgegebene Aussage jener Frau, welche den Erschlagenen zuletzt gesehen und ihn zuletzt zu sehen einen intimen Grund hatte. Sie haben die tiefgebeugte, in ihrem Lebensglück und vielleicht auch in ihrem Nervenleben gebrochene Frau gewiß nicht ohne Erschütterung vor sich erscheinen sehen. Die Dame hat allerdings bestimmt ausgesagt, daß sie den von Zerpen um sechs Uhr abends gesprochen hat und dann nicht wieder. Aber Sie haben auch vernommen, wie diese Dame zugegeben hat, seit dem entsetzlichen Augenblick, da sie aus dem Blütenhimmel ihrer Hoffnungen plötzlich hinunterstürzte, daß sie, sage ich, seitdem das Gedächtnis für alle näheren Umstände verloren hat. So weiß sie nicht zu sagen, was in jener Nachmittagsstunde des Sonntags zwischen ihr und dem von Zerpen verhandelt wurde. Es liegt also keine Anklage gegen diese vorwurfsfreie Zeugin darin, wenn ich auch ihrer Aussage über ihren letzten Verkehr mit dem von Zerpen keine entscheidende Bedeutung beimesse. Immerhin ist bei seinem Charakter nicht ausgeschlossen, daß er die Nacht vor seiner Ermordung anderswo als gerade da zugebracht hätte, wohin ihm unsere Phantasie am leichtesten folgt. Nach den Aussagen seiner Wirtsleute kann kein Zweifel darüber herrschen, daß dieser lebenslustige Mann häufig die Nacht außer dem Hause zubrachte und erst in den Morgenstunden, oft sogar erregt und vielleicht auch beeinflußt durch reichlichen Genuß alkoholischer Getränke,

in sein heiteres Junggesellenheim zurückgekehrt ist. Wie dem sei, das scheint mir außer Zweifel, daß der von Zerpen nur in unseliger Verblendung auf den Seitenweg gelenkt worden ist, wo der entmenschte Mörder auf ihn lauerte. Es wäre nicht das erstemal, daß Gott Amor dem Opfer eines Mörders in der letzten Lebensstunde zum letztenmal gelächelt hätte. Ich wende mich nunmehr dem objektiven Tatbestand zu, und selbst der bewährte Herr Verteidiger, an dessen subjektiver Ueberzeugung von der Unschuld seines Klienten ich nicht zweifle, selbst der Herr Verteidiger wird wenigstens das eine nicht bestreiten, daß ein Mord, ein Raubmord begangen worden ist. Ich habe nur den leichten Beweis zu führen, wie und wann die Tat vollführt worden ist, und späterhin, daß kein anderer als Twardki der Mörder ist."

Der Staatsanwalt reihte nun die Aussagen der Sachverständigen über das Werkzeug des Mörders kunstvoll aneinander. Marianne hatte den Eindruck, daß diese Beweisführung allerdings unwiderleglich sei. Alle Sachverständigen waren darin einig, daß der Schlag, der die Hirnschale Zerpens zerschmettert hatte, mit einem schweren, runden, eisernen Werkzeug ausgeführt sein müsse. Nicht mit einem Hammer, nicht mit einem Beil oder einer Hacke, auch nicht mit der stumpfen Seite. Die Minderheit unter den Sachverständigen hielt es für wahrscheinlich, die Mehrheit für ausgemacht, daß der Schlag mit dem hohlen, eisernen Stiel eines der Spaten ausgeführt war, wie sie von den polnischen Erdarbeitern gebraucht wurden, und wie einer davon als ideales corpus delicti vor den Richtern lag. Natürlich sei das Werkzeug selbst nicht gefunden worden. Denn Twardki habe sich gehütet, am nächsten Tage unter den hundert verschiedenen Spaten gerade das Mordinstrument zur Arbeit zu nehmen. Wohl aber habe der Gerichtschemiker an drei von den untersuchten hundert Spaten mikroskopische Blutspuren gefunden.

Der Staatsanwalt wiederholte nun kurz und wie eine selbstverständliche Sache, daß der Mord in den ersten Morgenstunden des Montag verübt worden sein müsse. Auch hierin waren die Sachverständigen im wesentlichen einig. Der Zustand der Leiche, die am Dienstag gefunden wurde, sprach nach allen Regeln der Wissenschaft dafür, daß ungefähr vierundzwanzig Stunden seit dem Eintritt des Todes verstrichen waren. Und die Sachverständigen hätten einstimmig und mit unbedingter Sicherheit die Erklärung abgegeben, Zerpen habe diese Zertrümmerung seines Schädels nicht eine Minute überleben können. Also habe der unglückliche Mann nicht bis zum Morgen im Todeskampf gelegen, also sei der Mord erst am Montag ausgeführt worden.

Der Staatsanwalt begreife, daß die Verteidigung verzweifelte Anstrengungen mache, ihre Behauptung von einem Mord am Sonntag abend glaubhaft zu machen. Dagegen spreche aber nicht allein der Tatbestand, sondern auch jede psychologische Wahrscheinlichkeit. An jenem herrlichen Sonntag sei auch das Gemüt des rohesten Menschen milderen oder doch heiteren Gefühlen zugänglicher gewesen, und gerade in jener Gegend des prächtigen Parkes habe es zu der Stunde, die die Verteidigung für das Verbrechen sich ausgesucht habe, von Menschen gewimmelt. Der klassische Zeuge des Herrn Verteidigers spreche gegen seine Annahme.

„Jawohl, meine Herren Geschworenen, ich will gerne glauben, daß zu der bezeichneten Stunde in der Nähe des Tatorts Reserveoffiziere und andere unschuldige Menschen mit ihren Freundinnen lustwandelten und sich den Gefühlen eines Frühlingstages hingaben, ich will gern glauben, daß Wagen hin und her fuhren, Reiter den Weg kreuzten, unsere Kremser daherrasselten, überfüllt mit fröhlichen Berlinern, die den Duft des Waldes in die durstigen Lungen einsogen, und ich will es nicht nur glauben, ich will es

beweisen. Jener Drehorgelspieler, der eine kurze Zeit unter so entehrendem Verdachte litt, hat es uns beiläufig gesagt, daß er gerade in dieser Stunde noch mehrere Mark Einnahmen machte. Meine Herren Geschworenen, es muß recht lebhaft zugegangen sein am Tatorte, zu der Stunde des Herrn Verteidigers. Und ein nichtswürdiger Mörder, der um des Raubes willen seinem Opfer auflauert, sucht sich allerdings dazu nicht einen Promenadenweg aus zur Stunde des vollen Marktes, wie die Griechen sagten. In den Morgenstunden, da weit und breit kein Zeuge der ruchlosen Tat mehr wach war als vielleicht ein früher Singvogel, den wir nicht zum Sprechen bringen können, damals ist die Tat geschehen, und Twardki war der Mörder."

Der Staatsanwalt ging nun das Vorleben des Angeklagten durch und schilderte ihn als einen rohen, gewissenlosen und verschwenderischen Menschen. Das Leumundszeugnis seiner Heimatsbehörde sage nichts Schlechtes, aber auch nichts Gutes über ihn aus, das Leumundszeugnis seines Pfarrers sei äußerst ungünstig. Mit erhobener Stimme wies der Staatsanwalt auf die Vorstrafen des Angeklagten hin. Sein Benehmen bei der Verhaftung und während der langen Untersuchungshaft sei typisch für die schwersten Verbrecher. Erst das Erbleichen mit allen Zeichen der Todesangst und dann hartnäckiges Leugnen. Twardki sei geradezu als klassisches Beispiel eines leugnenden Verbrechers anzusehen. Sein Alibibeweis sei vollständig mißlungen. Twardki habe zuerst lügenhaft angegeben, er habe die ganze Nacht ruhig in seinem Bette verbracht, in seiner Behausung, in einer der Höhlen, in die man nur hineinzuschauen brauche, um zu ahnen, daß jedes Laster sich aus ihnen herauswage in das nächtliche Dunkel des Waldes. Als dann die Verteidigung die Legende von dem Mord am Nachmittag aufbrachte, da habe Twardki plötzlich seine Strategie geändert

und den Alibibeweis bloß für diese Nachmittagsstunden geführt. Das wolle der Staatsanwalt dem Angeklagten gerne glauben, daß er am Sonntag abend betrunken im Bett gelegen habe. Darauf komme es aber gar nicht an. Und der Staatsanwalt führte eine halbe Stunde lang mit ermüdender Häufung von Zeugenaussagen den unumstößlichen Beweis, daß Twardki in der Zeit von zwei Uhr bis sieben Uhr morgens bei seinen Genossen in der Erdhöhle gefehlt habe.

Nach einer kurzen Erholungspause fuhr der Staatsanwalt lebhafter in seiner Beweisführung fort.

Er habe alle diese Dinge berührt, um der Verteidigung ihr Wasser abzugraben. Aber auf dem grünen Tisch liege ein Beweisstück, das ganz für sich allein laut zum Himmel schreie: Twardki ist der Mörder. Mit jener Dummheit, die gerade für die raffiniertesten Verbrecher bezeichnend sei, habe der Mörder sich durch die geraubte goldene Uhr selbst verraten, Der Staatsanwalt wies das schlechte Gewissen Twardkis in allem nach, was den Besitz der goldenen Uhr betraf. Die Stimme des Volks wie das gewiegte Urteil des gelehrten Juristen werde den Besitzer der Beute für den Verbrecher erklären. Und Twardki habe sich auch hier in ein Netz von Lügen verstrickt. Zuerst hatte er die Uhr auf der Straße gefunden, ganz allein irgendwo. Dann suchte er sich zum Fundort eine Straße bei Friedenau, diesem idyllischen wackern Ort, aus. Dann soll es wieder ein Ackerfeld gewesen sein.

„Und als er das Schwert des Henkers über seinem Haupte blitzen sah, da kam er mit der letzten Ausflucht des Mörders, mit dem großen Unbekannten, der die goldene Uhr gefunden und ihm geschenkt haben sollte. Der Verteidigung ist es ausnahmsweise gelungen, diesen großen Unbekannten zu entdecken. Die Arbeiterin Martha Neubrodt, die Sie alle gesehen und gehört haben, ist der große Unbekannte. Sie soll die Uhr gefunden und dem Angeklagten

geschenkt, sie soll sich nachher noch mit ihm stundenlang herumgetrieben haben. Sie nimmt die Strafe wegen Fundunterschlagung und vielleicht noch eine andere Anklage auf sich, um dem Angeklagten den Alibibeweis für die Morgenstunde zu liefern. Das nimmt mich nicht wunder, denn Martha Neubrodt ist die Geliebte des Angeklagten, nach ihrem eigenen schamlosen Geständnis. Meine Herren Geschworenen, ich wiederhole Ihnen, daß ich an dem guten Glauben des Herrn Verteidigers nicht zweifle, auch in diesem Punkte nicht, denn der Herr Verteidiger ist dem hohen Gerichtshofe seit Jahren bekannt als eine Zierde seines Standes. Aber der Herr Verteidiger ist, verzeihen Sie mir die in diesen Räumen vielleicht seltsam klingende Bezeichnung, er ist ein Idealist."

Marianne blickte nach van Tenius und sah, wie die Ader auf seiner Stirn schwoll. Ihr waren Tränen in die Augen getreten. Die Sache seines Polen schien ihr verloren, aber es wurde ihr so warm ums Herz, weil selbst seine Gegner achtungsvoll von ihm sprechen mußten. Auch die Stiftstante wandte sich um und nickte der Nichte freundlich zu.

„Dein Mann hat es auch immer gesagt."

Der Staatsanwalt fuhr fort:

„Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß Martha Neubrodt bisher ein unbescholtenes Leben geführt hat. Das Leumundszeugnis der Polizeibehörden ist vortrefflich. Aber, meine Herren Geschworenen, ich muß Sie schonungslos hineinblicken lassen in die Abgründe eines armen Frauenherzens, das durch die schamlose Liebe zu einem Mörder rasch und ohne Halten auf die abschüssige Bahn geraten ist, auf der wir Martha Neubrodt erblicken. Man hat es unserer Kriminalpolizei verdacht, daß sie dieses Mädchen so lange nicht finden konnte, trotzdem der Spitzname, die Kohlengöre, in den Erdhöhlen bekannt war. Sie wissen jetzt, daß sie zu Hause einen anderen Spitznamen führte, den sie ihrem

Geliebten und seinen Genossen verschwieg. Es fällt mir schwer, in diesen ernsten Räumen die volkstümlichen Laute zu wiederholen. Aber die Logik der Tatsachen zwingt mich dazu. Die rüdige Bolle von Friedenau, so wurde dieses verführte Wesen von ihren Bekannten in Friedenau geheißen, und unter diesem Namen kennt sie, wie Sie gehört haben, der Nachtwächter und der zuständige Gendarm, unter diesem Namen kennt sie jeder. Meine Herren Geschworenen, wenn Sie ein Gefühl haben für die Geheimnisse der Volksseele, und Sie alle sind Berliner, meine Herren, so werden Sie heraushören, wofür die vox populi ein Mädchen hält, welches sie die rüdige Bolle von Friedenau nennt. Dieses Mädchen muß noch kein Verbrecher sein, sie kann von anständigen und arbeitsamen Eltern stammen, sie braucht nicht einmal bis in den Grund der Seele verdorben zu sein, aber eine rüdige Bolle ist leichtsinnig bis zum äußersten. Eine rüdige Bolle hat sich vielleicht das edle Gefühl der Liebe bis zu einem gewissen Grade bewahrt. Als Psychologen und Menschenfreunde können wir es vielleicht milde beurteilen, daß Martha Neubrodt das, was sie tut, für ihren Geliebten getan hat, für den Genossen ihrer durchtanzten Nächte, um nichts Schlimmeres zu sagen, aber die heilige Gerechtigkeit kann einem solchen Geschöpf keinen Glauben beimessen, und ich fürchte, ich werde die unter Eid abgegebene falsche Aussage dieses Weibes noch weiter verfolgen müssen."

Die Zeugin Martha Neubrodt, auf die Marianne jetzt erst aufmerksam wurde, fing bitterlich zu weinen an. Auch der Angeklagte trocknete sich die Augen. Sein Verteidiger beugte sich beruhigend zu ihm nieder.

„Ein guter Mensch ist er doch!" flüsterte die Stiftstante ihrer Nichte zu.

Der Staatsanwalt rekapitulierte nicht allzu kurz seinen ganzen Gedankengang; dann schloß er:

„So hat sich vor Ihnen, meine Herren Geschworenen, das ganze Drama entrollt, das, wenn Gerechtigkeit kein leerer Schatten werden soll, nur einen einzigen Abschluß finden darf: die Verurteilung des Angeklagten. Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Wir sind Christen und haben in vielen Dingen eine liebevollere Anschauung von Recht und Buße, als es in den Büchern des alten Bundes verzeichnet steht. Aber die Grundwahrheiten der menschlichen Gesellschaft sind in jenem heiligen Buche unverrückbar und unwandelbar kodifiziert. Und wie es in den heiligen Geboten heißt, und wie es Twardki als Knabe im Konfirmationsunterricht trotz seinem Widerstreben gelernt hat: Du sollst nicht töten, so steht auch unsere Gesellschaft, und Gott sei Dank füge ich hinzu, noch auf dem Boden des staatserhaltenden Satzes: Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Meine Herren Geschworenen, lassen Sie sich Ihr gesundes Urteil, das eins ist mit der VOX populi, die die Stimme Gottes ist, nicht beirren durch die wohlfeilen Lockungen des Mitleids, nicht durch die idealistischen Bemühungen der Verteidigung, nicht durch die heuchlerischen Tränen des Angeklagten und seiner Genossen. Tun Sie, was Ihres Amtes ist! Sprechen Sie das Schuldig über den Mörder aus, und seien Sie überzeugt, Sie werden durch diesen Spruch der Wahrheit die Ehre gegeben haben."

Ein Gemurmel ging durch den Saal. Die Richter steckten die Köpfe zusammen. Der Angeklagte blickte verdutzt nach seinem Verteidiger. Dann erhob sich der Präsident des Gerichtshofs und vertagte die Verhandlung für eine Stunde. Rasch entleerte sich der Saal, und die Insassen der Richterloge erhoben sich von ihren Plätzen.

Ein jüngerer Herr stellte sich den Damen von Ossendorff vor. Kammergerichtsassessor Soundso. Der Herr Senats-

präsident habe ihm die Ehre erwiesen und ihn beauftragt, sich den Damen zur Verfügung zu stellen. Die Verhandlung werde sich vielleicht bis zum späten Abend hinziehen, die Erholungspause werde auch für die Zuhörer zur Stärkung nötig sein. Ob man seine Begleitung oder sonst seine Dienste wünsche.

Die Stiftstante kannte den Namen des jungen Juristen und hätte nichts dagegen gehabt, in seiner Gesellschaft die Geschichte noch weiter mitzumachen. Besonders als der Kammergerichtsassessor von einer nahen Weinstube sprach, in der die Gerichtspersonen bis zu den Höchsten hinauf jetzt wohl zu Mittag äßen, wo aber auch häufig Zeugen und Angeklagte aus andern Prozessen zu finden wären.

Marianne aber lehnte dankend ab und bat den Herrn nur um Auskunft über einige juristische Fragen. Dann durfte der Assessor allein in die Weinstube gehen und wurde nur gebeten, auch falls er zufällig in die Lage käme, von der Anwesenheit der Damen dort nicht zu sprechen. Er verneigte sich mit Anstand und ging. Jetzt erinnerte sich die Stiftstante, daß sie an diese Möglichkeit gedacht und in ihrem Ridicule einige Reste von ihrem Frühstück und ein Dutzend Cakes mitgebracht hätte.

„Echte Albert-Cakes, Anna Maria. Nimm so viel du willst. Bei Gerichtsverhandlungen kann ich nie viel essen."

Auch Marianne glaubte vor Erregung keinen Bissen herunterbringen zu können. Dann aber verknabberte und verspeiste sie langsam den ganzen Vorrat der guten Tante. Und als der Assessor zurückkehrte und durch einen Diener für alle Fälle und zur Verfügung seiner Schützlinge zwei Gläser, etwas Selterwasser und ein Fläschchen Bordeaux hereinreichen ließ, da nahm Marianne getrost auch diese Gaben, und selbst die Stiftstante konnte nicht widerstehen.

Ob die Diener und Gerichtsboten hier im Hause lauter Verbrecher wären?

Der Assessor beruhigte sie und erzählte von der Stimmung in der Weinstube. Dort werde in der Erholungspause häufig das Schicksal des Angeklagten entschieden. Ein Geschworener trete dem andern menschlich näher, und man spreche sich ohne Feierlichkeit aus. Die Herren seien sämtlich von der Schuld des Polen überzeugt. Aber doch nicht in dem Grade, daß eine Verurteilung gewiß sei. Der Verteidiger werde einen schweren Stand haben, aber wenn er nur die Unvollständigkeit des Beweises stark betone, so werde das Schuldig vielleicht doch nicht mit der nötigen Stimmenzahl ausgesprochen werden.

„Dieser Verteidiger soll ja ein vortrefflicher Jurist sein," sagte die Stiftstante vorsichtig.

„Den Richtern ist er ungemein sympathisch," sagte der Assessor, „aber die Geschworenen sind unberechenbar. Es scheint, daß Rechtsanwalt van Tenius seine Karriere ändern will. Er hat sich um diesen Sensationsprozeß bemüht. Während der Verhandlung war er höchst korrekt. Aber ich fürchte, er hat sich zu sehr in die Anschauung verbissen, der Pole sei wirklich nicht der Mörder. Er wird zu viel beweisen wollen."

„Glauben Sie?" fragte Marianne ängstlich.

„Der Rechtsanwalt . . .", begann die Stiftstante; aber die Verhandlung wurde in diesem Augenblick wieder aufgenommen, und unter allgemeinem Schweigen nahm der Verteidiger das Wort.

Einundzwanzigstes Kapitel

Meine Herren Geschworenen! Die Angeklagten, welche ich bis heute zu verteidigen hatte, waren fast ohne Ausnahme Männer, die ihre Tat bekannten, auf ihre Ueberzeugungen stolz waren und nicht leugneten, Gegner unserer Gesellschaftsordnung zu sein. Ich konnte ihre Mittel und Wege verurteilen, mußte aber ihre Beweggründe ehren. So gab es zwischen mir und dem öffentlichen Ankläger niemals einen Kampf um die äußere Schuldfrage. In diesem Streit hier aber, wo es sich um einen Indizienbeweis handelt, bin ich ein Neuling; und ich bitte Sie, den Angeklagten meine Fehler nicht entgelten zu lassen. Mein erstes Versehen war vielleicht das, daß ich während der ganzen Verhandlung durch meine Fragen den Grundgedanken meiner Verteidigung deutlich verriet und dem öffentlichen Ankläger dadurch die Möglichkeit gab, im voraus zu entkräften, was ich etwa zugunsten des Angeklagten zu sagen hatte. Und ich muß dem Herrn Staatsanwalt für die Loyalität danken, mit der er das getan hat. Unser Gegensatz ist offen; es ist klar, daß wir nicht um die Anwendung eines Gesetzes streiten, sondern daß wir über den vorliegenden Tatbestand ehrlich verschiedener Meinung sind. Es tut mir leid, daß ich wie in der Hauptsache, so in allen Nebenpunkten die Anschauung des Herrn Staatsanwalts bekämpfen muß. Und weil ich nicht die Gabe habe, das mit beredten Worten tun zu können, so lassen Sie mich Ihnen wenigstens klar und rücksichtslos meine Ueberzeugung vortragen. Der Herr Staatsanwalt war so freundlich, meine bona fides anzuerkennen. Und auf Grund dieses Zeugnisses beginne

ich mit der Erklärung, daß ich nicht im entferntesten an die Schuld des Angeklagten glaube, nicht einen Augenblick an diese Schuld geglaubt habe, und daß ich, lebten wir noch im mittelalterlichen Gerichtsverfahren, dem Angeklagten hier öffentlich die Hand reichen und als Eideshelfer zur Seite stehen würde.

Die vom Herrn Staatsanwalt entfesselte Leidenschaftlichkeit des Urteils möchte ich vor allem dadurch abzukühlen suchen, daß ich Ihnen das Opfer des Totschlags — auch an einen Raubmord glaube ich nicht — so darzustellen suche, wie es wohl auch nach dem Gange der Verhandlung vor Ihrem inneren Auge, meine Herren Geschworenen, dasteht. Dieser Egon Herr, der sich fälschlich den Namen eines Herrn von Zerpen und ebenso fälschlich den Charakter eines Schriftstellers beilegte, war ein grundschlechter Mensch. In der Gesellschaft, in dem Kreise seiner ehemaligen Bekannten würde man sich vielleicht begnügen, ihn jetzt einen liederlichen Müßiggänger, einen verführerischen, aber gefährlichen Schwindler zu nennen, und auch ich würde mich im Privatgespräch wohl damit begnügen. Hier aber an dieser Stelle habe ich das lebhafteste Interesse, ein Interesse auf Leben und Tod ... meines Klienten ... daran, es hart auszusprechen, was die Akten ergeben haben: daß nämlich Egon Herr, genannt von Zerpen, ein nichtswürdiger Erpresser war, ein Hochstapler schlimmster Sorte, ein Mensch, den die Gerichtshöfe dreier Städte als Verbrecher brandmarkten, bevor er vor diesem Gerichtshof durch die Verkettung der Umstände als unschuldiges Opfer eines anderen Verbrechers erschien. Da der Herr Staatsanwalt die Leidenschaften gegen den Mörder dieses Mannes entfesselt hat, ist es für mich eine Sache von höchster Bedeutung, Ihnen und mir zu beweisen, daß die menschliche Gesellschaft an diesem Manne nichts verloren hat, und daß Egon Herr, genannt von Zerpen, vielleicht ein ärgerer Sünder war als sein Mörder."

Van Tenius gruppierte alle belastenden Umstände, die er im Laufe der Verhandlung hatte zur Sprache bringen können. Selbstverständlich müsse der Mord eines solchen Schuftes vom Staat ebenso verfolgt werden wie der Mord eines Ehrenmannes. Denn der moderne Staat gebe keinem Privatmann das Recht, Justiz zu üben. Giftige Insekten nur dürfe man zertreten. Gefährliche Menschen dürfe kein Privatmann verletzen. Doch die Stimmung gegen den Mörder sei begreiflicherweise eine andere.

Ein Zufall habe die Polizei auf eine falsche Spur geführt. Der Angeklagte habe sich im Besitz der Uhr befunden; die Behörde und nach ihr der öffentliche Ankläger seien durch diesen einen Umstand allein dazu gebracht worden, das gesamte belastende Material so zu ordnen, daß es auf den Polen paßte. Wie so häufig habe eine irrtümlich vorgefaßte Meinung das Urteil im einzelnen getrübt, und da sei es kein Wunder, daß ein scheinbar logischer Indizienbeweis gegen den Angeklagten zustandegekommen sei. Er wolle nun die Herren Geschworenen nicht zu den Quellen solcher Fehler zurückführen, die im Wesen des menschlichen Verstandes liegen, sondern ganz einfach den Indizienbeweis selbst umstoßen.

Dafür, daß der Mord erst in den Morgenstunden des Montag begangen worden sei, fehle jeder wissenschaftliche Beweis. Die Sachverständigen können nur aussagen, daß der Tod ungefähr vierundzwanzig Stunden vor der Auffindung der Leiche eingetreten sei. Da die ersten Sachverständigen die Leiche erst am Dienstag abend gesehen hätten, so würde es richtiger heißen, der Tod sei anderthalb Tage vor dieser Zeit eingetreten. Die anderen Sachverständigen hätten über diese Frage gar kein Urteil, sondern hätten nur aus allgemeinen Gründen der Meinung ihrer Kollegen zugestimmt. Nun frage er aber die Sachverständigen auf ihr Gewissen: ob sie wirklich mit voller Sicherheit sagen könnten,

der Tod sei genau vierzig Stunden und nicht achtundvierzig Stunden vor der Leichenschau eingetreten.

Van Tenius wies auf Widersprüche in der Begründung der einzelnen Herren hin, zitierte notorische Irrtümer von Sachverständigen, zog Aussprüche der ersten Pathologen über Veränderungen der Leiche herbei und schloß diese Ausführungen damit, daß er den Sachverständigenbeweis grundsätzlich und de lege ferenda ablehnte. Auch die Sachverständigen seien nur Zeugen, welche den Laien unter den Juristen und Geschworenen Tatsachen, in diesem Fall Tatsachen der pathologischen Anatomie, mitteilen. Das Urteil über diese Tatsachen hätten sich die Geschworenen dann allein zu bilden. Nach dem Leichenbefund sei die Frage der Zeit des Mordes für ihn unentschieden.

Mit schärferen Worten und mit wachsender Ironie, mit einer Art von grimmigem Humor wandte sich van Tenius gegen die Aussagen der Sachverständigen bezüglich des Mordwerkzeugs.

„Ich frage Sie, meine Herren Geschworenen, ob jemals ein Sachverständiger dazu gekommen wäre, einen der eisernen Spaten als Mordwaffe zu bezeichnen, wenn nicht dieser Pole der Angeklagte gewesen wäre. Hätte ein Steinsetzer die Uhr gefunden, die Sachverständigen hätten eine Ramme als Waffe angenommen. Hätte ein Viehtreiber die Uhr gefunden, dann hätte er den Mann mit seinem Knotenstock erschlagen. Meine Herren Geschworenen, es ist menschlich, daß Sachverständige so irren, aber es ist unmenschlich, den Angeklagten dafür büßen zu lassen, daß er angeklagt ist. Das wäre ebenso, als wenn der Herr Staatsanwalt die Schlußfolgerung ziehen wollte, der Angeklagte müsse schuldig sein, denn sonst wäre er nicht angeklagt. Die Sachverständigen haben den eisernen Spaten als Mordwerkzeug nicht *erkannt*, nein, sie haben *beschlossen*,

daß es mit einem Spaten geschehen sein soll. Sie aber, meine Herren Geschworenen, sind Gott sei Dank keine Sachverständigen. Sie sollen nicht beschließen, ob Twardki der Mörder ist. Sie sollen erkennen, ob er es ist.

Meine Herren, wenn Ihnen aus dieser Ausführung das Gefühl lebendig geworden ist, daß die Sachverständigen das Werkzeug des Mordes nicht gefunden, sondern erfunden haben, erfunden unter dem psychologischen Zwange einer falschen Voraussetzung, die ihnen der Untersuchungsrichter suggerierte, dann, meine Herren Geschworenen, werden Sie mit derselben Kaltblütigkeit auch den Beschluß dieser Herren prüfen, daß der Mord in den Morgenstunden des Montag vollführt worden sei. Ich habe bisher nur nachgewiesen, daß dieser Beschluß der Sachverständigen vor der Logik hinfällig ist. Nur muß ich aber ebenso wie der Herr Staatsanwalt eine Beziehung streifen, die das Verbrechen notwendig auf Sonntag abend verweist, wenn man nicht vorher und ohne jeden Beweis den unschuldigen polnischen Arbeiter für den Mörder ansieht. Auch ich will mir bezüglich der Zeugenaussagen der Frau Schade Schranken setzen, so schwer es mir wird, meine starke subjektive Ueberzeugung zu unterdrücken. Ich bin weit von der Anschauung des Herrn Staatsanwalts entfernt, daß diese Zeugin in einer Art von pathologischer Gedächtnisschwäche die Wahrheit nicht gesagt habe. Nein, Frau Schade hat keinen falschen Eid geleistet. Der Zerpen ist am Sonntag um sechs Uhr zum letztenmal bei ihr gewesen. Das Gedächtnis kann die kluge Frau wohl für Einzelheiten ihres letzten Gesprächs verlassen haben. Die Tatsache aber, wenn der Gemordete die Nacht in ihrer Villa zugebracht hätte, diese Tatsache hätte sie nie und nimmer vergessen und hätte auch nie und nimmer gewagt, es unter ihrem Eid vor Gericht abzuleugnen. Wir haben also einen Mann, der um sechs Uhr

nachmittags ein Haus verläßt, mit dem Versprechen, nach kurzer Zeit wiederzukommen. Dieser Mann wird wenige Minuten von der Villa entfernt tot aufgefunden. Alle Bemühungen der Behörde, jemanden zu erfragen, der diesen Mann, eine vielbekannte Persönlichkeit, in der Zeit von sechs Uhr nachmittags bis fünf Uhr des Morgens gesehen hätte, sind umsonst. Jeder einfache Verstand würde da den Schluß ziehen, daß der Zerpen nur durch seinen Tod verhindert worden ist, zu Frau Schade zurückzukehren. Der Untersuchungsrichter und der Herr Staatsanwalt aber verschieben den Mord um zehn Stunden, weil mein Klient nun einmal durchaus der Mörder sein soll. Ich werde später in anderem Zusammenhang auf die wahrscheinlichen Vorgänge in der Villa zurückkommen.

Der Herr Staatsanwalt hat ferner das Leben und Treiben in jener Gegend fast dichterisch geschildert, um die Unmöglichkeit klarzumachen, daß dort zwischen sechs und sieben Uhr abends ein Raubmord verübt worden sein könne. Meine Herren Geschworenen, es war ein Märztag, und um diese Jahreszeit — fragen Sie den Kalender und die Berliner Gastwirte — ist das Publikum aus dem Grunewald nach der Stadt zurückgekehrt. Ueberdies hat, wie ich annehme und noch ausführen werde, nicht ein Raubmord stattgefunden, sondern ein Totschlag aus Jähzorn oder aus Rache, und für solche Tat sucht man Ort und Stelle nicht vorher aus."

Van Tenius ordnete die Aussagen des Drehorgelspielers, des Kutschers und der Frau Schade, um zu dem Schluß zu kommen, daß der Tatort um sieben Uhr ganz vereinsamt lag. Der Drehorgelspieler habe sogar wegen mangelnden Verkehrs den Platz verlassen. Immer wieder zeige sich, wie unheilvoll der festgehaltene Glaube an die Täterschaft Twardkis die Untersuchung und die Anklage beeinflußt habe. Die Verteidigung leugne den Raubmord und darum allein schon die

Beteiligung des Polen, aber auch in subjektiver Beziehung spreche alles für Twardki und nichts gegen ihn. Van Tenius kritisierte mit der Bitterkeit, die sich auf seine Erfahrungen in den sozialen Prozessen stützte, die Behandlung, welche das Vorleben des Polen zu dem typischen Vorleben eines Verbrechers gemacht habe.

„Meine Herren Geschworenen, wenn jeder Mann eines Mordes verdächtig sein soll, der einmal eine Schlägerei hatte, und mit dessen Sitten sein Pfarrer unzufrieden war, dann, meine Herren, schließen Sie die Gefängnisse, schließen Sie die Gerichtssäle, dann sind drei Viertel aller Menschen des Mordes verdächtig, dann, meine Herren, rufen Sie die Inquisition herbei, errichten Sie Scheiterhaufen und lassen Sie von den Pfarrern die Konfirmanden ins Feuer treiben, die unter dem Einfluß der Zeit den Unterricht nicht immer mit dem schuldigen Ernst hinnehmen. Dann, meine Herren, vernichten Sie drei Viertel des Menschengeschlechts, und gründen Sie eine neue Menschheit auf den unschuldigen Lämmern, die ihrem Pfarrer niemals zu einem Tadel Veranlassung gaben. Meine Herren Geschworenen, ich protestiere dagegen, daß Twardki hier des Mordes verdächtig erklärt wird, weil er Dinge getan hat, die uns alle nicht hindern würden, ihm eine Vertrauensstelle in unserem Hause zu geben. Ich protestiere auch dagegen, daß — wie so häufig in Mordprozessen — das natürliche Verhalten eines unschuldig Angeklagten zum Zeugnis gegen ihn gebraucht wird. Er wird aus seiner Tätigkeit herausgerissen und eines Kapitalverbrechens beschuldigt. Wenn er erbleicht und zittert, so gilt das für einen Schuldbeweis. Er hat das und jenes zu verschweigen und sucht sich nach seinem Bildungsgrade herauszureden. Ein Schuldbeweis! Er kommt mit der Wahrheit nur zögernd heran. Ein Schuldbeweis! Meine Herren Geschworenen, ich habe den Polen

Twardki in seiner Zelle häufig und gern besucht und habe ihn als einen gutmütigen und ehrlichen Menschen kennen gelernt, der freilich auch mir durch seine dummschlaue Methode — ich bitte ihn für diesen Ausdruck um Verzeihung — viel zu schaffen gemacht hat. Er wußte ganz genau, daß die Uhr ihm nicht gehörte, und daß er wegen Fundunterschlagung bestraft werden konnte. Wegen dieser kleinen Gefahr, und gewiß auch, um seine Geliebte zu schonen, hat er nicht gleich die Wahrheit gesagt. Meine Herren, wenn der Reserveoffizier im Wagen des Kutschers Raduschk, wie ich bestimmt annehme, der Täter war, dann schweigt auch er vielleicht, um den Ruf einer Dame zu schonen, und Sie alle haben für eine solche Handlungsweise ein gewisses Verständnis. Mir ist dieser Zug an Twardki trotz seiner Dummschlauheit immer liebenswürdig erschienen. Er gehört einer galanten Nation an."

Marianne lächelte, als bei diesen Worten ein heiteres Murmeln durch den Saal ging. Aber ein Schauer fuhr ihr zugleich über die Wangen. Sie wußte nicht, warum. Twardki blickte stupid und dankbar zu seinem Verteidiger auf. Van Tenius trocknete sich die Stirn ab, legte das Barett auf den Tisch und fuhr in seiner Rede fort.

Er komme jetzt zu dem einzigen tatsächlichen Anhaltspunkt der Anklage. Twardki sei in dem Besitz der Uhr gewesen. Wenn ein Raubmord stattgefunden hätte, was die Verteidigung ablehne, wenn dieser Mord in den Morgenstunden verübt worden wäre, was die Verteidigung widerlegt habe, und wenn dem Twardki eine solche Tat zuzutrauen wäre, wovon die Verteidigung das Gegenteil erwiesen habe, dann erst wäre der Besitz der Uhr ein ernster Verdachtsgrund. Sonst nicht, sonst liege eine Fundunterschlagung vor.

Wäre der Besitz der Uhr aber auch wirklich ein hinlänglich starker Beweisgrund, so stünde dem einzigen Belastungsmoment auch eine ausreichende entlastende Aussage gegenüber.

„Der Herr Staatsanwalt hat die Wahrheitsliebe der Zeugin Martha Neubrodt in Zweifel gezogen, und ich müßte ihm das formale Recht dazu einräumen, wenn die Polizeiauskunft über dieses Mädchen Nachteiliges aus ihrem Leben zu berichten hätte, wenn sie eine Dirne oder eine Diebin wäre. Es ist dem Herrn Staatsanwalt aber nicht gelungen, seine Zweifel an der Klassizität dieser Zeugin aus solchen Formalien zu begründen. Der Staatsanwalt hat einen nicht eben wohlklingenden Beinamen des Mädchens dahin auszudeuten gesucht, daß Martha Neubrodt nach dem Urteil ihrer Bekannten ein ungeordnetes Leben führe. Meine Herren Geschworenen, ich kann dem Herrn Staatsanwalt in die philologische Tiefe dieser Deduktionen nicht folgen. Ich bin kein Berliner, aber ich lebe lange genug in dieser Stadt, um empfinden zu können, daß das vielzitierte Wort ‚rüdige Bolle' nicht gerade einen feierlichen Ton anschlägt, aber ein gewisses Wohlwollen für die also Bezeichnete verrät. Martha Neubrodt wäre den jungen Mädchen unserer höheren Töchterschulen nicht als Muster vorzuführen. Martha Neubrodt ist ohne Zweifel genußsüchtig und vielleicht auch leichtsinnig. In unserem Falle aber hat sie brav und ordentlich gehandelt. Sie hat die Rücksicht, die der Angeklagte walten lassen wollte, verhindert. Sie hat sich freiwillig zu einer Aussage gemeldet, die ihrem Geliebten günstig war, sie selbst aber wohl noch in Ungelegenheiten bringen wird. Martha Neubrodt hat nicht gelogen, sie war es wirklich, die die Uhr des Zerpen gefunden hat. Diese goldene Uhr, die allein im ersten Augenblick den Verdacht auf Twardki lenken konnte und mußte, ist von ihr gefunden worden, und hätte der Untersuchungsrichter das am ersten Tage erfahren und geglaubt, so hätte er den Polen wieder freigelassen und dann vielleicht die richtige Spur verfolgt.

Meine Herren Geschworenen, in allen meinen bisherigen Ausführungen habe ich offen und nach meiner Ueberzeugung

dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß erstens kein Raubmord vorliegt, und daß zweitens auf keinen Fall Twardki der Täter ist. Hätte ich aber diese Ueberzeugung auch nicht gehabt, ja, glaubte ich die Täterschaft meines Klienten für möglich oder gar für wahrscheinlich, so müßte ich dennoch zu dem Schlusse kommen, daß Sie ein Schuldig über ihn nicht aussprechen können. Dem Untersuchungsrichter und dem Herrn Staatsanwalt ist es nicht gelungen, uns auch nur ein subjektiv klares Bild von dem Vorgefallenen zu geben. Ueberall stoßen wir auf ungelöste Fragen, und niemand von Ihnen würde es auf sich nehmen können, angesichts der Folgen Ihres Spruches zu erklären: Das ist mir deutlich, daß Twardki der Mörder ist. Bisher habe ich aus meiner Ueberzeugung heraus gesprochen. Jetzt lassen Sie mich vor einem übereilten Spruch warnen, wie ich warnen würde, selbst wenn ich an die Schuld des Polen glaubte."

Und van Tenius zerpflückte in langer Ausführung das Bild, wie es die Anklage zusammengestellt hatte. Nichts erschien mehr sicher. Nicht die Stimmung, in der Zerpen die Villa der Frau Schade verließ, nicht der objektive Tatbestand, Zeit, Ausführung und Werkzeug des Mordes.

„Kein Romandichter hätte es wagen dürfen, seinen Lesern zuzumuten, diese wirren Angaben für glaubhafte Darstellungen zu geben. Meine ganze juristische Vergangenheit lege ich für meinen Klienten in die Wagschale. Er ist unschuldig, widerhole ich. Hätte er mir aber in seiner Zelle den Mord eingestanden, so würde ich Ihnen zurufen: Sie müssen ein Nichtschuldig aussprechen, denn der Fall liegt nicht klar. Meine Herren Geschworenen, Sache der Anklage wäre es gewesen, Ihnen ein deutliches Bild des ganzen Vorgangs zu liefern. Meine Aufgabe ist es nicht, die Wahrheit so weit zu verfolgen, daß die richtige Spur gefunden werde. Ich kann mich darauf beschränken, die Beweisführung der

Anklage zu erschüttern. Weil ich aber glaube, meinem Klienten dadurch zu nützen, will ich zum Schluß den verwegenen Versuch machen, Ihnen in einem idealen Bilde den Sachverhalt, so wie ich ihn sehe, mitzuteilen, Ihnen den wirklichen Mörder zu zeigen."

Van Tenius holte tief Atem und trocknete sich wiederholt den Schweiß von der Stirn. Gerichtsboten traten ein und zündeten die Flammen im Saal an. Das Publikum blieb bewegungslos. Die Erregung des Rechtsanwalts schien sich allen Zuhörern mitgeteilt zu haben.

„Meine Herren Geschworenen, Egon Herr, der sich von Zerpen nannte und dessen Leben auf Lüge aufgebaut war, warb um die Hand der reichen Frau Schade. An jenem Sonntag machte er ihr einen Besuch. Die Verlobung sollte ausgesprochen werden. Aber in jener letzten Unterredung muß noch von anderen Dingen die Rede gewesen sein, als von gegenseitiger Neigung. Frau Schade hatte durch irgendeine unvorsichtige Aeußerung den wahren Charakter ihres Bräutigams erkannt. Nicht zu einem verliebten Stelldichein sollte Zerpen nach einer Stunde zurückkommen. Ich glaube an die Liebe nicht, die die Braut verläßt, um Blumen zu holen. Eine Bedenkzeit war die Stunde von Sechs bis Sieben. Und wenn ich ein Dramatiker wäre, so würde ich das Schicksal bemühen, um die Macht zu erkennen, welche den Zerpen verhinderte, wiederzukehren.

Halten Sie fest, meine Herren Geschworenen, was die Verhandlung sonnenklar ergeben hat, daß Zerpen ein gewerbsmäßiger Erpresser war. Halten Sie fest, meine Herren, daß viele Leute und aus allerlei Ständen den Charakter Zerpens richtig einschätzten, und daß manch einer, wenn ihm Zerpen auf einem verliebten Wege begegnet wäre, sogleich und vor allem anderen den Gedanken gefaßt hätte, das Schweigen Zerpens zu erkaufen oder zu erzwingen, den

Erpresser unschädlich zu machen, so oder so. Wundern Sie sich nicht, meine Herren, daß eine solche Existenz im Rahmen unserer bürgerlichen Gesellschaft möglich ist. Erinnern Sie sich daran, daß das Rechtsgefühl der meisten Menschen geringer ist als ihr Sinn für Bequemlichkeit, und daß selbst Einbrecher und Diebe nicht immer angezeigt werden. Man läßt solche Kerls oft laufen, um sich die vielen Laufereien zu ersparen. Und wenn einem solch einer, tadellos gekleidet, in Gesellschaft vorgestellt wird, so reicht man ihm auch wohl die Hand, um sich Aerger und Weitläufigkeiten zu ersparen.

Daß Zerpen eine solche unzweifelhafte Existenz war, das habe ich Ihnen bis zur Evidenz nachgewiesen. Und nun lassen Sie mich die Begegnung zwischen dem Erpresser und dem unbekannten Mörder aufbauend schildern.

Zerpen verließ die Villa der Frau Schade und hielt sich promenierend in der Nähe auf. Vielleicht wollte er den Eingang zur Villa im Auge behalten, vielleicht fürchtete er einen Ueberfall. Vielleicht hatte Frau Schade Ursache, das Aeußerste gegen den gefährlichen Menschen zu versuchen. Und ohne den Schatten eines Verdachtes gegen diese Frau wage ich es auszusprechen, daß der Untersuchungsrichter sich wohl den Gedanken hätte vorlegen können, wer denn eigentlich einen unmittelbaren Vorteil vom Tode Zerpens hatte. Ein Rechtsgrundsatz befiehlt, nach demjenigen zu forschen, zu dessen Vorteil ein Verbrechen geschehen ist. Und ein bekanntes französisches Sprichwort fügt hinzu, man solle das Weib suchen, das überall das Tun und Lassen der Männer lenkt. Nur einen Augenblick lang hätte sich der Verdacht auf die gewiß verwunderte Frau Schade lenken dürfen, wie sicherlich einen Augenblick lang der Gedanke durch ihren Kopf fuhr: Wer befreit mich von diesem Zerpen! Aber, meine Herren Geschworenen, wir wissen ja, wenigstens durch eine Andeutung, wo das Weib zu suchen ist, und wo der Täter, zu

dessen Vorteil das Verbrechen geschah. Sie saßen beide in dem Wagen des Kutschers, der so lange die rechte Spur verfolgte, als die ausgeschriebene Belohnung seinen Verstand schärfte. Ich bedaure, daß Raduſch seinen Berufspflichten folgend die Zeugenbank verlassen hat. Ich weiß, ich hätte in seinem ehrlichen Gesicht die Zustimmung zu meiner Kombination gelesen.

Zerpen ging nicht weit vom Gatter des Grunewalds auf und nieder. Die Dämmerung war hereingebrochen, und im Walde war niemand mehr zu sehen und zu hören als der blinde Drehorgelspieler, der im Begriff war, seine Sachen zusammenzupacken. Da kommt ein offener Landauer zwischen den Kiefernstämmen heraus. Darin der Reserveoffizier des Kutschers Raduſch, der mit der Frau, die er liebt, hinausgefahren ist. Ich glaube, wir tun gut, an ein seltenes, edles Liebesverhältnis zu denken. Die Leute haben den Wagen öffnen lassen, die Frau hat in ihrem stillen Glück dem Drehorgelspieler einen Taler zugeworfen. Wie eine Gräfin, hat der Kutscher Raduſch gesagt, sah sie aus. Ich bitte Sie, meine Herren Geschworenen, mit mir zu glauben, daß es ein schönes, reines, großdenkendes Weib war. Und sie mag wohl ihre Gründe gehabt haben, die Liebe zu dem Offizier in Zivil, oder was er sonst war, vor der Welt zu verbergen.

Zerpen kannte alle Welt, wie ihn alle Welt kannte. Er blickt in den offenen Wagen und sieht etwas, woraus sich ein Lohn erpressen läßt. Eine Dame der guten Gesellschaft, eine reiche Dame, — denn sie kann einem Bettler einen Taler schenken — sitzt allein mit einem Herrn im Wagen, der nicht ihr Mann ist. Meine Herren Geschworenen, die Frau hat den Zerpen nicht gesehen oder nicht erkannt. Der Herr im Wagen aber, der Offizier, hat den Erpresser erkannt und die Sachlage sofort überschaut. Er verläßt auf der Stelle die geliebte Frau, um vor allem sie selbst gegen die Zudringlichkeit des Schuftes Zerpen zu schützen.

Fest entschlossen, der Geliebten keines ihrer ... kein Haar krümmen zu lassen, tritt der Offizier dem Schuft entgegen."

Des Verteidigers hatte sich eine wachsende Aufregung bemächtigt. Er verlangte leise nach einem Glas Wasser und blieb inzwischen nachdenklich mit vorgebeugtem Kopf stehen. Das Publikum beharrte in seiner atemlosen Spannung.

Die Stiftstante wandte sich halb um und sagte:

„Das ist wirklich noch interessanter, als ich geglaubt habe. Aber Kind, was hast du denn? Du bist ja leichenblaß. Wollen wir nach Hause gehen?"

Marianne saß regungslos da, wirklich leichenblaß, und hatte ihre Augen starr auf van Tenius gerichtet. Nur die Hand erhob sie abwehrend gegen die Tante.

„Es ist wirklich zu aufregend," sagte die. „Wenn du aber nicht fort willst, ich bleibe jetzt sehr gern."

„Und jetzt, meine Herren Geschworenen, lassen Sie mich Ihnen deuten, was geschehen ist und wie es geschehen ist. Ein Zeuge war nicht da. Aber wir kennen die Charaktere der beiden Männer. Auf der einen Seite ein ruchloser, zu jeder verzweifelten Tat entschlossener Verbrecher, auf der andern Seite — wie wir wohl annehmen dürfen — ein Mensch wie wir alle, dem Jähzorn vielleicht unterworfen, verliebt, jung und erregbar, Offizier, wie der Kutscher sagt. Der Offizier versucht zuerst festzustellen, ob Zerpen die Dame erkannt hat; Zerpen als ein Erpresser von Uebung geht gleich auf sein Geschäft los. Er droht mit der Oeffentlichkeit und einem Skandal, der vielleicht das Leben, den Ruf mehrerer Menschen vernichten könnte. Wir können uns das so lebhaft wie wir wollen ausmalen. Der Erpresser schien den Offizier in seiner Hand zu haben. Und eine große Bezahlung mag Zerpen für sein Schweigen verlangt haben. Vielleicht ein Vermögen, das die Mittel des Offiziers überstieg, das ihn

gezwungen hätte, von seiner Geliebten ein Geschenk anzunehmen. Sie war ja die reiche Frau. Vielleicht können wir aber auch annehmen, daß Zerpen, der im Begriff war, sich in ein warmes Nest zu setzen, in der Stimmung, in der er Frau Schade verlassen hatte, von dem Offizier mehr verlangte als Geld. Vielleicht sollte er den Schuft in der Gesellschaft halten, ihn für einen Ehrenmann erklären, sich für ihn duellieren, ihn seinen Freund nennen, wer weiß was. So stand der Unbekannte in der einsamen Gegend, zwischen den Kiefern, einem Manne gegenüber, der sich ehrlos anschickte, so oder so das Leben des Mannes zu vernichten. Und nun, glaube ich, hat der Unbekannte in seinem Zorn den Zerpen erschlagen. Prüfen wir den Fall rücksichtslos, aber ehrlich. Von einem Raubmord kann keine Rede sein. Aber auch ein Mord war es nicht, keine mit Ueberlegung ausgeführte Handlung. Ein Totschlag, jawohl, ein Totschlag, und vielleicht auch nur ein willenloser Schlag, in welchem ein Mann in höchster Not, in der Notwehr der Liebe sich ...

Meine Herren Geschworenen, die Herren Sachverständigen haben falsche Schlüsse gezogen. Aber die Herren Sachverständigen verstehen zu messen. Sie haben ausgesagt, daß die Schädelwand des Zerpen dünner war, als ihnen bei normalen Menschen vorgekommen ist, sie haben ausgesagt, daß Zerpens Schädel mit einem derben Stock durchzuschlagen gewesen wäre. Dann haben sie aber einen eisernen Spatenstiel zum notwendigen Werkzeug gemacht. Die Sachverständigen irren in ihren Schlüssen. Der Unbekannte, Offizier oder was er war, stand in furchtbarem Zorn dem Erpresser gegenüber. Da reizte ihn der Ehrlose noch weiter, er nannte vielleicht zynisch den Namen der geliebten Frau, oder er beleidigte ihn sonstwie, genug, der Unbekannte führte den Schlag nach ihm, der einen andern vielleicht nur betäubt hätte. Zerpen blieb auf der Stelle tot ...

Meine Herren Geschworenen, ich bitte Sie, nicht zu glauben, daß ich Ihren gewiß starken Abscheu gegen den wirklichen Mörder dämpfen will. Gewiß nicht. Den habe ich nicht zu verteidigen. Den überlasse ich seinem Schicksal, den Folgen seiner Tat. Denn gewiß hat er seiner Liebe nicht mehr froh werden können, gewiß steht der Schatten des Ermordeten zwischen ihm und dem Weib. Und wenn der Scharfsinn der Behörden ihn jetzt, nach so langer Frist doch noch entdecken sollte, meine Herren Geschworenen, seien Sie dessen versichert, ich würde das Schuldig aussprechen, trotzdem ich hier aus juristischen Gründen nur einen Totschlag annehme . . .

Bei einem Mann aus den Kreisen, denen der wahre Täter angehörte, kommt es gar nicht darauf an, ob er wegen Totschlags oder Mordes verurteilt wird. Aber um meines unschuldigen Polen willen mußte ich versuchen, das wahre Bild jener Stunden wiederherzustellen. Und das Folgende wäre nicht möglich, wenn der Täter nicht eben, wie man das nennt, aus den besseren Ständen gewesen wäre.

Der Mörder oder Totschläger, der vielleicht vorher noch niemals etwas mit den Gerichten zu tun gehabt hatte, stand entsetzt vor einem erschlagenen Mann. Und er selbst hatte dessen Blut vergossen. Wir brauchen uns zu unserer Aufklärung nicht das Unmögliche vorzunehmen, wir brauchen nicht zu erraten, was zuerst in der Seele des Mannes vorging. Vielleicht wüßte er es selbst nicht zu sagen. Als er zur Besinnung kam, wurde ihm recht bald klar, daß er um der geliebten Frau willen den Verdacht von sich ablenken müßte. Da mag ihm der Gedanke gekommen sein, den Schein eines Raubmordes hervorzurufen. Ein wirklicher Raubmörder hätte zuerst in die Hosentaschen des Opfers gegriffen. Dort hätte er Geld vermutet. Er konnte nicht wissen, daß dieser internationale Lump die vornehme

Gewohnheit hatte, Geld in den Westentaschen zu tragen. Ein Dieb oder Mörder hätte das silberne Zigarettenetui nicht verschmäht und die hübsche Streichholzbüchse wenigstens herausgezogen. Er hätte nachträglich wohl auch die Westentasche untersucht. Der Täter konnte sich nur entschließen, die Uhr an dem kleinen Kettchen herauszuziehen, und mit dieser Beute in der Hand mag er eiligst fortgegangen sein. Nicht in der Richtung nach Westend, denn dort hätte er sich der geliebten Frau genähert, und menschlichen Wohnungen, menschlichen Gesichtern. Er entfloh naturgemäß quer durch den Wald. Er war ja ein Verbrecher geworden. Wir haben nun auch nicht die Aufgabe, seinen Weg im einzelnen zu verfolgen. Ein volles Bewußtsein seiner Lage hatte der Mann wohl selber nicht. Denn er hielt die Uhr des Ermordeten immer noch krampfhaft in der Hand und wußte nicht, was damit anfangen. Bei ruhiger Ueberlegung hätte er das goldene Ding in die Tasche gesteckt und sie später bei guter Gelegenheit in die Spree oder in den Kanal geworfen. Aber der Neuling hatte keine Ueberlegung. Ruhelos stürmte er weiter, irgendwo wieder aus dem Grunewald hinaus. Es war inzwischen völlig Nacht geworden. Und weiter auf der Chaussee. Plötzlich blieb er stehen und fühlte die Uhr des erschlagenen Erpressers in seiner Hand. Ohne daran zu denken, was für ihn und andere daraus entstehen könnte, warf er das Ding mit aller Kraft von sich fort. Mit ihm haben wir weiter nichts zu schaffen. Es ist wohl nicht die kleinste Strafe für ihn, wenn er diese Verhandlung verfolgt und erfährt, daß ein Unschuldiger durch ihn auf die Anklagebank geführt worden ist.

Meine Herrn Geschworenen, was ich Ihnen da erzählt habe, ist keine bloße Phantasie. Bis auf die Kraft des Wurfs, mit der die Uhr fortgeschleudert worden ist, läßt sich alles bald mathematisch, bald logisch berechnen. Sie haben

gehört, an welcher Stelle die Uhr gefunden wurde. Genau so weit von der Chaussee, wie ein kräftiger Mannesarm das leichte Ding fortschleudern würde. Und, meine Herren Geschworenen, so ein raffinierter Verbrecher ist der Pole Twardki nicht, daß er auf den überschlauen Einfall gekommen wäre, die goldenen Deckel mit Lehm zu verschmieren, um sich nachher besser ausreden zu können. Im Gegenteil. Sie haben gehört, daß die Deckel sorgfältig gereinigt waren, mit Putzpulver, wie uns Martha Neubrodt erzählt, und wie erst die Untersuchung durch die Lupe ganz kleinste Lehmreste und Stäubchen von Putzpulver zwischen den Brillantsplittern nachgewiesen hat.

Meine Herren Geschworenen, ich habe es gewagt, über meine Amtspflicht hinauszugehen und Ihnen von dem wirklichen Täter zu sprechen, damit Sie lebhafter als durch meine negativen Ausführungen erkennen, daß Twardki unschuldig angeklagt worden ist. Ich habe nichts hinzuzufügen. Ich weiß, Sie werden ein freisprechendes Urteil fällen. Sie werden sich auch dadurch nicht abhalten lassen, daß Sie durch Ihr Nichtschuldig den wirklichen Täter entlasten. Verurteilen Sie den Polen Twardki, überantworten Sie ihn dem Scharfrichter, und der wirkliche Täter wird sich vielleicht melden, um einen Unschuldigen zu retten. Das aber dürfen Sie nicht tun. Sie dürfen nicht so mit einem Menschenleben spielen. Mit dem Unbekannten haben Sie nichts zu schaffen, nur mit einem unschuldig Angeklagten, und den müssen Sie freisprechen."

Eine tiefe Bewegung ging durch den Saal. Einer der Geschworenen, ein dicker, alter Herr, wischte sich die Augen. Die Richter tauschten ein paar Bemerkungen aus. Der Staatsanwalt machte eine Bewegung, als ob er sich erheben wollte. Dann blickte er mit einem kurzen Kopfschütteln auf ein Blatt Papier, das vor ihm lag, strich langsam mit einem Bleistift darüber und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

Van Tenius, der nach ihm hingeblickte hatte, atmete auf, trocknete sich die Stirn und setzte sein Barett wieder auf.

Der Präsident des Gerichtshofs erhob sich und hielt eine Ansprache an die Geschworenen. Er resumierte, was die Verhandlung ergeben hätte. Seine Darstellung war trocken und scheinbar ganz parteilos. Er fand auch Gelegenheit, dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalt anerkennende Worte zu sagen. Aber die Bemühung der Verteidigung, die Sachlage als unaufgeklärt hinzustellen, schien siegreich zu sein.

Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück, und im Schwurgerichtssaale wurde es lebhaft. Die Zeugen, von denen die meisten noch anwesend waren, unterhielten sich, der Verteidiger sprach ernst und freundlich dem Angeklagten zu.

In der Richterloge wandte sich die Stiftstante zu Frau von Ossendorff um.

„Du siehst entsetzlich blaß aus. Aber jetzt könnte ich wahrhaftig gar nicht mehr fort. Er wird doch freigesprochen werden?"

„Ich bin die Nacht durch gefahren," sagte Marianne tonlos.

Der Kammergerichtsassessor trat heran.

„Eine merkwürdige Verteidigung. Aber der Kerl wird ohne Zweifel einstimmig freigesprochen werden. Van Tenius mag sich nur hüten. Er wird jetzt die schwersten Kriminalfälle bekommen, und wenn er sich jedesmal so aufregt wie heute, wird er's nicht lange aushalten."

Die Stiftstante begann mit dem Assessor ein Gespräch über das, was jetzt im Beratungszimmer vorgehen mochte.

„Darf ich dich bitten," sagte Marianne plötzlich, „mich einen Augenblick deinen Platz einnehmen zu lassen?"

„Aber, mein teures Kind, wie konnte ich nur so egoistisch sein. Aber natürlich doch! Meine Nichte ist nämlich aus Dresden hergekommen, und ich bin nur ihr zu Gefallen

mitgegangen. Und nun versperre ich ihr stundenlang die Aussicht mit meinem alten Hut. Warum hast du denn das nicht gleich gesagt, Anna Maria, jetzt kannst du dir ja fast nur noch den Saal ansehen. Aber eigentlich hast du recht. Die Urteilsverkündigung muß doch das packendste sein."

Inzwischen war die Tante zurückgetreten und erkundigte sich beim Assessor, ob der Pole heute ordentlich zu Mittag gegessen hätte.

Stumm nahm Marianne den Platz der Tante. Sie mußte ein Weilchen die Augen schließen. Ihr schwindelte.

Als sie die Augen wieder öffnete, glaubte sie dem Rechtsanwalt van Tenius die Hand reichen zu können. So nahe sah sie ihn plötzlich. Er unterhielt sich immer noch mit dem Angeklagten und schaute nicht auf. Dann trat der Staatsanwalt auf ihn zu; er schien eine höfliche Bemerkung zu machen, und die beiden Herren besprachen sich. Sie reichten einander die Hände, und der Staatsanwalt ging wieder auf seinen Platz zurück. Ueber die Züge des Verteidigers glitt ein nervöses Lächeln. Er setzte sich auf seinen Stuhl und starrte vor sich hin.

Marianne verwandte keinen Blick von ihm. Unhörbar sprach sie seinen Namen aus. Robert! Robert! Immer sehnsüchtiger, immer willenloser hauchte sie den Namen, und schon bewegte sie dabei die Lippen. Minutenlang hielt sie so ihre Augen auf ihn geheftet und wollte ihn zwingen, zu ihr aufzuschauen.

„Robert!" Dieses Mal flüsterte sie den Namen. Van Tenius ließ seine Augen über das Publikum schweifen, dann durch den Saal, auch an Marianne vorüber. Aber er nahm sie nicht wahr. Wieder starrte sie ihn an.

„Robert!" Sie hätte es laut rufen mögen. Abermals hob van Tenius seinen Kopf, und jetzt gerade nach der Richterloge, als ob vorhin etwas auf ihn Eindruck gemacht hätte,

was er nun suchen wollte. Marianne hob unmerklich beide Hände, und jetzt erblickte er sie.

Aug' in Aug' blieben sie sitzen. Jeder Zug von Verlegenheit war von ihrem Munde gewichen. Die Lippen geöffnet, daß die Zähne im Gaslicht hervorblickten, mit entsetzt aufgerissenen Augen, fragend sah sie ihn an. Van Tenius blieb unbeweglich, und ein stummer Vorwurf, daß sie gekommen sei, sah aus seinen Augen. Aber mit zitternden Fingern schien sie diesen Vorwurf beiseitezuschieben. Sie fragte nur, und fragte nur immer dringlicher mit ihren großen Augen. Da runzelte van Tenius die Stirn, verzog den Mund, die harten Linien traten hervor, und langsam senkte er den Kopf. Als ob er Ja gesagt hätte.

Marianne sank in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

Schon nach halbstündiger Beratung kehrten die Geschworenen zurück. Und ihr Obmann verkündete mit bewegter Stimme den Wahrspruch. Mit Stimmeneinhelligkeit sei das Nichtschuldig ausgesprochen worden.

Wenige Minuten darauf hatte der Gerichtshof das formelle freisprechende Urteil hinzugefügt, und der Prozeß war beendet. Van Tenius drückte dem Polen die Hand und sagte ihm, er sei frei.

Martha Neubrodt und einige der polnischen Arbeiter drängten sich an das Geländer der Anklagebank und beglückwünschten den lachenden Twardki.

Als Marianne sich auf Zureden der Tante erheben wollte, mußte sie sich an der Stuhllehne festhalten.

„Na ja, es ist auch ein Unsinn. Du bist es nicht gewöhnt, mein Kind."

Der Assessor beeilte sich, seinen Arm anzubieten, und Marianne mußte die Unterstützung ganz willenlos annehmen.

„Ich bitte um Verzeihung," flüsterte sie. „Wenn Sie uns zu einem Wagen bringen wollten."

Fest in den Arm ihres Begleiters gehängt, schritt sie langsam die Treppe hinunter. Auf dem Korridor vor dem Schwurgerichtssaal stand eine Menge Menschen. Dicht an der Tür der Verteidiger. Die Stiftstante bemerkte ihn zuerst und nannte laut seinen Namen. Er blickte auf und sah Marianne am Arm des Assessors. Er trat im Gedränge etwas näher. Sie lächelte gezwungen. Endlich flüsterte sie:

„Bitte, liebe Tante, ich möchte ... dem Rechtsanwalt ..."

„Du hast ganz recht, Anna Maria. Es ist ihm auch Glück zu wünschen. Ich hätte ihn auch freigesprochen. Ich habe noch niemals ... Jawohl, Herr Rechtsanwalt, bemühen Sie sich doch herüber. Wir müssen Ihnen Glück wünschen. Und ... Guten Tag, Herr Rechtsanwalt, meinen herzlichsten Glückwunsch. Und meine Nichte ist vor Aufregung beinahe ohnmächtig geworden. Der Herr ist so freundlich, und darf ich ...

Der Kammergerichtsassessor und der Herr Rechtsanwalt kannten einander flüchtig und wechselten einige Worte.

Immer noch hatte van Tenius kein Wort von Marianne vernommen. Jetzt ließ sie mit einem festen, verlegenen Lächeln den Arm ihres Begleiters los und sagte mit zitternd flüsternder Stimme:

„Ich bin nicht mehr schwach, ich danke. Herr Rechtsanwalt ... Ich fürchtete, wir würden uns nicht so bald wiedersehen. Nun bin ich da."

Sie konnte nicht weiter sprechen und atmete schwer. Sie lächelte dabei und nahm den Arm des Assessors nicht wieder an.

Unsicher schaute van Tenius sie an.

„Und muß ich fürchten, gnädige Frau, daß wir uns so bald nicht wiedersehen?"

„Ich weiß nicht, Herr Rechtsanwalt. Ich bin wirklich ... ich bin ... ich bleibe bis ... Vielleicht bin ich morgen

vormittag noch bei meiner Tante. Suchen Sie mich dort auf. Auf die Gefahr hin ... Wenn es mir nicht möglich ist, Sie zu sehen, so werde ich schon abgereist sein."

„Sie ist ganz konfus, Herr Rechtsanwalt. Aber Anna Maria! Du meinst, wenn du abgereist sein wirst, wirst du den Herrn Rechtsanwalt nicht sehen können."

Marianne rang nach Atem.

„Kommen Sie ganz früh."

Zweimal zuckte sie mit ihrer rechten Hand, und dann streckte sie sie ihm entgegen.

„Kommen Sie ganz früh, lieber Freund. Ich glaube, ich werde nicht reisen. Und jetzt, der Herr Assessor war so gütig. Er wird uns zu einem Wagen bringen."

„Auf Wiedersehen!" sagte van Tenius mit einer ganz unmotivierten Betonung.

„Merkwürdig," erwiderte der Assessor auf eine Bemerkung der Stiftstante. „Er ist sonst ein ganz famoser Mensch. Aber diese Rechtsanwaltskarriere ... er hat ja förmlich schon theatralische Betonungen. Aber ich bitte um Verzeihung. Die Herrschaften sind mit ihm näher bekannt."

„Er war mit meinem Neffen befreundet. Mein Neffe war darin sehr eigen."

Die Tante plauderte weiter, und der Assessor führte die Damen artig zu einer Droschke.

„Darf ich die Kühnheit haben, mich morgen nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen?"

„Sie sind wirklich sehr gütig, Herr Assessor, vielen Dank."

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Marianne blieb auf der Heimfahrt still, erklärte aber, sie wäre nicht krank. Die Tante möchte sich nur nicht um sie kümmern. Das alte Fräulein von Ossendorff war auch durch alles Erlebte zu aufgeregt, um viel über den Zustand ihrer Nichte nachdenken zu können. Nur zu schweigen vermochte sie nicht. Sie schwatzte unaufhörlich von einzelnen Momenten des Prozesses; doch wer sie so reden hörte, hätte glauben müssen, im Prozeß hätte es sich um die Ermordung einer alleinstehenden Dame gehandelt.

Marianne hörte nicht zu. Langsam begann eine entsetzliche Angst sie zu überschleichen. Sie fühlte Fieberkälte durch ihre Glieder jagen.

Plötzlich weiß sie es. Sie wird schwerkrank werden, viele Wochen mit dem Tode ringen und endlich sterben. Dann erst wird van Tenius erscheinen und wird an ihrer Leiche alles bekennen.

Marianne fröstelte wieder, als sie endlich vor der Wohnung der Stiftstante ankam. Mühselig schleppte sie sich die vier Treppen hinauf.

„Ach Gott, ach Gott, mein Kind, und gerade weil es oben so viel gesünder sein soll ... Und jetzt du, in deinem Zustand! Ich habe es aber immer gesagt, Gerichtsverhandlungen sind nichts für uns."

Marianne wehrte ab und erholte sich rasch, als sie in der Wohnstube niedersitzen konnte und eine Tasse heißen Tee getrunken hatte.

„Ja, mein Tee, der ist noch vom guten, alten Tee. Jetzt wird alles gefälscht. Und nun ein Hühnchen, mein liebes Kind. Du hast ja den ganzen Tag nicht mehr gegessen als ein Kanarienvogel."

Die gute Tante hatte ein förmliches Diner herrichten lassen, ein Diner für zwei der sieben Zwerge.

Marianne nahm nur einige Fasern und bat dann um Verzeihung, wenn sie zur Ruhe ginge. Die Tante sprang auf und sorgte für sie wie für ein kleines Kind. Die Stiftstante hatte ihr eigenes Bett im Salon für Marianne aufschlagen lassen. Im Alkoven nebenan, der vom sogenannten Salon nur durch eine breite Portiere getrennt war, wollte die Stiftstante auf dem kurzen Salonsofa schlafen.

Marianne hatte nur den brennenden Wunsch, allein zu sein. Eilig schlüpfte sie aus ihren Kleidern und legte sich nieder. Die Tante deckte sie mit einer schweren, verblichenen Seidendecke zu, setzte sich auf den Bettrand und sagte:

„Ich weiß, mein liebes Kind, du möchtest gern schlafen. Nur eins. Du hast heute früh gesagt, du wolltest morgen schon vor sieben Uhr frühstücken, um nach dem Bahnhof zu fahren. Nun ist freilich das Hühnchen da. Aber trotzdem möchte ich wissen ..."

„Es ist unmöglich, liebe Tante. Ich kann morgen früh nicht reisen. Du mußt mich noch ein paar Stunden länger bei dir behalten."

„Das ist es ja eben, mein liebes Kind. Du hast für morgen sogar Besuch eingeladen. Der Assessor wird vielleicht kommen, und der Rechtsanwalt sehr früh. Welche Stunde ist nun sehr früh? Nämlich du weißt, liebes Kind, ich habe augenblicklich außer meinem Schlafzimmer nur diese beiden Räume. Es ist auch genug, ein bißchen hoch, aber sonst, ich glaube, man kann nichts einwenden. Nur das, du weißt, liebes Kind, der Salon muß wieder

hergerichtet und der Kamin geheizt werden, und da möchte ich doch wissen, wann du aufstehst."

„Sehr früh, liebe, gute Tante, wenn du mich jetzt nur schlafen lassen wolltest. Ich bin so müde."

„Gute Nacht, mein liebes Kind, und sei nicht böse, wenn ich nachher noch einmal durch dein Zimmer schlüpfe. Das meine hat augenblicklich keinen andern Zugang, und ich muß doch mit dem Mädchen noch rechnen, weil wir ja morgen Gäste haben. Gute Nacht, mein liebes Kind."

Sie beugte sich herab und gab Frau von Ossendorff einen innigen Kuß auf die heiße Wange.

Als sie endlich allein war, wäre Marianne gern aufgesprungen, um ihre Aufregung hin und her zu führen. Sich anziehen, fortstürzen, straßauf, straßab. Aber sie durfte nicht, so legte sie ihren schweren Kopf geduldig auf ihren Arm und schloß die Augen. Sie wollte sich Mühe geben, klar zu denken, zu fassen, was vorgefallen war, und sich, rücksichtslos gegen sich und ihn, die notwendigen Folgen zu überlegen. Nur ein kurzes Weilchen wollte sie bei der Erinnerung verweilen, wie Robert, ohne ihre Nähe zu ahnen, so schön von seiner Liebe gesprochen hatte, seiner unverlorenen Liebe ...

Darüber mochte sie wohl eingeschlafen sein. Einmal war es ihr, als ob jemand durchs Zimmer schlich und vor ihrem Bett stehenblieb. Dann, nach langer, langer Zeit, war es ihr wieder, als ob eine glühende Sonne langsam am Fußende des Bettes aufging und sie ruckweise bis hinauf zu den Armen durchglühte. Dann wußte sie von gar nichts, bis sie die leise Stimme der Tante aus dem Wohnzimmer vernahm. Es war ein klarer Wintermorgen und Zeit aufzustehen.

Nach einer kleinen halben Stunde öffnete sie die Tür und bot der Tante einen Guten Morgen.

„Nein, aber, Kindchen! Das ist recht, das ist brav! Wie ein junges Mädchen siehst du wieder aus. Das ist

recht! Ich hätte die ganze Nacht aufbleiben mögen, um dich schlafen zu sehen. Du glückseliges junges Geschöpf."

Ohne Grund traten der Tante die Tränen in die Augen, und sie gab ihrem Gaste einen herzhaften Kuß auf jede Wange.

„Und nun ordentlich gefuttert nach dem gestrigen Fasttag. Heute kannst du ordentlich zulangen, ich habe daran gedacht, daß wir Gäste erwarten. Sei nur nicht böse, wenn das Mädchen inzwischen den Salon in Ordnung bringt. Es wäre schrecklich ... wir werden uns selber bedienen."

Marianne trank ihren Kaffee und langte dann wirklich zu. Außer dem Hühnchen, das geschickt zerschnitten war, so daß man die paar fehlenden Fasern kaum bemerkte, und außer dem Reste des Heeringssalats standen wieder eine Menge Tellerchen auf dem Frühstückstisch herum. Zu den Herrlichkeiten von gestern war noch ein kleines Fläschchen mit Ungarwein gekommen, drei Näpfchen mit verschiedenen Arten Cakes, ein Fingerhut voll Honig und eine verunglückte kleine Flunder.

Marianne naschte da und dort, bis endlich ein tapferer Hunger über sie kam und sie zur freudigen Verwunderung der Tante drei von den kleinen Weißbrötchen verzehrte.

„Das ist recht, das ist recht!" rief die Tante immer wieder mit staunender Befriedigung.

Als Marianne erklärte, bis zum Mittagessen nicht einen Bissen mehr nehmen zu können, räumte die Tante die ganze Märchenwirtschaft sorgsam in das altmodische Büfett und sprach dabei von diesem und jenem. Endlich setzte sie sich wieder hin, legte die feine dürre Hand auf die Schulter ihrer Nichte und sagte:

„Und nun, mein Kind, sag'! Soll ich schweigen, so tu ich's. Darf ich aber reden, so tu ich's noch lieber. Du weißt ja."

Marianne reichte ihr die Hand.

„Sprich, ich bitte dich darum."

„Also sieh, liebes Kind. Damals in der Schweiz, ich mußte wirklich des Mädchens wegen weg, und sie ist ja auch soweit ganz gut. Und die Gesellschaft fuhr ja um die Zeit schon nach Hause. Man kehrt um die Zeit immer ... nun ja, aber etwas war zwischen uns, du hast außer mir nicht leicht eine Verwandte, der du vertrauen kannst. Und auf die Verwandtschaft kommt es sehr viel an, viel mehr als du glaubst. Da sind wir also bei den Ossendorffs. Sieh, mein Kind, du bist ja von Geburt nur weitläufig mit uns verwandt, aber dein armer Mann war einer, und ein Vollblut. Wie du nun anfingst und von dem Rechtsanwalt redetest, du hast keine Ahnung, wie oft und wie, da merkte ich bald, wie es um dich stand, und glaubte dich aufmerksam machen zu müssen, daß es unmöglich sei. Wenigstens von Adel muß doch dein zweiter Mann sein. Das hast du auch eingesehen und bist gar nicht in Berlin geblieben, wie eine brave Frau."

„Es ist nicht ganz so, liebe Tante."

„Nun bist du aber doch wieder hergekommen, um seine Rede zu hören. Dagegen habe ich nichts. Ich bin wirklich nicht so dumm, wie mein gewohntes Geschwätz. Aber du hast ihn aufgefordert, dich zu besuchen. Sieh, mein Kind, da bist du wieder so weit, und es hat sich doch seit einem viertel Jahr nichts verändert."

Marianne faltete die Hände auf dem Tisch und blickte verwundert vor sich hin. Es hätte sich nichts verändert?

„Sieh, mein Kind, ich will dich nur an zwei Ossendorffs erinnern. Lach mich nachher aus. Die alte Tante ist nicht dabei gewesen, bei den Kreuzzügen und dem Dreißigjährigen Krieg, aber sie weiß die Sachen doch besser als ihr. Da ist also erst der Ritter Gautier von Ossendorff. Ich weiß, die Chronik selbst hält es nur für eine Legende. Die ist aber darum nicht weniger schön. Gautier hatte sich ein Lebensziel vorgesetzt, ein einziges großes. Die heilige Stadt

Jerusalem hatte er sich zur Geliebten erkoren, und vor der heiligen Stadt Jerusalem wollte er niederknien und in ihrer Nähe seine Tage beschließen. Er brach auf vom Rheinfluß und pilgerte nach dem Morgenland; da stellten sich ihm Abgesandte des Teufels in den Weg in Gestalt giftiger Würmer, streitbarer Männer und schöner Frauen. Gautier wanderte fürbaß, Schritt für Schritt, immer geradeaus nach der Stadt Jerusalem. Ohne je einen Fußbreit vom Wege abzuweichen, immer gleichmäßig, nie langsamer, nie schneller. Wer sich ihm in den Weg stellte, der fiel von seinem Schwerte. Drei Giftwürmer erschlug er auf dem Wege, dreiunddreißig streitbare Männer und sieben schöne Weiber. Er wurde ein Einsiedler, und als er zum Sterben kam, da beichtete er die Schuld, daß er drei Giftwürmer, dreiunddreißig Männer und sieben Weiber erschlagen habe, um seinen Weg zu verfolgen. Da rief eine Stimme vom Himmel: Komm zu mir, mein geliebter Sohn, denn du hast den Glauben und die Kraft bewährt vom deutschen Adel."

Marianne blickte sinnend vor sich hin.

„Nicht wahr, liebe Tante, das soll der Stammvater derer von Ossendorff gewesen sein? Sein Glaube und seine Kraft gefallen mir. So muß ein Mann sein, daß er um seines Weges willen das Schwert gebraucht."

„Siehst du, Anna Maria, du würdest dich auch mit keinem wohlfühlen, der nicht von Adel ist. Sieh, und dann war der Hauptmann im Dreißigjährigen Krieg. Die Chronik nennt ihn einfach Friederich Ossendorff. Aber es ist historisch nachgewiesen, daß er einer von uns war. Siehst du nun, Anna Maria, wie Friederich bei der Plünderung von Magdeburg große Beute machte und ein anderer Hauptmann ihn hindern wollte, da stach ihn Friederich nieder. Siehst du, mein Kind, ich kann mir einen gesitteteren Menschen vorstellen als diesen Hauptmann. Aber

es ist doch schön, so zu blättern und zu träumen und sich zu sagen, ich weiß, wer meine Ahnen waren, so oder so. Und siehst du, was ich dir damals in der Schweiz nicht gesagt habe, was ich dir aber jetzt sagen muß: Wölfis wegen darfst du nicht wieder daran denken. Wölfi kennt schon alle diese Geschichten und wird auch von seinem Vater als von einem Helden sprechen hören. Und soll doch selbst ein ganzer Ossendorff werden. Da geht es doch ganz unmöglich, daß du ihm einen Vater gibst, der höchstens noch von seinem eigenen Großvater etwas weiß, und dessen Urahn vielleicht von Wölfis Urahnen ausgepeitscht worden ist. Und dann überhaupt. Es geht nicht. Dein kleiner Sohn ist einer von Ossendorff, und wenn er schon einen zweiten . . . Anna Maria, das mußt du doch einsehen, von Adel müßte er sein."

Ernst blickte Marianne auf. Das alte Fräulein hatte sich erhoben.

„Liebste beste Tante, wenn du mir nur sagen könntest, wer von Adel ist und wer nicht?"

„So schwatze doch nicht, Kind. Man ist eben von Adel oder man ist es nicht."

„Nun ja, liebste Tante, aber du bist doch so klug . . ."

„Na na, Kind, das hör ich zum erstenmal von dir."

„Du wirst doch nicht nur so nachsprechen, was dir anerzogen ist. Tante, was ist Adel eigentlich? Ich meine, was ist das, was man erbt, wenn man adlig geboren ist?"

„Ach, Kind, raisonnier' nicht."

„Doch, Tante, gerade raisonnieren möchte ich. Hab und Gut, die alte Kriegsbeute kann es doch wohl nicht sein. Es gibt doch auch Arme von Adel."

„Ach, liebes Kind."

„Das gibst du also zu, Tante. Und höhere Geistesbildung kann es doch auch nicht sein, denn es gibt ja jetzt viele Bürgerliche, die sich durch Bildung mehr auszeichnen . . ."

„Ach ja, da hast du recht. Das ist eben die neue Zeit."

„Was also ist Adel? Denn ich muß dir sagen, Tante, ich bin furchtbar aristokratisch, ich fürchte, ich bin noch weit aristokratischer als du. Du begnügst dich damit, daß einer einer alten Familie angehört, ich aber, ich weiß nicht, wie ich sagen soll, ich prüfe, ob er den adligen Besitz auch ererbt hat. Das habe ich von Ossendorff gelernt. Der hat das oft gesagt. Und hat gesagt, ein adliger Mensch müsse schön und gut sein und stark. Darum hat ihn sein Unglück so wild gemacht. Es hätte ihm seinen Adel genommen, alles, Schönheit, Güte und Kraft. Und wie er, so denke auch ich, geradeso."

„Ach, Anna Maria, ist das dein Ernst? Das freut mich, daß du ... ich habe wirklich schon gefürchtet ... und dein seliger Mann, es ist erstaunlich. Artillerieoffiziere haben sonst immer so moderne Ansichten."

„Und ich, liebste Tante, bin die Schülerin Wolfgangs. Wo ich Schönheit, Güte und Kraft sehe, da sehe ich Adel."

„Anna Maria, das ist Unsinn. Wenn du das nur siehst ..."

„So ist mir das genug. Für mich ist er schön, wenn du auch vielleicht findest, daß er einen Stiernacken hat. Für mich ist er gut, wenn er auch hart sein kann gegen die ganze Welt."

„Und dein Mann hat doch unrecht gehabt. Von Schönheit und Güte steht in den alten Chroniken nichts. Niemals heißt es von den Ahnen so. Immer ist nur von Glauben und Kraft die Rede, wie du das genannt hast. Rechtsanwalt ist keiner gewesen."

„Und Kraft, ja wohl, Kraft hat er für mich bewiesen, wie nur einer von unsern stärksten Ahnen."

„Um Gottes willen, liebes Kind, hat er sich für dich duelliert? Um deinetwillen? Mit wem?"

Mariannens Gesicht nahm plötzlich einen starren Ausdruck an, und sie sagte fest:

„Ja, liebe, gute Tante, er hat sich duelliert, und hat im Duell für mich ... ich weiß es nicht genau ... Ich glaube, er hat zwei Menschen getötet um meinetwillen. Einen, der mir im Wege stand, der unserm Glück im Wege stand ..."

„Anna Maria!" schrie die Tante entsetzt auf.

„Einen Schurken, liebe Tante!"

„Gott-sei Dank. Ich war so verwirrt."

„Und dann hat er noch einen getötet, einen alten Menschen seines eigenen Namens."

„Van Tenius!"

„Ja wohl, einen alten van Tenius, der so stark war wie er, so schön wie er, so gut wie er, der aber nicht vom modernen Adel war. Getötet hat er um mich. Und ich liebe ihn, und wenn er mich will, wenn er mich jetzt noch will, so werde ich sein Weib."

„Anna Maria, liebes einziges Kind, tu' uns das nicht an, sei barmherzig! Es ist ja wahr, wenn er alles um deinetwillen getan hat ... und wenn du es auch nur so bildlich meinst ... aber es geht ja nicht."

„Ich bin noch jung, Tante, und verlange nach Glück. Und es gibt nur ein Glück für mich, nur eins, nur eins, nur bei ihm! Liebste beste Tante, ich schwöre dir, es ist immer rein gewesen zwischen uns, und er weiß nicht, wie ich ihn liebe. Dir aber sage ich's, ich habe ihn unaussprechlich lieb."

Marianne war aufgesprungen, umschlang das alte Fräulein und schluchzte wie ein Kind auf ihrer Schulter. Die Tante streichelte mit beiden Händen den lieben Kopf und murmelte unverständliche Worte und zwinkerte dazu mit den großen Augen. Ihr wurde, wie sie ganz vergessen hatte, daß einem Menschen werden kann. Vor mehr als vierzig Jahren ... und langsam traten Tränen in ihre Augen; dann kamen sie reichlicher, und endlich floß es die gelben Wangen herunter, und die Stiftstante weinte seelenvergnügt auf das

blonde Haupt ihrer Nichte herunter. Eine lange Weile konnte sie nicht sprechen und auch nicht sehen. Dann holte sie das Taschentuch, wischte sich das ganze alte Gesicht, trocknete Mariannens Blondhaar und begann:

„Das ist wunderschön. Das ist wirklich ..."

Die Stiftstante atmete schwer; dann sagte sie leise:

„Sieh, mein liebes Kind. Es ist lange, lange her. Im tollen Jahr war's, wie sie's nennen. Jetzt weiß ich nicht, war es Neunundvierzig oder Achtundvierzig oder Fünfzig. Ein wunderschönes Frühjahr war, das weiß ich noch. Wir haben uns leidenschaftlich liebgehabt. Lach mich nicht aus. Ich altes Weib. Es war das Jahr, in dem die Welt unterzugehen schien. Der König und der Adel und alles zusammenbrechen sollte. Und da hab' ich ihn geküßt."

Die Tante schrie auf, selig und unglücklich wie ein achtzehnjähriges Mädchen. Ihre Finger wühlten krampfhaft in Mariannens Haar. Die kannte als eine Familientradition die Geschichte des armen alten Mädchens. Aus der Rheinpfalz war er. Auch ein Jurist. Reicher Leute Kind.

„Ja, ja, da ist denn mein Vater gekommen und ein Onkel, Ossendorffs, Ossendorffs, die ganze Familie Ossendorff, und ich habe mich bereden lassen, weil mir das Ganze höher stand als ich, weil ich mich zur Familie bekannte. Und habe ihm ... meinen letzten Brief habe ich ihm geschrieben ... dann haben sie ihn umgebracht, auch im Duell, die Ossendorffs. Und ich sage dir, trotzdem bin ich stolz ..."

Marianne liebkoste die harten Hände des alten Fräuleins; hob ihren Kopf und unterbrach sie.

„Tante, einen Augenblick! Wenn er, dein Geliebter ..."

„Ach, Anna Maria! Wie kannst du ..."

„Was war er denn? Wenn er Kraft gezeigt und einige Ossendorffs umgebracht hätte, statt sich töten zu lassen, wärst du nicht glücklich geworden?"

Wie ein fragendes Kind blickte Frau von Ossendorff zur Tante auf. Die benetzte ein paarmal ihre vertrockneten Lippen, und wie ein Schimmer vergangener Schönheit und Liebe glänzte es flüchtig aus ihren Augen. Fest hielt sie die Hände Mariannens, lange und ernsthaft. Dann sagte sie:

„Nein. Viele Nächte lang habe ich so gerufen und mit der Vorsehung gehadert. Jetzt aber sage ich dir: nein."

Ruhig stand Marianne auf.

„Dann wollen wir nicht weiter darüber sprechen. Dann bin ich anders als du. Und noch eins. Ich weiß noch nicht, was geschehen wird. Vielleicht werde ich tun müssen nach deinem Willen. Wenn er es will. Was immer aber sein Wille ist, die Ossendorffs, alle, von Köln bis Straßburg, sie werden nicht mitsprechen dürfen. Ich habe keine Familie über mir. Ich bin selbst eine Ossendorff, ich fange doch an es zu fühlen."

„Und du glaubst wirklich, ich hätte ... Nein, Anna Maria, damals war man noch nicht so ..."

Die Tante ging eilig hinaus und kam erst nach einer Viertelstunde zurück. Die weißen Scheitel waren wieder geglättet, die Augen glanzlos, das graue Kleid in Ordnung. Marianne hatte am Schreibtisch ein Telegramm aufgesetzt. An Frau Krieger. Das Mädchen könnte die Depesche wohl besorgen?

„Natürlich, mein liebes Kind. Sie ist darin sehr zuverlässig. Sie besorgt die Telegramme immer. Frau Krieger erhält deine Nachricht vielleicht schon in einer Stunde. Du telegraphierst oft?"

Neugierig nahm die Tante das Blatt in die Hand, wunderte sich, daß es so einfach sei, ein Telegramm aufzusetzen.

„Das ist das Schwere an den Telegrammen, diese Kürze. Deshalb sind sie auch nicht vornehm. Das ist wie mit der Eisenbahn, die ist auch nicht vornehm."

Es entstand eine Pause. Dann fing die Tante herzlich von Wölfi zu reden an. Von Zeit zu Zeit blickte Marianne nach ihrer Uhr, und jedesmal sah dann die Tante nach einem leeren Fleck an der Wand. Als ob sie es wie einen Vorwurf empfunden hätte, daß dort keine Uhr hing.

Es war nicht mehr weit von elf Uhr, als es scharf zweimal nacheinander klingelte. Die Tante reckte sich kerzengrade auf, Marianne faltete die Hände. Nach einem Weilchen erschien das Mädchen und überreichte eine Karte auf silbernem Brett.

„Herr Rechtsanwalt van Tenius?" sagte das alte Fräulein. „Es ist etwas früh; da du ihm aber deiner baldigen Abreise wegen das Recht eines so frühen Besuchs eingeräumt hast, so kann er empfangen werden. Der Herr ist willkommen. Führen Sie ihn in den Salon."

Das Mädchen ging wieder hinaus. Die Tante faßte noch einmal Mariannens Hände.

„Tu's nicht."

„Ich habe ihn lieb, meine liebe, gute Tante. Und wenn er mich mag, so werde ich sein Weib."

Da zog das Fräulein ihre Nichte an sich heran und gab ihr einen Kuß auf die Stirn.

„Komm hinein und benimm dich gut. Darin wenigstens könntet ihr von uns alten Leuten lernen."

Die Damen gingen in den Salon, begrüßten den Rechtsanwalt, und es begann ein Gespräch über den gestrigen Prozeß. Die Tante war sehr freundlich und redselig und fühlte von Minute zu Minute mehr, daß sie einfach schrecklich war. Sie ließ das Gespräch fallen und entschuldigte die Lage und Enge ihrer Wohnung.

„Ich bin am Rhein geboren, Herr Rechtsanwalt, und hatte als Kind immer von meinem Fenster aus einen schönen weiten Blick. Sehen Sie hier, vier Treppen hoch, im

Winter sind die Bäume ja kahl, aber im Frühjahr, kein Berliner glaubt, wie schön das ist, so über die Baumkronen hinweg."

Wieder entstand eine Pause.

„Was mir einfällt, liebes Kind, dein Telegramm! Das kann ich dem Mädchen nicht anvertrauen. Die kennt den Weg gar nicht. Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt, das Telegraphenamt ist dort oben in der Oranienburger Straße, oder dort hinter Gerson?"

„Nein, mein gnädiges Fräulein, Sie können die Depesche auf dem nächsten Postamt aufgeben."

„Ach, aber wichtige Depeschen sind doch immer hinter Gerson? Nicht? Also desto besser. Dann bin ich bald wieder da. Auf Wiedersehen."

Vor der Tür kehrte sie noch einmal um.

„Ich sehe Sie noch, Herr Rechtsanwalt. Und daß Sie mich nicht bis ans Ende der Welt haben gehen lassen, das ist brav von Ihnen."

Sie drückte ihm die Hand, küßte ihre Nichte auf beide Wangen und ging fort.

Schluß

Nachdem auch die Korridortür zugefallen war, blickte Marianne auf. Ihr schien eine frohe Lösung leicht und natürlich. Jetzt erschrak sie. So ernsthaft und hart sah van Tenius sie an. Erwartungsvoll und zuversichtlich. Dann griff er nach seinem Ueberzieher und holte mit einem Griff einen Briefumschlag und einen Revolver hervor. Der Brief schien viele Bogen zu enthalten. Ein Aktenkuvert umschloß ihn, mit rotem Lack feierlich versiegelt. Die Waffe war ein starker sechsläufiger Armeerevolver. Van Tenius legte beides auf das Tischchen neben Marianne.

„Hätte ich den Polen nicht herausgehauen, so hätte ich mit diesem Schießzeug den schlechten Verteidiger bestraft. Und dann wären diese Briefschaften, die ich vor acht Tagen als mein Testament bei Gericht niedergelegt habe, eröffnet worden. Es ist aber kein letzter Wille. Es ist nur ein bißchen Denunziation und ein bißchen Tagebuch. Ich habe die Papiere heute früh abgeholt und lege sie in deine Hand. Auch die Waffe, wenn du dich vor ihr nicht scheust."

Marianne stand auf. Ruhig und bleich nahm sie den Revolver in die Hand.

„Ich fürchte mich nicht. Aber ich meine, man sollte solche Dinge nicht zu nahe haben. Man sollte immer noch drei Schritte machen müssen, nach dem Entschluß."

Sie ging bis zu dem alten Trumeau und legte den Revolver auf die Spiegelkonsole zwischen einige Muscheln und Porzellanhündchen. Dann kehrte sie auf ihren Platz zurück.

„Er läuft uns dort nicht davon. Und dein Testament will ich nicht lesen."

„Ich will nicht," rief sie nach einem Weilchen noch einmal. „Wirf es ins Feuer."

„Du bist sehr verständig," sagte van Tenius und griff nach dem Umschlag. Als er vor dem Ofen stand, sagte Marianne:

„Doch. Wenn du glaubst .... Die letzten Worte möchte ich wissen."

Van Tenius zog eines der kleinen Stühlchen heran, setzte sich schwer nieder und riß den Umschlag auf. Er warf ihn ins Feuer, auf die glimmenden Kohlen und dann nacheinander die einzelnen Bogen des Schriftstücks.

„Hier aus den ersten Tagen. Es ist noch im März niedergeschrieben. Hier eine zusammenhängende juristische Darlegung aus dem wunderschönen Monat Mai. Hier höchst philosophische Betrachtungen aus der Zeit, da du verreist warst. Das Schlußwort willst du lesen?"

„Lies es mir vor. Leise."

„. . . Ich beende meine Niederschriften und werde sie heute bei Gericht deponieren für den Fall meines plötzlichen Todes. Vielleicht können sie etwas zum Fortschritt der gerichtlichen Psychologie beitragen. Es ist mir völlig gleichgültig geworden, ob Zerpens Tod gesühnt wird oder nicht. Vergossenes Blut schreit nicht um Rache. Nur das Blut der lebendigen Mitmenschen. Die Angst vor Mördern macht alle Menschen zu Verwandten. Blutrache aus Furcht, das ist die Gerechtigkeit.

Wenn's gut abläuft, werde ich mich nicht justifizieren, sondern weiter leben nach Kräften. Und das denke ich mir so. In Bann und Acht bin ich durch mein eigenes Gericht. Nicht aber, weil ich Reue oder Gewissen in mir entdeckt habe. Meine Nächte sind frei von Gespensterfurcht. Ausgestoßen bin ich aus der Herde, weil die Instinkte der Herde mich nicht mehr treiben. Die Gesellschaft kann mich nicht mehr brauchen, weil ich hinausgelangt bin über ihre Instinkte, über ihre Sitten und Gesetze. Einsam bin ich geworden durch

die Freiheit von Sitte und Gesetz. Die Einsamkeit ist die Strafe des Verbrechers, der nicht etwa mit Verbrechern eine neue Herde mit neuen Instinkten bilden will. Und es gibt nicht einmal ein einziges Ausnahmewesen, das dem Gebannten die Einsamkeit tragen helfen wollte."

Van Tenius blickte nicht auf. Er hörte nur einen wimmernden Laut. Er las weiter.

„Nur eine Rettung gibt es. Wenn die Wandervögel im Herbste südwärts ziehen, dann lehren sie ihre Instinkte oder ihre Sittengesetze oder ihre Fürsten, daß sie als geschlossener Keil, als Masse die Luft zu durchmessen haben. Die einzelnen wären nicht stark genug. Wenn aber so ein einzelner Vogel zu schwach ist, wenn er sittenlos und gesetzlos seine Stelle im geschlossenen Keil verläßt, so fällt er auch gewiß bald hinunter und verkommt. Nur eins kann den Gesetzlosen retten wie mich. Wenn er stark wäre, stärker als alle anderen, wenn er sich selbst an die Spitze stellte, wenn er selbst den Keil führte nach einem neuen Sommerland, nach dem Süden seiner eigenen Wahl und seiner eigenen Gesetze. Wer das könnte? Der es täte."

Langsam ließ van Tenius seine Hand sinken und schob den letzten Bogen den andern nach in die zuckende Glut. Er sah ihn verbrennen, dann schaute er auf.

Marianne lehnte in ihrem Stuhl zurück. Ihre Arme hingen herab, und sie atmete schwer. „Ich ... ich ..." Sie flüsterte.

„Ich bin dir ein Grauen geworden. Ich muß dir ein Grauen sein," sagte van Tenius mit erzwungener Ruhe.

Marianne schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln; sie flüsterte wieder: „Nein, nein."

„Ich bin ein Verbrecher."

„Nein," rief Marianne und legte beide Arme auf die Lehnen ihres Stuhls. „Ich weiß es nicht, und ich glaube es nicht. Wie schlecht kennst du das Weib."

Jetzt erhob sich van Tenius und ging auf Marianne zu. Wie mit eisernen Schraubstöcken faßte er sie an den Handgelenken und sagte:

„So zeig', was du kannst! Der Weg ist klar. Nicht immer sind wir tapfer genug, ihn betreten zu wollen. Jetzt aber! Das ist die Stunde! Komm mit mir. Ich werde eine sichere Hand haben. Erst du, dann ich. Es ist vorüber, ehe dein Lächeln erlischt."

Marianne lächelte wirklich. Emporziehen hatte sie sich lassen zu ihm, und immer noch fühlte sie ihre Handgelenke von seiner Kraft umpreßt. Ganz in seiner Gewalt, und doch frei geworden.

„Nein!" rief sie laut. „Nein! Wenn du mich nicht ermorden willst. Nein! Ich will leben! Nimm mich zum Weib. Ich möchte dir helfen."

Van Tenius preßte ihre Hände gegen seine Brust, daß Marianne aufstöhnte. Dann tappte er mit beiden Händen nach ihrem blonden Haar und flüsterte:

„Ich will ja nicht, ich habe es mir geschworen. Ich will dich ja nicht! Und du weißt nicht, welchem Leben du entgegen gingst. Ich bin ein Mensch, und habe ich mich losgelöst von den andern, so kann ich nur noch leben für die andern. Nie mehr kann ich vielleicht ganz froh werden, nie mehr kann ich dem Augenblick gehören, nie mehr der Gegenwart. Mal dir's aus, mein Herz! So wie du kann ich nicht mehr lieben. Ich warne dich. Hörst du? Und noch eins. Meine Warnung nützt dir nichts mehr. Denn ich lass' dich nicht mehr. Mein Eigentum bist du. Ein Werkstein bei meiner Arbeit, mein Werkgehilfe, dem ich befehlen werde, wie ich dir jetzt befehle."

Er hatte ihren Kopf weich zwischen beide Hände gefaßt.

„Ich fürchte mich nicht," sagte sie, „und den Knaben, den hast du doch ein bißchen lieb, nicht wahr?"

Die letzten Worte klangen doch ängstlich.

„Darüber sei ruhig. Ich habe ihn lieb, und zu meinem Schüler will ich ihn erziehen, wenn er will. Frische Kräfte werden wir brauchen. Und du wirst sehen, es ist schwer, dem Keil voranzufliegen. Sie werden mich bald verbrauchen."

„Die Zukunft wird von selber kommen. Wir brauchen sie nicht heranzupeitschen. Komm, Robert. Setz' dich nieder und ruh' aus. Da, in Tantens altem Lehnstuhl. Ich will ein bißchen Ordnung machen."

Sie schürte mit dem Feuerhaken die Papierasche durcheinander und holte dann langsam den Revolver vom Spiegelsims.

„Er ist geladen," sagte van Tenius.

„Natürlich," erwiderte sie.

Dann zog sie kunstgerecht den eisernen Bolzen heraus, schlug die Klappe zurück und nahm zwischen Schloß und Lauf die Revolvertrommel mit den sechs Patronen heraus. Nachdenklich betrachtete sie die Waffenteile in ihrer Hand und putzte mit ihrem Taschentuch daran herum. Dann sagte sie:

„Das da, die sechs Läufe mit den Patronen, will ich selbst verwahren, jetzt in meinem Handkoffer und später bei deinen Briefen. Und du steckst das übrige wieder in deinen Ueberzieher. Und so wollen wir es halten. Gemeinsam soll unser Wille sein. Nur wenn wir gemeinsam wollen und die beiden Stücke zusammenfügen, nur dann, mein Herz, können wir den andern Weg betreten. Bis dahin . . . gemeinsam leben."

Im Verlag Ullstein & Co, Berlin
erschien ferner in der
Sammlung der
Ullstein-Bücher

von

Fritz Mauthner

Der letzte Deutsche von Blatna

Ein Roman aus Böhmen

Ullstein-Bücher

Neueste Bände:

Der Läufer von Marathon

von Werner Scheff

In Schilderungen voll Glanz und Leben stellt Scheffs kühne Erzählerphantasie eine Weltkonkurrenz in Olympischen Spielen der Zukunft dar. Ein junger deutscher Sportheld ist der Träger der bis zu dramatischer Höhe geführten Handlung, in der mit ihm vor allem zwei Frauengestalten sich hervorheben. Aus seinem Unterliegen im Kampf gegen eine verlockende Leidenschaft ergibt sich der große Konflikt des Romans.

*

Glück ohne Ruh'

von Agnes Harder

Agnes Harder, eine der feinsten Vertreterinnen des Frauenromans, erzählt hier die Geschichte einer Liebenden, die in Treue auch ohne kirchlichen Segen dem geliebten Manne folgt. Sie baut vor uns das ganze Erlebnis dieser Frau auf, mit allem Leid, das ihrer Seele widerfährt. Mit Zartsinn ist das gefaßt, voll Wärme, und mit einem leisen Hauch romantischen Fühlens.

*

Das Geschlecht der Schelme

von Fedor von Zobeltitz

Internationales Gepräge hat der den Schauplatz mehrfach wechselnde Roman. Von der Riviera geht die Handlung hinüber nach New York und von da nach dem wilhelminischen Deutschland. Mit bunten Szenen setzt sie ein und wird dann wuchtig-ernst bis zum packenden, menschlich versöhnenden Schluß.

Ullstein-Bücher

Neueste Bände:

Peter Voß, der Millionendieb

von Ewald Gerhard Seeliger

Dieser Roman ist eine überwältigende Parodie des Detektivromans und zugleich in sich selbst voll abenteuerlicher Spannung und Komik. Um den Erdball herum wird Peter Voß von dem berühmten Detektiv Bobby Dodd gejagt, aber mit Hamburger Mutterwitz spottet er seines Verfolgers.

*

Am Wege der Freude

von Louis Couperus

Dieses Buch des Holländers Louis Couperus, der in der Weltliteratur der Gegenwart als einer der ersten Namen anerkannt ist, ist ein psychologischer Roman. Nicht in nördlichem Lande spielt er, sondern in der heißen Sciroccoluft eines toskanischen Tales, im Kurort Lucca. Durch die reife Kunst des Dichters wird dieses Werk zu einem zeitlosen Gedicht voll süßer, die Tiefen der Seele öffnender Musik.

*

Die Kastellanin

von Felix Hollaender

Hollaenders Roman ist beherrscht von dem edlen, schönen Menschenbild der Kornelie Stillfried. In einem Ort des Riesengebirges lebt sie, die stolze, den Dörflern fremde Kastellanin. Leise Schwermut haftet ihrem unberührten Wesen an. Erst der Tod gibt ihr, als dann Leidenschaft sie überwältigt, die Kraft zu freier Vollendung.